

*Nachrichten aus
dem nördlichen,
dem südlichen und
dem östlichen
Königreich sowie
aus dem Wald der
Phantasie*

oder

Märchen nicht nur für
Erwachsene

von Thomas Frenz

© Thomas Frenz, Passau 2019

Inhalt

Das 1. Märchen:	Die Prinzessin und die Spiegel, <i>oder</i> : Reflexionen über die Schönheit	4
Das 2. Märchen:	Die undankbare Prinzessin, <i>oder</i> : Vom Schaden der Literatur	9
Das 3. Märchen:	Prinzessin A und Prinzessin B, <i>oder</i> : Die Folgen der Faulheit	14
Das 4. Märchen:	Der König mit den zwei Frauen, <i>oder</i> : Das Glück schmilzt am Ende doch dahin	19
Das 5. Märchen:	Der König und der Floh, <i>oder</i> : Wer sucht, der findet?	24
Das 6. Märchen:	Der König, der keinen Sohn hatte, <i>oder</i> : Der schrille Reichstag	30
Das 7. Märchen:	Der König als Astronom, <i>oder</i> : Der modularisierte Big Bang	36
Das 8. Märchen:	Die sieben törichten Prinzessinnen, <i>oder</i> : Vom Sinn der Feenbeauftragten	40
Das 9. Märchen:	Der König und der Konjunktiv (kein: "oder")	44
Das 10. Märchen:	Der König auf der Jagd, <i>oder</i> : Ende und Beginn im Wald der Phantasie	45
Das 11. Märchen:	Der Märchenerzähler und die beiden Prinzessinnen, <i>oder</i> : Aus der Sicht der anderen Seite	50
Das 12. Märchen:	Der König und die Feen, <i>oder</i> : Sag niemals "nie"!	52
Das 13. Märchen:	Die Fee, die an sich zweifelte, <i>oder</i> : Mobbing im Geisterreich	60
Das 14. Märchen:	Der König und die Zahlen, <i>oder</i> : Leg' dich besser nicht mit der Null an!	64
Das 15. Märchen:	Das unglückliche SUDOKU	71
Das 16. Märchen:	Die königliche Doppelhochzeit, <i>oder</i> : Falsche Sparsamkeit, die sich aber erst in einem späteren Märchen rächt	74
Das 17. Märchen:	Der König, der den Verstand verlor und wiederfand, <i>oder</i> : Ein Märchen kann gnädiger sein als die Wirklichkeit	79
Das 18. Märchen:	Die Prinzessin aus der Wüste, <i>oder</i> : Ein Mensch zwischen zwei Feen	83

Das 19. Märchen:	Das Fernsehen in nördlichen Königreich, <i>oder</i> : Vom Nutzen der Kompromisse	90
Das 20. Märchen	Adelgunde Erdmute, <i>oder</i> : Vom Nutzen moderner Technik	95
Das 21. Märchen:	Die mörderischen Prinzen, <i>oder</i> : Das Unrecht hat keine Namen	100
Das 22. Märchen:	Die mörderischen Prinzen (politisch korrekte Fassung)	105
Das 23. Märchen:	Der König und das "Corporate Design" der Monarchie, <i>oder</i> : Hüpfdohle 3	108
Das 24. Märchen:	Der Geheimdienst der Katzen, <i>oder</i> : Politik auf Samtpfoten	113
Das 25. Märchen:	Der König und die Archäologen, <i>oder</i> : Nicht überall ist Nebra	117
Das 26. Märchen:	Das Zauberpferd	123
Das 27. Märchen:	Die Prinzessin und der Spiegel, <i>oder</i> : Schönheit ist nicht alles	129
Das 28. Märchen:	Der König und die beiden Feen, <i>oder</i> : Männlicher Charme zwischen den Fronten	135
Das 29. Märchen:	Der melancholische Schloßgeist, <i>oder</i> : Gespenster sind schließlich auch nur Menschen	142
Das 30. Märchen:	Das unglückliche Märchen	148
Das 31. Märchen:	Die Königin und die Spiegel, <i>oder</i> : Intrigen lohnen sich nicht	151
Das 32. Märchen:	Der eitle Spiegel	156
Das 33. Märchen:	Die sittenstrenge Königin	161
Das 34. Märchen:	Fürstliche Ehen	166
Das 35. Märchen:	Der König, der keine Märchen mochte	171
Das 36. Märchen:	Die Prinzessin und der Küchenjunge, <i>oder</i> : <i>Fortunae rota volvitur</i>	176
Das letzte Märchen:	Das Einhorn und das Zweihorn	182
Genealogische Tabellen und Landkarte		187
Professorales Nachwort		190

Das 1. Märchen:

Die Prinzessin und die Spiegel, oder:

Reflexionen über die Schönheit

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war so schön, daß er alle Spiegel im Palast abräumen ließ. Er fürchtete nämlich, die Prinzessin könnte sich in sich selbst verlieben, wenn sie ihr Spiegelbild sähe, und dann wäre sie nicht mehr bereit, einen der Prinzen aus den benachbarten Königreichen zu heiraten. So ließ der König also alle Spiegel in die Abstellkammer unter dem Dach schaffen, angefangen von den zwölf mannshohen Spiegeln im Thronsaal, dann den ovalen Spiegel am Schminktisch der Königin, schließlich auch die vielen kleinen Spiegel, die die Hofdamen in ihren Handtaschen trugen. Hinter den Staatsspiegeln im Thronsaal kamen übrigens blutrünstige Jagdszenen* zum Vorschein, die der Großvater des Königs dort hatte anbringen lassen.

Der Königin war das alles gar nicht recht, denn sie war fast so schön wie ihre Tochter und liebte es, sich in ihrem Spiegel zu betrachten, während die Zofen ihr die Haare kämmt; aber sie mußte sich drein finden. Der König ließ auch die goldglänzenden Brustpanzer der Leibgarde braun anstreichen und das goldene und silberne Geschirr an der Hoftafel durch hölzerne Teller ersetzen. Auch aus dem Schloßgraben wurde das Wasser abgelassen, um einer eventuellen Reflexion auf der Oberfläche vorzubeugen – was die vier dort ansässigen Nymphen sehr verdroß, die dem Königreich einst gute Dienste geleistet hatten; aber das zählte nicht mehr.

Schließlich wurde sogar der Hofnarr entlassen, als er eine Glatze bekam, denn der König fürchtete, daß sich die Prinzessin in der glänzenden Hautfläche spiegeln könnte. Da war die Prinzessin sehr traurig, denn der Hofnarr war ein gütiger Herr, der alle zum Lachen brachte und nur ganz selten den Dienern ein Bein stellte, wenn sie die große Schüssel mit der dampfenden Suppe hereintrugen.

So wuchs die Prinzessin heran und wußte gar nicht, wie schön sie war. Aber die Prinzen aus den benachbarten Königreichen erfuhren es und begannen, um sie zu werben und den Hof des Königs zu besuchen. Als der erste Prinz kam und die Tochter des Königs erblickte, blieb ihm vor Staunen der Mund offen stehen, denn er hatte noch nie eine so herrliche junge Dame gesehen. Als er dann aber bemerkte, daß an der Hoftafel von hölzernen Tellern gegessen wurde, sagte er zum König: "Eure Tochter ist zwar wunderschön, aber in eine so arme Familie, die nicht einmal goldene Teller hat, möchte ich nicht einheiraten. Da wird die Mitgift ja auch sehr mager ausfallen", stand auf und ging, ohne das Essen auch nur angerührt zu haben.

Da nahm die Königin den König beiseite und zischte ihm zu: "So geht das nicht! Beim nächsten Mal läßt du die goldenen Teller auftragen, sonst bekommt unsere Tochter nie einen Ehemann!" So ließ also der König, als der zweite Prinz eintraf, das Festmahl auf den goldenen Tellern servieren, aber die Prinzessin mußte in ihrem Zimmer bleiben, denn der König fürchtete immer noch, sie könnte in einem der spiegelblanken Teller ihr Bild sehen. Als dann der Prinz fragte: "Wo ist Eure Tochter? Warum nimmt sie nicht an unserem Festmahl teil?", da wußte der König nicht recht zu antworten. Drum dachte sich der Prinz: "Sie wird wohl einen geheimen Makel* haben. Vielleicht hinkt sie oder so etwas", stand auf und ging davon.

Der dritte Prinz war schon etwas älter, hatte aber wunderschönes langes Haar, das ihm in dichten Locken bis auf die Schultern fiel. Er störte sich nicht an dem hölzernen Geschirr, das der König jetzt wieder verwenden ließ, damit die Prinzessin dabei sein konnte, sondern zwinkerte dieser fröhlich zu und begann mit gutem Appetit zu essen. Als aber die Suppe aufgetragen wurde, konnte er sich nicht zurückhalten, streckte den Fuß aus und stellte dem Diener ein Bein. Da erkannte der König, daß es der Hofnarr war, der eine Perücke aufgesetzt und sich als Prinz verkleidet hatte. Er wurde mit Schimpf und Schande davongejagt.

Auch der vierte Prinz hielt nicht um die Hand der Prinzessin an, und das kam so: da die Königin ihre Zofen nicht mehr im Spiegel überwachen konnte, wenn sie frisiert wurde, wurden die Zofen übermütig und trieben mancherlei Schabernack mit ihrer Herrin. Sie färbten ihr die Haare violett, oder sie banden ihr statt einer Blume eine Artischocke* ins Haar, oder statt des Diadems eine Zahnbürste, und ausgerechnet an dem Tag, als der vierte Prinz kam, sogar eine tote

Maus. Als der Prinz das sah, fiel er in Ohnmacht. Seine Diener legten ihn eiligst auf eine Tragbahre und liefen mit ihm davon. Draußen erzählten sie überall, in dem Königsschloß gehe ein böser Geist um. Von da an wurde es still im Palast, und es kamen eine ganze Weile keine jungen Herren mehr, um die Prinzessin zu sehen und eventuell um ihre Hand anzuhalten.

Inzwischen langweilten sich die Spiegel in der Abstellkammer fürchterlich. Niemand kam mehr, um sich in ihnen zu betrachten und ihnen ein freundliches Lächeln zu schenken. Selbst als damals die häßliche alte Hofdame mit dem Doppelkinn den linken Spiegel im Vorzimmer der Königin aus Wut zerschlagen hatte, weil er sie nicht so zeigte, wie sie aussehen wollte, war das immerhin noch eine Abwechslung gewesen – auch wenn sein Zwillingsbruder auf der rechten Seite monatelang geweint hatte und darüber fast blind geworden war. Jetzt geschah gar nichts mehr. Besonders die großen Staatsspiegel aus dem Thronsaal wurden immer melancholischer. Sie hatten paarweise gegenüber gehangen und sich ineinander gespiegelt, so daß der Raum riesengroß erschienen war. Einmal war sogar der spanische Botschafter mit gezogenem Degen auf sein Spiegelbild losgegangen, weil er geglaubt hatte, der portugiesische Botschafter sei ihm bei der Audienz zuvor gekommen. Aber das war lange her, und die Spiegel fühlten sich nutzlos und einsam.

Schließlich gelang es einem kleinen Handspiegel mit elfenbeiner-nem Griff, sich aus der Dachluke abzuseilen, bis er vor einem Fenster hing. Neugierig, wie die Spiegel sind, schaute er hinein und sah eine wunderschöne junge Dame. Sofort zog er sich wieder hoch und berichtete seinen Kollegen ganz aufgeregt: "Unter uns wohnt eine wunderschöne junge Dame, die ich noch nie gesehen habe. Wer mag das wohl sein?" Alle Spiegel schüttelten ratlos die Köpfe, so daß es in der Abstellkammer leise zu klirren begann. Endlich sagte der Spiegel, der über dem Schreibtisch des Hofintendanten gehangen und diesem immer bei den Abrechnungen zugeschaut hatte – er war der klügste von allen –: "Das muß die Prinzessin sein. Damals, als wir sie zuletzt gesehen haben, war sie zwar noch ein Kind, aber inzwischen ist sie gewiß gewachsen und kann sehr wohl eine junge Dame geworden sein." Der Handspiegel rief: "Ich werde sie fragen" und ließ sich erneut herab. Um die Prinzessin auf sich aufmerksam zu machen, schaukelte er hin und her, bis er ans Fenster stieß. Die Prinzessin hörte das Geräusch, öffnete das Fenster und fragte: "Wer bist denn du?" Der Spiegel

antwortete: "Ich bin ein Spiegel." Aber die Prinzessin meinte gar nicht ihn, sondern die junge Dame, die sie aus dem Spiegel anschaute. Und sie fragte noch einmal: "Was ist ein Spiegel? Und wieso kannst du fliegen?" Der kleine Handspiegel mit dem elfenbeinernen Griff versuchte ihr alles zu erklären, aber sie verstand es nicht ganz; sie hatte ja noch nie einen Spiegel gesehen, und auch noch nie ihr eigenes Spiegelbild. Da sagte der Handspiegel zu ihr: "Wir sind ganz viele oben in der Dachkammer. Komm uns doch besuchen!"

Aber das war leichter gesagt als getan. Die Prinzessin – sie war immerhin eine Prinzessin – war nämlich niemals alleine. Immer war eine ihrer sieben Hofdamen bei ihr. Außerdem hatte der König der Prinzessin natürlich streng verboten, die Abstellkammer zu betreten. Jeweils am Samstag hatte jene häßliche alte Hofdame Dienst, die seinerzeit den Spiegel zerbrochen hatte. Sie war inzwischen leider noch häßlicher geworden, aber auch noch älter, und so kam es, daß sie meistens während ihres Dienstes einschief.

So konnte die Prinzessin am nächsten Samstag leise aus ihrem Zimmer schlüpfen. Mit klopfendem Herzen stieg sie die Treppe zur Abstellkammer hinauf und trat ein. Die Spiegel erwarteten sie bereits, denn der kleine Handspiegel mit dem elfenbeinernen Griff hatte alles beobachtet und die Prinzessin angekündigt. Sie trat also ein und war überwältigt: die großen Staatsspiegel versuchten, besonders würdevoll zu reflektieren, die Handtaschenspiegel flogen fröhlich im Raum umher, und der ovale Spiegel vom Schminktisch der Königin seufzte: "Sie ist noch viel schöner als ihre Mutter!" Die Prinzessin setzte sich, und der Spiegel vom Schreibtisch des Hofintendanten erklärte ihr alles: warum die Person im Spiegel sie selbst war, wie man sich mit Hilfe von zwei Spiegeln auch von hinten betrachten kann; und so weiter. Von nun an besuchte die Prinzessin die Spiegel jeden Samstag, während der Handspiegel aufpaßte, daß sie rechtzeitig wieder in ihr Zimmer zurückkam, ehe die Hofdame aufwachte; und wenn es gar nicht anders ging, drehte er sich so in die Sonne, daß er die Hofdame blendete und die Prinzessin ungesehen ins Zimmer schlüpfen konnte.

Dann kam der fünfte Prinz. Er war schöner und stattlicher als alle bisherigen Bewerber, aber der König wollte ihn gar nicht erst empfangen. Viermal hatte er Pech gehabt; ein fünftes Mal wollte er sich nicht blamieren. So wies er die Torwache an, den Prinzen wieder wegzuschicken.

Es traf sich aber, daß just an diesem Tage der jüngste Leibgardist Wache hatte. Das war ein gutgebauter junger Mann mit dichtem langem schwarzem Haar. Ihn ärgerte es gewaltig, daß er mit braungestrichenem Brustpanzer Wache stehen mußte, wo doch der goldene Panzer so schön zu seinen schwarzen Locken gepaßt hatte. Er wußte, daß er erst wieder so prachtvoll würde auftreten können, wenn die Prinzessin verheiratet wäre. Deshalb verriet er dem Prinzen, wo das Fenster des Zimmers der Prinzessin lag. Der Prinz hatte so viel von ihrer Schönheit gehört, daß er sie wenigstens einmal sehen wollte, auch wenn es mit der Hochzeit wohl nicht klappen würde. So ging er in den trockengelegten Burggraben unter ihr Fenster und begann auf seiner Laute zu spielen, in der Hoffnung, sie würde vielleicht ans Fenster treten und er könnte sie betrachten.

Aber das Fenster blieb geschlossen. Die Hofddame hatte nämlich entdeckt, daß die Prinzessin heimlich zu den Spiegeln in die Abstellkammer schlich, und hielt ihr eine Standpauke darüber, wie sich eine Prinzessin zu benehmen habe. Fast hätte der Prinz schon aufgegeben, da geschah etwas Merkwürdiges: von der Dachluke über dem Fenster der Prinzessin schwebte an einem Seil ein Spiegel herab, ein Handspiegel mit elfenbeinernem Griff. Als er auf der Höhe des Fensters der Prinzessin war, stellte er sich schräg, so daß der Prinz von unten in das Fenster der Prinzessin schauen und sie sehen konnte. Im selben Augenblick drehte sich auch die Prinzessin zum Fenster hin, erblickte im Spiegel den Prinzen und rief: "Den will ich heiraten, und sonst keinen!"

Und so geschah es dann auch. Die Spiegel kehrten an ihren früheren Platz zurück; das goldene und silberne Geschirr glänzte auf der Hochzeitstafel; die Leibgarde bekam zu ihren goldenen Brustpanzern noch goldene Helme hinzu – für die Helmbüsche wurde eigens Büffelhaar* aus Amerika beschafft – und sah prachtvoll aus, als sie vor der Kirche Spalier stand. Auch der alte Hofnarr wurde zurückgeholt, um einen jüngeren Kollegen einzuweisen; nur Suppe gab es beim Hochzeitsmahl keine.

Und weil dies ein Märchen ist, erzähle ich auch noch den Schluß der Geschichte. Prinz und Prinzessin lebten glücklich und zufrieden und hatten miteinander drei Töchter und einen Sohn, und als der alte König abdankte, wurden sie König und Königin. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Das 2. Märchen:

Die undankbare Prinzessin, oder: Vom Schaden der Literatur

Es war einmal ein König – ich weiß nicht, ob es derjenige war, der seine Braut erstmals im Spiegel erblickte* –, der hatte drei Töchter. Ihre Namen waren Amalasintha, Andregoto und Ingunde*. Er liebte sie alle drei, denn sie erwiesen sich als schön, folgsam und wißbegierig; aber die jüngste, Ingunde, liebte er ein bißchen mehr als die beiden älteren. Auch der gesamte Hofstaat bevorzugte und verhätschelte das Nesthäkchen. Nur die Jagdhunde des Königs, die sich von Amalasintha und Andregoto willig streicheln ließen, stellten die Ohren auf und knurrten, wenn Ingunde vorbeiging.

Eines Tages – es regnete in Strömen, so daß der Hof nicht zur Jagd reiten konnte – las der König in der Bibliothek in einem Buch die Geschichte von König Lear. Unser König war nämlich ein gebildeter Mann und konnte ganz gut lesen, wenn es auch mit dem Schreiben etwas haperte, obwohl er nachts, wenn er nicht schlafen konnte, fleißig übte*. Unser König also las die Geschichte von König Lear: dieser lebte vor langer Zeit in England und hatte ebenfalls drei Töchter, mit denen er sich gut verstand, aber eines Tages kam er, König Lear, auf den Gedanken, sie zu befragen, wie sehr sie ihn, den König, denn wirklich liebten. Die älteste Tochter antwortete überschwenglich, sie liebe ihren Vater mehr als alles auf der Welt, sie könne ohne ihn gar nicht leben, und ehe ihm etwas zustoße, wolle sie lieber selbst für ihn sterben. Aber das war alles gelogen, denn in Wirklichkeit war er ihr gleichgültig. Genauso dachte und erwiderte auch die mittlere Tochter. Die jüngste Tochter aber antwortete viel nüchterner und bescheidener. Da wurde König Lear zornig und verbannte sie vom Hofe; dabei liebte diese Tochter ihn wirklich und kam ihm später als einzige zu Hilfe, als er in Not geriet.

Da es immer noch regnete und unser König sich langweilte, kam er auf die Idee, seine Töchter ebenfalls auf die Probe zu stellen, und da er jetzt ja wußte, wie eine ehrliche und wie eine geheuchelte Antwort lauten würde, war er sich sicher, nicht getäuscht zu werden. Zuerst fragte er aber den Hofnarren, ob er das tun solle. Der Hofnarr, der bei dem alten weisen Hofnarren mit der Glatze gelernt, aber nicht viel kapiert hatte, war begeistert: "Das wird ein wunderbarer Spaß" und wollte sogleich die Töchter herbeirufen. Aber der König sagte: "Es ist schon spät geworden; das machen wir morgen beim Mittagessen. Aber daß du mir ja nicht vorher dem Diener mit der Suppe ein Bein stellst, denn sonst regt sich die Königin wieder so auf!"

Der König war freilich ein wenig unordentlich und ließ das Buch aufgeschlagen auf dem Lesepult liegen, statt es wieder ins Regal zurückzustellen. Außerdem hat ein König ja genug Diener, die für ihn aufräumen können ... So kam es, daß Ingunde, als sie kurz danach in die Bibliothek schlich, sah, welches Buch und welche Geschichte ihr Vater gelesen hatte.

Am nächsten Tag befahl der König bei der Hoftafel nach dem Braten, den Nachtschisch noch nicht aufzutragen – es sollte Kastanien mit Pistazieneis gefüllt geben –, und fragte zunächst seine älteste Tochter, die gerade einen Jagdhund kraulte, wie sehr sie ihn denn liebe. Amalasintha antwortete: "Ich liebe Euch mehr als alles auf der Welt; ich kann ohne Euch gar nicht leben, und ehe Euch etwas zustoßen dürfte, wollte ich lieber selbst für Euch sterben." Und das war die Wahrheit, denn sie liebte ihn wirklich so, obwohl er sie häufig gegenüber Ingunde zurücksetzte. Und Andregoto antwortete mit fast denselben Worten, und auch ihre Antwort war die Wahrheit. Der König aber wurde zornig und rief: "Das ist nicht genug, um Euren Vater und König zu lieben! Ich werde Euch von meinem Hof verbannen." Und zu Ingunde gewandt, sagte er: "Und Dir wird es genauso ergehen, wenn Du mich nicht mehr liebst als jene. Also: wie sehr liebst Du mich?"

Ingunde aber antwortete ganz schüchtern: "Da Ihr mein Vater und König seid, muß ich Euch wohl lieben." Sofort erhob sich ein lautes Geheul der Jagdhunde, ein allgemeiner Tumult entstand, der Kronleuchter schwankte bedenklich, und der Diener ließ die Platte mit den pistazieneisgefüllten Kastanien fallen. Die Königin erlitt eine Ohnmacht, und die Dienerinnen, die sie in ihr Zimmer tragen wollten, rutschten auf dem Eis auf dem Fußboden aus, so daß sich die Königin

auch noch den Fuß verstauchte. Das brachte den König noch mehr in Wut, und er ließ die beiden älteren Töchter ins Gefängnis werfen. Ingunde aber saß zwei Wochen lang am Bett der Königin und kühlte den verstauchten Fuß mit Rosenwasser, denn so hatte es der Leibarzt des Königs verordnet.

In Wirklichkeit war Ingunde aber gar nicht die Tochter des Königs, sondern ihr Vater war der Leibarzt. Dieser hatte sie bei der Geburt heimlich gegen das echte Königskind ausgetauscht. Einige Hofbedienstete ahnten etwas davon und tuschelten darüber, wenn sie abends im Gasthaus in der Stadt beisammen saßen; aber andere gaben zu bedenken, wie sehr Ingunde der Königin ähnlich sei, da müsse sie doch von dieser abstammen, jedoch wollen wir diese Gespräche den Erwachsenen überlassen. Der Leibarzt stand übrigens im Solde des Nachbarkönigs, der ihm regelmäßig die Spielschulden bezahlte.

Und dann kam der Prozeß gegen den Musiklehrer des Königs. Er wurde beschuldigt, die Laute des Königs entwendet und verkauft zu haben – jene Laute, auf der der König einst unter dem Fenster der Königin gespielt hatte. Mehrere Zeugen sagten aus, sie hätten den Musiklehrer mit einer Laute unter dem Arm aus dem Palast kommen sehen; aber diese Aussagen überzeugten das Gericht nicht, denn warum soll ein Musiklehrer kein Instrument bei sich haben? Schließlich trat auch Prinzessin Ingunde als Zeugin auf. Sie erklärte, sie habe den Musiklehrer im Gasthaus in der Stadt auf der Laute spielen hören und sie am Klang sofort als die Laute des Königs erkannt. An dieser Stelle kam es zu einem Zwischenfall: die alte Hofdame sagte ganz leise zu der neben ihr sitzenden Königin – das heißt, sie glaubte, es ganz leise zu sagen, aber da sie schwerhörig geworden war, sagte sie es so laut, daß alle es hören konnten –; sie sagte also: "Das Weibstück ist doch völlig unmusikalisch!" Auch Prinzessin Amalasintha und Prinzessin Andregoto hatten sich als Zeuginnen gemeldet, aber sie wurden nicht zugelassen, weil sie im Gefängnis saßen.

Und so wurde der Musiklehrer dazu verurteilt, daß ihm als überführtem Dieb die rechte Hand abgeschlagen würde. Der König vertraute aber, als er das Urteil verkündete, darauf, daß die Königin für ihn um Gnade bitten würde, wie das die Aufgabe einer Königin ist. Und so geschah es auch: der Musiklehrer wurde zur Verbannung begnadigt und des Königreiches verwiesen. Da das Land aber sehr klein war, mußte er nur bis auf die andere Seite des Flusses fahren. Dort richtete er eine Musikschule ein, die bald sehr berühmt wurde und Schü-

ler von nah und fern anzog; nur aus dem Königreich durfte niemand dort lernen, denn das hatte Prinzessin Ingunde verbieten lassen. Alljährlich fand im Freien das Abschlußkonzert statt. Die forte- und fortissimo-Stellen waren bis ins Schloß zu hören. Einmal, als bei einem solchen Konzert Wagner gespielt wurde, flatterten sogar die Schloßgraben erschreckt auf, und die Jagdhunde des Königs begannen laut zu jaulen.

Im Schloß selbst wurde nicht mehr musiziert, denn das hatte Prinzessin Ingunde verbieten lassen. Der König wurde darüber ganz trübsinnig. Eines Tages, als er mit der Königin beim Mühlespiel saß und gerade eben den dritten Stein verloren hatte, dachte er wehmütig an die Zeit, als er um sie geworben hatte: wie der alte König alle Bewerber vergrault oder abgewiesen hatte, wie er mit Hilfe des jüngsten Leibgardisten – der inzwischen übrigens General geworden war und keine langen Locken mehr trug, sondern ganz kurze Haare, die er in der Mitte nach oben kämmte –, wie er also mit dessen Hilfe vom Schloßgraben aus das Fenster der Königin (damals noch Prinzessin) beobachtet, sie schließlich gesehen und sich sofort in sie verliebt hatte usw. usf. Da wurde der König ganz sentimental und sagte zur Königin: "Geh doch einmal in dein altes Zimmer und schau aus dem Fenster. Ich will in den Schloßgraben gehen und zu dir hinaufschauen, wie damals, als ich dich zum ersten Mal gesehen habe." Also stiegen die Königin die Treppen hinauf und der König in den Schloßgraben hinunter. Als die Königin heftig atmend in dem Zimmer ans Fenster trat und mit einiger Mühe einen Fensterflügel geöffnet hatte – der Rahmen hatte sich in all den Jahren verzogen und klemmte jetzt –, und als dann die Königin endlich in den Burggraben hinabsah, da erblickte sie ihren Gemahl, der heftig mit den Armen ruderte und ein Stück Holz hin- und herschwenkte: seine alte Laute, die er damals, als er die Königin zum ersten Mal sah, einfach hatte fallen lassen. Seitdem hatte niemand mehr an sie gedacht.

Und damit wurde auch Ingundes Betrug offenbar. Die beiden älteren Prinzessinnen wurden aus dem Gefängnis freigelassen. Der Leibarzt des Königs, den schon das Gewissen plagte, offenbarte, wie alles gewesen war. Leibarzt konnte er jetzt nicht mehr bleiben, aber es wurde ihm gestattet, in das Nachbarkönigreich auszuwandern, in dessen Dienst er ohnehin stand. Aber dort war er wenig willkommen, denn wer braucht schon einen Spion, der versagt hat? Was später aus ihm wurde, ist unbekannt*. Der Musiklehrer wollte nicht an den Hof zu-

rückkehren, denn dann hätte er ja seine Musikschule im Stich lassen müssen. Die Lösung war viel einfacher: der Nachbarkönig, dem es peinlich war, seinen Kollegen ausspioniert zu haben, trat ihm das Stück Land ab, auf dem die Musikschule lag und bezahlte auch den Bau einer Brücke über den Fluß an dieser Stelle. So konnten die Abschlußkonzerte jetzt im Burggraben abgehalten werden; das war viel romantischer, und außerdem hatte er eine hervorragende Akustik. Ingunde aber, die jetzt nicht mehr Prinzessin war, mußte zur Strafe den jungen Hofnarren heiraten und jedesmal, wenn er dem Diener mit der Suppenschüssel ein Bein gestellt hatte, die Scherben wegkehren und den Fußboden aufwischen; leider war der junge Hofnarr recht dumm und kannte eigentlich nur diesen einzigen Scherz, deshalb kam das recht oft vor.

Und da dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Rest der Geschichte erzählen. Amalasintha und Andregoto, nun schon etwas älter und nach wie vor unverheiratet, aber immer noch sehr elegant, sagten zueinander: "Vielleicht werden wir in einem anderen Märchen eine interessantere Rolle spielen." Die Laute aber – oder besser gesagt: was von ihr übrig war, denn richtig spielen konnte man auf ihr nicht mehr – kam ins Schloßmuseum, geöffnet Dienstag bis Sonntag 10 – 17 Uhr, während des Musikfestivals bis 19 Uhr, Eintritt frei. Bei "Kunst & Krempel" wurde sie allerdings nur auf 50 € geschätzt, aber sie bleibt ja ohnehin in Familienbesitz und kann, wie gesagt, in der schönsten Vitrine im Schloßmuseum besichtigt werden. Und wenn der Finanzminister die Stelle des Museumswärters nicht gestrichen hat, liegt sie dort noch heute.

Das 3. Märchen:

Prinzessin A und Prinzessin B, oder: Die Folgen der Faulheit

Es war einmal ein König – ich weiß nicht, ob es derjenige war, der seinem Nachbarn das Land für die Musikschule hatte abtreten müssen –, der hatte zwei Töchter, die waren zwar erst ein und zwei Jahre alt, aber sie brachten schon das ganze Königreich in Aufruhr. Es gab nämlich einen Streit über die Frage, wie die beiden heißen sollten.

Die Königin, eine sehr gebildete und deshalb an mittelalterlicher Geschichte interessierte Dame, schlug "Amalasintha" und "Andregoto" vor, aber der König war dagegen. Im Nachbarkönigreich gab es nämlich bereits zwei ältliche Prinzessinnen dieses Namens. Zudem war der König ziemlich faul. Er wollte deshalb die Töchter "Limonade" und "Apfelsaft" nennen, denn so hätte er mit einem einzigen Wort zugleich seine Tochter herbeirufen und eine Erfrischung befehlen können. (Die Erwachsenen werden euch bestätigen, liebe Kinder, daß es früher Könige gab, die keine ganzen Sätze sprechen konnten und immer nur ein Wort hervorbrachten, sogar wenn sie selbst einen Doppelnamen trugen, z.B. Friedrich Wilhelm*.) Die Königin murmelte vor sich hin, dann wären ja "Whisky" und "Genever" noch besser, und beharrte auf Amalasintha und Andregoto. Der König hätte nun einfach befehlen können, seine Namenswahl zu akzeptieren, aber das war ihm zu mühsam; er war eben sehr faul. Deshalb hießen die beiden Töchter einstweilen nur Prinzessin A und Prinzessin B.

Nun trat der Hofstaat auf den Plan. Fast jeder machte einen Vorschlag, wie die Prinzessinnen heißen könnten – natürlich in der Hoffnung, die Gunst des Königs oder der Königin zu erlangen, oder am besten von König und Königin zusammen; die Prinzessinnen interessierten weniger. Der Hofparfumeur empfahl "Rosenduft" und "Veilchenstrauß", der Hofastronom "Venus" und "Europa", der Hofgeschichten-

erzähler "Fabel" und "Novelle", der Hofmathematiker "Parabel" und "Hyperbel", usw. usf. Der Hofuhrmacher empfahl "Morgenstern" und "Abendstern", aber das führte zu einer bitteren Fehde zwischen ihm und dem Hofastronomen; denn dieser erklärte, Morgenstern und Abendstern seien derselbe Himmelskörper und man könne den Prinzessinnen doch nicht den gleichen Namen geben. Der Hofinformatiker brachte "0" und "1" ins Gespräch, der andere Hofinformatiker schlug "Bit" und "Byte" vor, der wieder andere Hofinformatiker plädierte für "Bill" und "Gates". (Es gab nämlich für jedes Betriebssystem einen eigenen Hofinformatiker. Die Herren waren einander so spinnefeind, daß sie es ablehnten, miteinander zu kommunizieren oder Daten auszutauschen. Nur einmal waren sie sich einig, als die alte Hofdame vorschlug, als ihre Vorgesetzte und Koordinatorin eine Oberhofinformatikerin zu ernennen.)

Der ganze Hof wetteiferte also darin, Vorschläge zu machen, aber keiner dieser Vorschläge fand Gnade bei König und Königin. Somit blieb es bei Prinzessin A und Prinzessin B. Die Kindermädchen, die die beiden zu betreuen hatten, hatten das Problem übrigens schon gelöst, denn sie sprachen nur von "Prinzessin Anmut" und "Prinzessin Beauté", und diese beiden Namen waren auch sehr treffend; aber außerhalb der Kinderstube wußte niemand davon.

Am meisten litt der Minister des Königlichen Hauses unter der Kontroverse. Seine Aufgabe war es ja, die Prinzessinnen ins königliche Standesregister einzutragen und die anderen Höfe von dem glücklichen Ereignis in Kenntnis zu setzen; aber als "Prinzessin A" und "Prinzessin B" konnte er sie schlecht einschreiben. Auch die Außenministerin war unzufrieden, denn sie sorgte sich um das Ansehen des Reiches im Ausland: dort machte man bereits Witze über die Namensvorschläge. Ein Kabarettist im südlichen Nachbarreich – das liegt dort, wo der Fluß ins Meer mündet – hatte sogar behauptet, die Königin wolle ihre Tochter "Am Abend ist Winter"* nennen. Die Bischöfin der Hauptstadt schließlich war ebenfalls beunruhigt, denn ohne Namen konnte sie die Kinder nicht taufen.

Alle drei gingen also zur Premierministerin, um ihr ihre Sorgen vorzutragen. Diese berief sogleich eine Sitzung des Koalitionsausschusses ein und bat um Vorschläge, wie die Krise zu lösen sei. Der Innenminister schlug vor, die Telefone der Entbindungsstation im Krankenhaus zu überwachen, denn dort müßten die jungen Väter und Mütter doch jede Menge Namen nennen. Der Kulturstatsminister

empfahl, die königliche Bibliothek zu durchforsten, mußte sich aber belehren lassen, daß es eine solche Bibliothek nur im Nachbarkönigreich gebe, denn das Lesen war dem König viel zu mühsam. Am Ende einigte man sich auf ein Preisausschreiben. Der Gewinner sollte zur Belohnung die Hand derjenigen Prinzessin erhalten, die als nächste geboren würde, oder, falls es eine Gewinnerin wäre, die Hand des zweiten Prinzen, der zur Welt käme. (Der erste Prinz war ja als Thronfolger vorgesehen.)

Nun erwartet ihr natürlich, daß ich alle die Vorschläge aufzähle, die eingingen – und es waren sehr kuriose Vorschläge dabei, die ich mir auch notiert habe –; ihr erwartet, daß ich die erbitterten Debatten in der Preisrichterkommission schildere, bestehend aus dem Hofparfumeur, dem Hofastronomen, dem Hofgeschichtenerzähler, dem Hofmathematiker, dem Hofuhrmacher und den drei Hofinformatikern sowie als auswärtigem Mitglied dem Literaturnobelpreisträger des vorletzten Jahres und schließlich als Berichterstatterin* für die Staatsführung die alte Hofdame, usw. usf. Aber das werde ich nicht tun, denn erstens fielen die wichtigen Entscheidungen gar nicht während der Kommissionssitzungen, sondern im privaten Gespräch während des Mittagessens; und außerdem geschieht in einem Märchen ja nicht das Normale, sondern an den entscheidenden Stellen immer das, was man nicht erwartet.

Die Kontroverse dauerte nun schon vier Jahre, und die Königin war schließlich so erbittert, daß sie aus dem Palast auszog und im Jagdschloß ihr Quartier nahm, etwa eine halbe Tagesreise von der Hauptstadt entfernt. Seitdem fuhren die Kinder allmonatlich zwischen den beiden Höfen hin und her; dazu wurde der Salonwagen der Königin an den ICE, der zwischen den beiden Orten verkehrte, angehängt. Der König hatte keinen Salonwagen, er war zu faul zum Reisen.

Eines Tages wollten die beiden Prinzessinnen erleben, wie man in einem richtigen Eisenbahnwagen fährt statt immer nur in dem stickigen Salonwagen mit den Plüschpolstern und den Spitzengardinen. Sie stiegen also in den Salonwagen ein und auf der anderen Seite gleich wieder aus, liefen an den normalen Wagen entlang und stiegen in den allerletzten Wagen wieder ein. Der Zug bestand aber aus zwei Zugteilen, die auf halber Strecke getrennt wurden: der vordere Zugteil fuhr dann weiter nach Jagdschloßhausen, der hintere, in dem die Prinzessinnen jetzt saßen, fuhr über die Brücke unterhalb der Musikschule in die Hauptstadt des östlichen Nachbarkönigreichs. Dort stiegen

die Prinzessinnen aus, marschierten fröhlich in der Stadt umher und gelangten schließlich zum Palast.

Als sie über die Schloßbrücke tippelten, versperrte ihnen plötzlich der wachhabende Leibgardist mit seiner Hellebarde den Weg und rief mit dröhnender Stimme: "Halt! Hier dürft ihr nicht herein! Das ist das Haus des Königs!" Prinzessin Anmut, die ältere, erwiderte: "Unser Vater ist der König." Der Leibgardist antwortete: "Das kann jeder sagen. Da steckt bestimmt wieder die böse Ingunde dahinter. Schert euch zum Teufel!" Da fingen die beiden Prinzessinnen an zu weinen; außerdem wurde es schon dunkel, sie begannen zu frieren und hatten seit dem Frühstück nichts mehr gegessen.

Der Zufall wollte es aber – oder besser gesagt: der Märchenerzähler hat es so eingerichtet –, daß gerade jetzt die beiden ältlichen Prinzessinnen Amalasintha und Andregoto auf ihrem Abendspaziergang an der Torwache vorbeikamen. Nun geht keine wirkliche Prinzessin an einem weinenden Kind vorbei, ohne es zu trösten. Die beiden großen Prinzessinnen gingen deshalb auf die beiden kleinen Prinzessinnen zu und fragten: "Wie heißt ihr denn?" Prinzessin Anmut antwortete: "Wir haben keine richtigen Namen; wir heißen nur A und B." Da wußten die beiden Großen, wen sie vor sich hatten, und nahmen sie mit ins Schloß. Prinzessin Andregoto schickte sofort eine SMS nach Jagdschloßhausen, damit man sich dort nicht ängstigte, während Amalasintha in der Schloßküche Kastanien mit Pistazieneis gefüllt bestellte. Schließlich platzte Prinzessin Beauté, die zwar die jüngere, aber die neugierigere war, mit der Frage heraus: "Und wie heißt ihr?" – "Amalasintha und Andregoto." – "Das sind aber schöne Namen", riefen da die beiden kleinen Mädchen wie aus einem Munde, "so möchten wir auch heißen!" Sogleich schickte Prinzessin Andregoto eine zweite SMS ab, in der sie auch hinzufügte, sie und ihre Schwester seien bereit, Taufpatinnen zu werden.

So geschah es dann auch. Die Bischöfin taufte die beiden Prinzessinnen auf diese Namen. Das Preisausschreiben zur Namensfindung wurde sofort abgebrochen. Das war auch gut so, denn man hätte den Preis niemals ausfolgen können, da die Königin keine weiteren Prinzen oder Prinzessinnen zur Welt brachte. Der König war eben sehr faul.

Und da dies ein Märchen ist, will ich auch das Ende der Geschichte noch erzählen. Prinzessin Amalasintha und Prinzessin Andregoto waren nun zwar Taufpatinnen zweier reizender Mädchen; dennoch waren sie gekränkt und sagten zueinander: "Der Märchenerzähler mag

uns nicht. Schon zum zweiten Mal hat er uns nur eine Nebenrolle spielen lassen, und außerdem hat er uns als ältlich bezeichnet." Klein-Amalasintha und Klein-Andregoto wuchsen heran, und jedermann mochte sie. Aber da diese Namen doch etwas lang und schwer auszusprechen waren, wurde aus Amalasintha "Amalie" und aus Andregoto "Andrea", und als Prinzessin Amalie und Prinzessin Andrea kennt man sie noch heute.

Das 4. Märchen:

Der König mit den zwei Frauen, oder:

Das Glück schmilzt am Ende doch dahin

Es war einmal ein König, der hatte zwei Frauen, denn er regierte in zwei Ländern. Die beiden Frauen wußten aber nichts voneinander, denn die beiden Königreiche waren durch ein hohes Gebirge getrennt, und die beiden Königinnen stammten aus dem Flachland und hätten sich nie getraut, über das Gebirge zu steigen. Und weil die Berge so hoch waren, hatten auch die beiden Reiche kaum Kontakt zueinander. Nur die Mutter des Königs kannte das Geheimnis, aber sie liebte ihren Sohn, weil er eben ihr Sohn war, und sagte nichts darüber. Auch ihren beiden Schwiegertöchtern war sie sehr zugetan, denn diese waren klug und elegant und wären sicher gute Freundinnen geworden, wenn sie sich gekannt hätten; und deswegen wurde der Mutter des Königs das Herz noch schwerer, aber sie schwieg, denn sie ahnte, daß aus einer Begegnung der beiden großes Unheil entstehen würde.

Der König hielt sich immer einen Monat in einem der beiden Reiche auf. Jedesmal, wenn Neumond war, bestieg er sein Pferd und ritt in das andere Reich. Das Pferd war ein Zauberpferd von tiefschwarzer Farbe. Diese Farbe hatte es aber nur nachts; am Tage sah es ganz stumpf und fahl aus. Es lief so schnell über das Gebirge, daß der Mund der einen Königin noch vom Abschiedskuß des Königs warm war, wenn er bereits der anderen Königin den Begrüßungskuß gab.

Eines Tages verspätete sich der König und kam erst eine Stunde nach Mitternacht in den Stall, denn die Königin hatte ihn nicht gehen lassen wollen. Da sagte das Pferd vorwurfsvoll: "Du kommst sehr spät. Du weißt, wenn mich nur ein Lichtstrahl trifft, geschieht etwas Schlimmes. Vergiß nicht: ich bin ein Zaunerpferd!" Der König antwortete: "Ja, ja", und dachte nicht weiter daran. Einige Zeit später ließ ihn die Königin wiederum nicht rechtzeitig fort, und er kam erst meh-

rere Stunden nach Mitternacht in den Stall; am östlichen Himmel war schon das erste Anzeichen des Morgengrauens zu sehen. Da stampfte das Pferd mit dem Huf auf und sagte vorwurfsvoll und auch etwas traurig: "Du kommst viel zu spät. Du weißt, wenn mich auch nur ein Lichtstrahl trifft, geschieht etwas sehr Schlimmes." Der König antwortete: "Ich weiß, ich weiß", aber er dachte nicht wirklich darüber nach, was das Pferd meinte und wovon es ihn warnen wollte. Wieder eine Weile später kam der König erneut zu spät, und es war schon kurz vor Sonnenaufgang. Das Pferd sagte: "Nun können wir nicht mehr reisen, denn sonst geschieht etwas sehr, sehr Schlimmes." Und als der König trotzdem versuchte, ihm den Sattel aufzulegen, trat es mit den Hufen nach ihm. Da mußte der König wohl oder übel einen weiteren Monat in diesem Königreich bleiben und kam erst einen Monat später wieder zu seiner anderen Königin.

Wie ertrugen es die Königinnen, daß der König immer so lange Zeit von ihnen fort war? Anfangs dachten sie sich nichts dabei, aber allmählich wurden sie ungeduldig und auch zornig auf ihn. Er erzählte ihnen, er müsse sein Königreich bereisen, um es zu inspizieren und dafür zu sorgen, daß keiner seiner Beamten das Volk schlecht behandle. Er müsse schauen, ob die Ernte rechtzeitig eingebracht werde. Im Herbst sagte er, er müsse die Weinlese beaufsichtigen und die Wildhüter bei der Jagd kontrollieren. Aber im Winter fielen ihm keine Ausreden mehr ein, so daß die Königinnen mißtrauisch wurden. Die eine Königin versuchte, ihn an der Abreise zu hindern – wir haben es schon gehört –, die andere aber sorgte dafür, die sie männliche Gesellschaft hatte, wenn der König abwesend war.

Außerdem wurde es den Königinnen im Palast langweilig, wenn sie allein waren; deshalb gingen sie in die Stadt und schauten sich dort auf dem Markt um. Die Marktfrauen unterhielten sich gerne mit ihnen und freuten sich, daß jemand aus dem Palast an ihrem Leben und ihren Sorgen Anteil nahm; der König hatte sie nämlich noch nie angesprochen und sogar mehrmals beim Ausreiten aus dem Palast aus Unachtsamkeit ihre Stände umgestoßen. Bei diesen Gesprächen erfuhr die Königin des nördlichen Königreichs, daß bei ihnen gar kein Weinwuchs, weil es zu kalt war. Die Königin des südlichen Königreichs erfuhr, daß bei ihnen schon alle Wälder abgeholzt waren, so daß man gar nicht mehr jagen konnte.

Als nun der regelmäßige Wechsel des Königs zwischen seinen beiden Reichen aus dem Takt geriet, da er in dem einen Reich zwei Mo-

nate hintereinander bleiben mußte, kamen auch die Königinnen in Schwierigkeiten, besonders diejenige, die sich männliche Gesellschaft besorgte, wenn der König abwesend war. Ihr gelang es eines Tages nicht mehr rechtzeitig, ihren Liebhaber zu warnen, so daß dieser wie gewohnt ans Fenster klopfte, obwohl die Königin mit dem König zusammen war. Aber noch einmal ging alles gut: der Liebhaber erkannte die Situation und verschwand leise durch den Pferdestall. Ein anderes Mal bemerkte der König ihn aber, ergriff eine Fackel, lief hinter ihm her und hätte ihn beinahe erwischt, wenn das Zauberpferd ihn nicht abgelenkt hätte. Mißmutig kehrte der König in sein Schlafzimmer zurück, aber dann fiel ihm etwas auf: wieso war dem Pferd nichts passiert, obwohl er es mit der Fackel direkt angeleuchtet hatte? Deshalb gab er nicht nach, als sich das Pferd das nächste Mal weigerte aufzubrechen, schlug es mit der Peitsche und zwang es, sich satteln zu lassen und ihn ins andere Königreich zu tragen.

Und dann geschah etwas sehr, sehr Schlimmes, so wie es das Zauberpferd vorausgesagt hatte. Der König hatte in seiner Wut nämlich nicht bedacht, daß das Pferd nicht einen beliebigen Lichtstrahl gemeint hatte, sondern einen Sonnenstrahl. Kaum hatten sie den Berg Rücken zwischen den beiden Königreichen überquert, da ging die Sonne auf, das Pferd sackte in sich zusammen und verwandelte sich in einen Felsen. Der König fand sich fernab von seinen beiden Hauptstädten in der Wildnis wieder und mußte zu Fuß ins Tal hinabsteigen.

Die Chronisten sind sich uneins, wie lange der Abstieg dauerte. Einige sagen: sieben Wochen, andere: sieben Monate, wieder andere sogar: sieben Jahre. Aber das ist für unsere Geschichte im Grunde ohne Bedeutung; wichtig ist nur, daß der König jetzt erstmals sein eigenes Königreich kennenlernte und erfahren mußte, daß auch ein König nicht alles umsonst bekommt. Gleich an der ersten Hütte, an der er anklopfte und herrisch eine Mahlzeit verlangte, hetzte man die Hunde auf ihn. An der nächsten Hütte, wo er sich das Essen einfach nahm, wurde er erwischt und in die Getreidemühle gesperrt, wo er das Mühlrad drehen mußte, denn der Esel war gerade gestorben; nach sieben Tagen konnte er fliehen. Da er nie im Gebirge gewesen war, erkannte ihn dort nämlich niemand.

Erst an der dritten Hütte hatte er Glück. Denn wenn der König auch ein Hallodri war und sich nicht um sein Reich kümmerte, so hatten es doch seine Minister klug regiert* und die allgemeine Schulpflicht eingeführt. So erkannte die Tochter des Bergbauern den König,

denn in der Schule hing sein Bild an der Wand der Schulstube. Aber auch hier bekam er nichts umsonst, sondern er mußte auf die Jagd gehen, um seinen Beitrag zum Haushalt zu leisten. Einmal bat er – er war inzwischen viel höflicher geworden – um einen Becher Wein und erfuhr zu seinem Erstaunen, daß in diesem Königreich gar kein Wein* wuchs.

Als der König schließlich in seine Hauptstadt kam, fand er die Königin nicht mehr vor. Das Unglück, das das Zauberpferd vorhergesagt hatte, war eingetreten. Da er nämlich ungewöhnlich lange ausblieb, begann man ihn zu suchen, und zwar im südlichen und im nördlichen Reich. Die Journalisten erfuhren davon, und ihnen fiel auf, daß sich praktisch dasselbe Unglück in beiden Reichen ereignet hatte. Schließlich stellte ein Praktikant während der Redaktionskonferenz die Frage, ob es sich nicht bei den beiden verschwundenen Königen um ein und dieselbe Person handeln könne. Ein Vergleich der An- und Abwesenheitsdaten erhob die Vermutung zur Gewißheit.

Am Ende erfuhren auch die beiden Königinnen, wie sehr sie betrogen und gedemütigt worden waren. Wutentbrannt stiegen sie auf ihre Pferde, ritten auf geradem Weg auf das Nachbarkönigreich zu, d.h. mitten durchs Gebirge. Als Flachländerinnen glaubten sie, innerhalb von einer oder zwei Stunden bei der verhaßten Konkurrentin zu sein. Der Zufall wollte es indes – oder besser gesagt: der Märchenerzähler hat es so eingerichtet –, daß sie zur gleichen Zeit an dem Taleinschnitt anlangten, der die beiden Reiche voneinander trennte. Das Zauberpferd des Königs war mühelos hinüberggesprungen; die normalen Pferde der Königinnen verweigerten jedoch den Sprung, so sehr die Reiterinnen sie auch mit der Peitsche schlugen. So blieb den Königinnen nichts anderes übrig, als sich über den Abgrund hinweg unflätig zu beschimpfen. Dabei nannten sie einander Ehebrecherinnen, Huren und mannstolle Flittchen und verwendeten noch viele andere Ausdrücke, die zwar alle nicht ganz falsch, aber doch höchst unköniglich waren. Schließlich ging das Gekeife dem Berggeist, der dort lebte und Ruhe und Einsamkeit gewohnt war, dermaßen auf die Nerven, daß er die beiden Schreihälse kurzerhand in zwei Gletscher verwandelte (oder muß ich sagen: in zwei Gletscherinnen?), damit wieder Stille einkehren konnte; und so geschah es dann auch wenigstens für einige Monate.

Und weil dies ein Märchen ist – wenn auch ein trauriges Märchen ohne glückliches Ende –, will ich auch noch den Schluß der Geschichte

erzählen: als der König erfuhr, was geschehen war, starb er aus Gram darüber, daß er so leichtfertig zwei Frauen ins Unglück gestürzt hatte. Ob die beiden Königreiche anschließend Republiken wurden und gemeinsam der EU beitraten oder ob die Königinmutter sie regierte, bis die beiden jüngeren Brüder des Königs volljährig wurden, konnte ich nicht herausfinden; die Geschichtsschreiber berichten aber, daß im südlichen Reich später eine Revolution stattfand, also muß es wohl zunächst eine Monarchie geblieben sein. Die beiden Gletscher, die bei Google-Earth deutlich zu erkennen waren, wurden zu einer Touristenattraktion und waren besonders bei Brautpaaren auf der Hochzeitsreise beliebt; der Winzerverband des südlichen und der Jagdverband des nördlichen Reiches ließen gemeinsam eine Brücke über die Schlucht bauen. Aber da die Erde wärmer wird, haben die beiden Gletscher schon zu schmelzen begonnen, und in ein paar Jahren werden sie vollständig abgeschmolzen sein, und dann wird nichts mehr an den König und seine beiden Königinnen erinnern.

Das 5. Märchen:

Der König und der Floh, oder: Wer sucht, der findet?

Es war einmal ein König, der hatt' einen großen Floh, den liebt' er gar nicht wenig als wie seinen eignen Sohn". – "Halt, halt", rief da der Deutschlehrer, der zufällig am Musikunterricht der Prinzessinnen teilnahm, "Halt! So geht das nicht! Da müht man sich jahrelang ab, den jungen Damen ein korrektes Deutsch beizubringen, und nun so etwas! Es heißt entweder 'als' oder 'wie', aber niemals 'als wie!'" – "Aber Herr Kollege", erwiderte der Musiklehrer, "der Text ist von Goethe, da werden Sie es wohl kaum besser wissen wollen!" – "Und wenn der Text von unserem König selbst wäre, wäre es doch falsches Deutsch." – "Herr Kollege, lassen Sie gefälligst Seine Majestät aus dem Spiel! Ein solches Argument kann ich als Patriot nicht dulden." – "Und weshalb lassen Sie dann die jungen Damen Musik von diesem Österreicher Beethoven spielen?" – "Das ist eben Kunst, und außerdem stammte Beethoven aus Bonn." – "Um so schlimmer: ein Auswanderer!" – "Immer noch besser als diese vielen Einwanderer!" – "Und was ist mit Ihnen? Sie haben ja noch nicht einmal Ihren sächsischen Dialekt abgelegt! Und so etwas will Deutschlehrer sein." – "Schon Martin Luther sagt: ich schreibe nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten Deutschlands*. Nicht wahr, Herr Kollege, jetzt wissen Sie nichts mehr zu erwidern", trumpfte der Deutschlehrer auf. "Und jetzt, Prinzessin Anna Amalia" – eigentlich hieß die Prinzessin nur Amalia, aber der Deutschlehrer stammte aus Weimar, deshalb nannte er sie Anna Amalia – "Und jetzt, Prinzessin Anna Amalia und Prinzessin Andrea, kommen Sie mit ins Schulzimmer, damit Sie Ihre Ballade zu Ende lernen." – "Das wird nicht möglich sein, Herr Kollege", erwiderte knirschend der Musiklehrer, "die jungen Damen sind nicht mehr hier."

Und so war es tatsächlich: während die beiden Lehrer miteinander stritten, waren die Prinzessinnen entwischt. Es war nicht das erste Mal, daß sie durchgebrannt – oder wie sie selbst zu sagen pflegten: spazieren gegangen – waren. Beim ersten Mal waren sie gerade erst sechs und fünf Jahre alt waren und hatten noch gar keinen Namen; damals waren sie heimlich in den anderen Eisenbahnwaggon eingestiegen und ins Nachbarkönigreich nach Jagdschloßhausen gefahren, wo sie dann ihren Patinnen, den Prinzessinnen Amalasintha und Andregoto, begegnet waren. Ein anderes Mal hatten sie sich während einer Landpartie des Hofes, bei der auch ein Schäfer besucht wurde, von unten an zwei Schafe geklammert. Alle Welt hatte sie vergeblich gesucht, bis dem Griechischlehrer der rettende Einfall gekommen war: er erinnerte sich nämlich daran, daß Odysseus auf diese Weise aus der Höhle des Riesen entkommen war. Wieder ein anderes Mal hatten sie einen Wetterballon bestiegen, aber der war glücklicherweise schon in hundert Fuß Höhe von einer seitlichen Bö erfaßt und in einen Bergwald getrieben worden, ehe das gesamte Helium entwichen war. Noch ein anderes Mal waren sie den Schloßturm – denjenigen, in dessen oberstem Stockwerk das königliche Observatorium eingerichtet war – hinaufgeklettert und hatten, als sie dann auf einem Wasserstrahl der freiwilligen Feuerwehr reitend wieder heruntergeholt worden waren, behauptet, sie hätten in dem Zimmer unter dem Laboratorium den Vollmond gesehen. Der ganze Hof lachte über diese Geschichte, nur der König lächelte verschmitzt*.

Man war also einiges von den beiden Früchtchen gewohnt. Trotzdem mußte man sie suchen. Das war zuerst Aufgabe der Schloßwache, die dafür alle Zimmer des Palastes betreten durfte; einige Hofdamen fanden das unschicklich, andere aber öffneten äußerst bereitwillig die Türe für eine gründliche Kontrolle. Aber die Suche blieb ohne Erfolg. Deshalb wurde am Schloßturm die violette Fahne ausgehängt. Das bedeutete: jeder Untertan, der die Prinzessinnen zu Gesicht bekam, war verpflichtet, sie zu fangen, in seinem Badezimmer einzusperren und die nächste Polizeiwache zu benachrichtigen. (Ursprünglich mußte man sie in der Küche einsperren, aber das war den Marmeladevorräten schlecht bekommen, und ebenso den Prinzessinnen.) Die jungen Damen blieben aber verschwunden. So mußte die Suche ausgeweitet werden, und die beiden lösten wieder einmal eine Staatskrise aus.

Es kam zu den eigenwilligsten Suchmethoden. Mit den Universitäten wurde eine Zielvereinbarung* getroffen, daß sie die Gesuchten

binnen drei Monaten finden würden, andernfalls sollte die Hälfte aller Professorenstellen gestrichen werden; die Professoren warnten vor dieser Vereinbarung, aber die Rektoren und Präsidenten stimmten ihr zu, weil der Kulturminister eine Erhöhung der Studiengebühren in Aussicht stellte. Der Fußball-Nationaltrainer reservierte jedem einen Platz im Spieleraufgebot bei der nächsten Allgalaktischen Meisterschaft, der den Aufenthaltsort der Prinzessinnen auf 200 km genau angeben könnte; allerdings betrug die größte Strecke innerhalb des Königreichs nur 150 km. Im Verkehrsfunk wurde jeweils bei den Stau-meldungen* das Verschwinden der beiden erwähnt, und zwar noch vor den Lokalmeldungen für die Hauptstadt.

Sogar in der Suchmaschine erschien jedesmal, wenn man einen Suchbegriff eingab, der mit "Prinz..." begann, rechts ein Suchaufruf; also bei "Prinzessin, Prinzip, Prinzipalwähler" usw. Sogar wenn man versehentlich "Prinzahl" eingab, kam nicht etwa die Rückfrage "Meinten Sie Primzahl?", sondern der Suchaufruf. Der Mobilfunkbetreiber bot an, ein Bewegungsprofil der beiden anzufertigen: das geschah auch, führte aber zu keinem verwertbaren Ergebnis, denn es zeigte nur eine unregelmäßige Auf- und Abwärtsbewegung in der Nähe der Schloßküche. Die Prinzessinnen hatten nämlich ihre Handys aus Spaß in den Speisenaufzug gelegt und dann dort vergessen. Auf diese Weise erklärte sich allerdings beiläufig, warum es in letzter Zeit immer wieder zu Störungen bei der Programmierung der Mikrowellengeräte gekommen war.

Und da ich auch nicht weiß, wo die beiden Ausreißerinnen sich versteckt halten, müssen wir uns einer anderen Frage zuwenden; vielleicht gelingt es uns, die Geschichte so verlaufen zu lassen, daß wir ihnen noch einmal begegnen. Also: völlig unberührt von dem ganzen Trubel blieb der Reitstall des Hofes. Die Königin war eine gewandte und passionierte Reiterin, während der König – er war ja sehr faul – sich nur in seiner Sänfte mit elektronischem Vibrationsausgleich herumtragen ließ. Diesen Ausgleich hatte der Besitzer einer Fabrik für Digitalkameras erfunden, aber das tut hier nichts zur Sache. Im Reitstall standen damals sechzehn Pferde: zwei schwarze, zwei weiße, vier rote, der Rest war bräunlich gefärbt. Von diesen waren die beiden schwarzen, die der König reiten sollte, etwas wohlbeleibt und träge. Die beiden weißen waren die Pferde der Königin. Sie waren gut trainiert und tänzelten die ganze Zeit herum, wenn sie im Stall stehen mußten; das kam aber selten vor, denn die Königin bestand dar-

auf, sie auf die Weide zu lassen, wenn sie sie nicht selbst brauchte. Die roten Pferde waren für die Prinzessinnen gedacht – und somit im Augenblick arbeitslos –, die übrigen für eventuelle Gäste. Es gab noch eine siebzehnte Box, aber die war leer. Der aufmerksame Märchenleser hat bereits bemerkt, daß dort das Zauberpferd des Königs mit den zwei Frauen eingestellt gewesen war, sofern ich jetzt nicht die Königreiche und die Zeiten durcheinander bringe, und besagter Leser wird bereits argwöhnen, daß hier auch die Lösung des jetzigen Problems liegen könnte, aber er sollte sich nicht zu früh freuen.

Eines Tages war es mit der Ruhe im Stall vorbei. Einer der Stallburschen hatte in der Beichte erwähnt, die Pferde verhielten sich merkwürdig. Das stimmte zwar gar nicht, aber der Stallbursche wußte nicht, was er beichten sollte, und der Beichtvater verlangte ein ausführliches Sündenregister ... Kurz und gut, die Nachricht machte die Runde und kam schließlich auch dem Oberhofprediger zu Ohren. Dieser erinnerte sich an die Geschichte vom heiligen Kilian: er und seine Gefährten, so die Legende, wurden auf Betreiben der gottlosen Herzogin Gailana ermordet und im Pferdestall verscharrt, aber die Pferde weigerten sich, diese Stelle zu betreten, so daß das Verbrechen aufkam und die Herzogin vom Teufel geholt werden konnte. Zufälligerweise hatte die Königin wegen ihrer Liebe zu den Pferden bei der Geistlichkeit, die es unschicklich fand, daß eine Königin allein ausritt – und das sogar noch im Herrensattel! – den Spitznamen "Gaulana" erhalten. Die Aufregung war groß. Das mittwochs erscheinende Anzeigenblatt brachte die Schlagzeile: "Liegen hier die Prinzessinnen?" Dazu zeigte es ein Bild des Reitstalles, aber, wie das sonntags erscheinende Anzeigenblatt genüsslich anmerkte, irrtümlich desjenigen des alten Palastes und nicht desjenigen des aktuell bewohnten neuen Schlosses.

Unverzüglich wurde der Boden des Pferdestalles aufgegraben. Die Bischöfin erhob zwar Einspruch, denn, falls die Prinzessinnen tatsächlich dort vergraben seien, stelle dies eine Störung der Totenruhe dar. Aber der Hofarchäologe erwiderte, in einem solchen Falle gehe Wissenschaft vor Pietät und Ötzi* sei ja auch ausgegraben worden. Der Hofvorundfrühgeschichtler schlug in dieselbe Kerbe: vielleicht stoße man dort ja auf eine Himmelsscheibe oder dergleichen, die die aus dem westlichen Nachbarkönigreich kommenden Schatzsucher mit ihren Metalldetektoren noch nicht aufgespürt hätten. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel, in dessen Verlauf die Bischöfin den Hofarchäologen

als Erdferkel bezeichnete, der sie seinerseits als bigottes Mannweib beschimpfte. (Jedenfalls fielen diese Ausdrücke, als die Szene später mit Schauspielern für eine Talkshow nachgestellt wurde.)

Nun: die Prinzessinnen wurden nicht im Pferdestall gefunden. Sie konnten gar nicht gefunden werden, denn sie waren noch am Leben und amüsierten sich köstlich über die Aufregung, wenn sie abends die Fernsehnachrichten verfolgten. Die Grabung war aber dennoch nicht vergeblich: bevor das neue Schloß gebaut worden war, stand nämlich auf diesem Gelände die alte Stadtschule, und justament dort, wo jetzt der Stall war, war der Abtritt gewesen, ein richtiges Plumpsklo*, in das im Laufe der Zeit so einiges hineingeflogen war. So kamen zum Vorschein: drei Wachstafeln, auf denen der Lehrer die Eltern von Schülern in die Schule bestellt hatte; ein Schlüsselbund, wobei an einem der Schlüssel ein Zettel mit der Aufschrift "Zeugnisschrank" hing (in gotischer Kursive, aber noch gut zu lesen); eine Brille eines Altersweitsichtigen, vermutlich also eines Lehrers; und einiges mehr, das heute alles im Schulmuseum ausgestellt ist.

Die Aufregung war also groß, aber alles war vergeblich. Und dann ist noch von einer unerfreulichen Folge zu berichten: bei Beginn der Grabung hatte man nicht daran gedacht, die Pferde einzufangen, die deshalb durchgingen und nie mehr wiedergefunden wurden. Die Königin war darüber so traurig, daß sie ernstlich erkrankte: jetzt hatte sie ja nicht nur ihre beiden Töchter, sondern zusätzlich noch ihre beiden Lieblingspferde verloren. Aber dafür interessierte sich niemand, weil alle so sehr mit der Grabung beschäftigt waren. Erst am Geburtstag der Königin fiel es auf und wurde in den Abendnachrichten erwähnt. Da wußten die beiden Prinzessinnen, daß es Zeit war, nach Hause zurückzukehren.

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen und berichten, wo sich die beiden wirklich herumgetrieben hatten. Der Erdkundelehrer hatte ihnen von den beiden Königinnen erzählt, die zu Gletschern geworden waren, wie der König aus Gram darüber gestorben war, die Stelle sich aber zu einer Touristenattraktion entwickelt hatte, besonders seit dort die Brücke gebaut worden war. Diese "Brücke der verwunschenen Königinnen" wollten die beiden Prinzessinnen sehen, und da sie jung und gut zu Fuß waren, gelangten sie auch in einem Tag dorthin. Auf dem Rückweg wurden sie aber müde und baten ausgerechnet in dem Gasthof um ein Zimmer, in dem auch der unglückliche, leichtfertige König Aufnahme gefunden

hatte. (Damals war es noch ein normaler Bauernhof, inzwischen ein schickes Hotel mit Wellnessangebot und rosa beleuchtetem Whirlpool.)

Als die beiden Prinzessinnen nun das Gemälde an der Wand betrachteten, das den König zeigte, wie er von der Jagd zurückkam, da sagte plötzlich eine alte Stimme hinter ihnen: "Wißt ihr, daß ich ihn noch gesehen und mit ihm gesprochen habe?" Das war die uralte Aus-tragsbäuerin, die als junges Mädchen den König erkannt und auf-ge-nommen hatte, nachdem es ihm in den zwei anderen Bauernhöfen so übel ergangen war. "Es ist aber niemals jemand vom Hof gekommen und hat sich dafür bei uns bedankt", fügte sie mit leicht zitternder Stimme hinzu. "Bleibt eine Weile bei uns, dann kann ich euch alles ge-nau zeigen und erzählen." - "Aber dann wird man sich um uns Sorgen machen", antworteten die Prinzessinnen. "Wir sind nämlich schon öf-ter spazieren gegangen, und manchmal war es ziemlich gefährlich." - "Laßt sie eine Weile Angst haben, Strafe muß sein", erwiderte die alte Bäuerin. Aber ob das ein kluger Rat war, darüber grübele ich noch heute.

Das 6. Märchen:

Der König, der keinen Sohn hatte, oder:

Der schrille Reichstag

Es war einmal ein König, der hatte nur Töchter, aber keinen Sohn. Das wäre eigentlich gar nicht so schlimm gewesen, denn in jenem Königreich erbte immer das älteste Kind die Krone, ohne Rücksicht darauf, ob es ein Junge oder ein Mädchen war. Aber es kränkte den König doch, daß ihm dieser Erfolg versagt blieb.

Wenn er auf Staatsbesuch in Jagdschloßhausen im nördlichen Nachbarkönigreich war, hörte er stets versteckte Anspielungen darauf – oder er glaubte sie wenigstens zu hören. So wurde einmal ausgerechnet dann ein wissenschaftlicher Preis für eine Abhandlung über die Vorteile des Salischen Gesetzes verliehen. (Das Salische Gesetz schreibt bekanntlich vor, daß nur Männer den Thron erben können.) Ein andermal wurden ihm zwölf Väter vorgestellt, die alle sieben Söhne nacheinander bekommen hatten, ohne – wie der Kollege Nachbarkönig sich ausdrückte – "unziemliche Unterbrechung durch eine Tochter". Und in einer Zeitung des eigenen Reiches erschien ein Artikel darüber, daß man den siebten Söhnen* in einer solchen Reihe früher übernatürliche Kräfte zugeschrieben habe, die sonst nur gesalbten Königen zu eigen waren. Und überhaupt nahm der König überall Anspielungen wahr, auch wenn die Worte gar nicht so gemeint waren. So geht das eben, wenn man sich derart in eine Sache verbohrt; wir kennen das ja alle aus eigener Erfahrung.

Ich will jetzt nicht aufzählen, was der König alles unternahm, um seinem Übel abzuhelfen, und welche Ratschläge er dafür bekam. Überall das hat die Presse in den Nachbarreichen ausführlich und teils recht geschmacklos berichtet. So wurde beispielsweise vorgeschlagen, er solle in seinem Schlafzimmer Vorhänge mit einem Muster aus lauter Y aufhängen lassen, und vieles mehr, was ich hier nicht näher aus-

führen will, obwohl einige der erwachsenen Zuhörer vielleicht schon darauf warten, einander zuzwinkern und hinter vorgehaltener Hand murmeln: "In den vorigen Märchen hat er aber mehr Phantasie entwickelt, unser Herr Märchenerzähler!"

Die Königin weigerte sich schließlich, weiterhin zu kooperieren, und sagte zum König: "Du hast doch genug Kinder; die Thronfolge ist gesichert. Und unsere älteste Tochter ist beim Volk sehr beliebt. Die Monarchie ist nicht in Gefahr." Die letzte Bemerkung hätte sie nicht machen sollen, doch davon später. Als sie indes behauptete: "Unsere älteste Tochter ist beim Volk sehr beliebt", da sagte sie allerdings die Wahrheit. Denn so war es tatsächlich, auch wenn diese Tochter eine etwas schrille Stimme hatte und recht stattlich gebaut war – mit anderen Worten: ein Ebenbild der Königin. Der König selbst war eher klein und drahtig, hatte aber eine angenehm weiche und sonore Stimme. Wenn die Königin bei den immer häufigeren Streitgesprächen laut wurde, war dies für den König auch akustisch sehr schwer zu ertragen. Einmal wurde er so wütend, daß er drohte, er werde im Namen seiner ganzen Familie abdanken und die Republik ausrufen lassen. "Dann können wir als normale Bürger in den Reihen unserer braven Untertanen leben." – "Erstens sind es dann keine Untertanen mehr", giftete die Königin zurück, "und zweitens wirst dich wundern, wie brav diese Untertanen sind." – "Unsere Untertanen waren immer fleißig, kultiviert, freundlich, fromm und ehrlich." – "Du kennst sie doch gar nicht", erwiderte die Königin, "du warst doch noch nie mit ihnen zusammen. Du weißt doch gar nicht, wie sie leben."

Und damit hatte sie schon wieder recht. Der König hatte das Königsschloß noch nie allein verlassen, sondern immer nur in Begleitung der Leibgarde oder in der Staatskarosse. Die Leibgarde begleitete ihn nun nicht etwa, weil sie ihn schützen mußte, sondern weil der Minister für die königliche Beliebtheit dies angeordnet hatte, um dem Volk das prachtvolle Schauspiel zu bieten, welches die Leibgarde mit ihren ...; aber lassen wir das, wir haben sie schon öfter beschrieben.

Der König war nachdenklich geworden und kam zu der Erkenntnis, daß die Königin einen wunden Punkt getroffen hatte: er kannte die Untertanen tatsächlich nicht, jedenfalls nicht so, wie sie wirklich waren. Da faßte er den Entschluß, das nachzuholen und heimlich die Stadt zu erkunden. Dabei hoffte er zugleich, den Keiftiraden der Königin eine Weile zu entgehen.

Gleich am nächsten Morgen ließ er sich bürgerliche Kleidung bringen – oder das, was seine Pagen, die alle aus den vornehmsten Familien des Landes stammten, dafür hielten – und verließ das Schloß. Dieser erste Ausflug dauerte allerdings nicht sehr lange, denn schon nach einer Stunde hatte er sich hoffnungslos verirrt, mußte sich in einem Papierwarenladen, wo sein Porträt an der Wand hing, zu erkennen geben und zurück ins Schloß führen lassen. Als er dem jungen Mann, der ihn führte, zum Dank einen Golddukaten mit seinem Bildnis geben wollte, merkte er, daß er gar kein Geld dabei hatte, denn diese Münzen steckte ihm immer der Minister für die königliche Beliebtheit zu, wenn sich eine Gelegenheit für diese königliche Spende ergab. Königin und Kronprinzessin gelang es, bei der Abendtafel keine Bemerkung über des Königs Abenteuer zu machen.

Den zweiten Ausflug versuchte er besser zu planen. Er versah sich mit Geld, nachdem er sich den Mathematiklehrer der Prinzessinnen hatte kommen lassen, um die Bedeutung der einzelnen Münzen und Scheine* zu erlernen. Er staffierte sich diesmal als Tourist aus, um ohne Aufsehen einen Stadtplan tragen zu können, und nahm auch einen Fotoapparat mit. Er besichtigte also die Kathedrale, den Hauptmarkt, wo er interessiert mitverfolgte, wie die Marktfrauen mit den Kunden um die Preise feilschten. Einer Marktfrau, die so schwach war, daß sie sich beim Abwiegen immer auf die Waagschale stützen mußte, schenkte er aus Mitleid eine Münze. Dabei fotografierte er fleißig. (Die Bilder sind übrigens erhalten und werden noch heute in der Multimedia-Schule als abschreckende Beispiele dafür gezeigt, welche Fehler man vermeiden muß.) Schließlich kam er zur Hauptkaserne der Stadt. Als er auch dort mehrere Fotos machte, wurde er von der Kasernenwache als Spion festgenommen. Wiederum mußte er sich zu erkennen geben: in der Wachtstube hing ja sein Bild an der Wand. Dem Wachhabenden versprach er, ihn außer der Reihe befördern zu lassen, falls er ihn nicht verriete. Der Wachhabende ist heute Hauptmann, und übrigens ein sehr tüchtiger.

Der dritte Ausflug verlief etwas katastrophal, weil er zu Mittag in einem Restaurant aß – es soll sich um ein Haus gehandelt haben, das für seine Wildspezialitäten* berühmt ist – und nach der Mahlzeit ganz einfach davonging, ohne zu bezahlen. Er kam gar nicht auf die Idee, daß dies nötig sei. Man wollte ihn festhalten, er wehrte sich dagegen, man rief die Polizei, und so lernte er eine Arrestzelle von innen kennen. Wiederum mußte er sich schließlich zu erkennen geben

und anhand des Bildes im Verhörzimmer identifizieren lassen. Der Leiter der Polizeiwache wurde ins Militär übernommen und ist heute Oberst; seine Leistungen sind akzeptabel.

Für den vierten Ausflug kam der König auf die ganz sonderbare Idee, sich als Frau zu verkleiden. Dies schien ihm ungefährlich, da die Kronprinzessin ja, wie gesagt, sehr beliebt war. So meinte er, er habe nichts zu befürchten, und glaubte, die Polizisten usw. würden sich ihm gegenüber mit der nötigen Galanterie betragen. Dieser Ausflug war der kürzeste, denn bereits die Schloßwache verhaftete ihn "aus moralischen Gründen". Wieder mußte er sich zu erkennen geben, auch weil ihm sofort einschlägige Angebote gemacht wurden; der Wachhabende ist heute General, und zwar - nun ja, reden wir lieber nicht darüber.

Jetzt vermochte auch die Königin ihre Zunge nicht mehr im Zaum zu halten; sie hatte ihrem Gemahl nämlich immer einen Geheimpolizisten hinterher geschickt und war so im Bilde über seine Erlebnisse und Eskapaden. Dies führte zu einer Auseinandersetzung zwischen dem König, der Königin und der Kronprinzessin, die schließlich so heftig wurde, daß die Journalisten, die gerade vor dem Schloß gegen die Einführung der neuen Rechtschreibung* demonstrierten, jedes Wort mithören konnten - freilich nur die beiden weiblichen Stimmen -; die saftigsten Passagen standen am nächsten Morgen in der Zeitung. Die meisten Zeitungen deuteten dabei einige Wörter durch den Anfangsbuchstaben und drei Sternchen an, nur die Zeitung KRONENBILD* - das ist jene mit dem Werbeslogan: "Bild' dir unsere Meinung!" - schrieb alles aus. Sie verkaufte deshalb so viele Exemplare, daß die Redaktion sogar vergaß, ein Stück für das Zeitungsarchiv aufzuheben. Deshalb, liebe Zuhörer, verlangt bitte kein wörtliches Zitat von mir!

Danach unternahm der König ein halbes Jahr lang keinen Ausflug mehr. In dieser Zeit erlernte er aber das Motorradfahren, um endlich inkognito unterwegs sein zu können. Als er die Maschine beherrschte, trat er dem 1. Königlichen Motorradclub bei und nahm an dessen Touren teil. Er wählte eine Ausrüstung, die derjenigen zweier anderer Mitglieder genau glich, und konnte nun mit geschlossenem Integralhelm wirklich unerkant sein Reich erkunden. Die Farbe des Helms konnte übrigens nie ermittelt werden; die Historiker diskutieren über vollständig Schwarz und Schwarz mit Silber kombiniert; der goldene Helm, der im Historischen Museum der Republik gezeigt wird, ist eine Fälschung.

Da der König jetzt häufig unterwegs war, mußten die Königin und die Kronprinzessin immer öfter seine repräsentativen Pflichten übernehmen. Und das ging nicht gut. Solange beide gemeinsam über den König spotten konnten, waren sie sich einig; jetzt waren sie Konkurrentinnen. Besonders schlimm war es bei der Eröffnung des Reichstages, wenn die Thronrede zu halten war. Daß während der Zeremonie immer laut knatternd Motorräder vorbeifuhren, war noch das geringste Problem. Ernster war es, daß die beiden Damen sich nicht einigen konnten, wer die Rede in Vertretung des Königs verlesen sollte.

Das erste Mal kam die Kronprinzessin zwei Minuten zu früh in den Sitzungssaal und begann sofort damit, die Rede vorzutragen. Fünf Minuten später erschien die Königin. Die Abgeordneten erhoben sich respektvoll von ihren Plätzen, so daß die Kronprinzessin die Rede unterbrechen mußte und erst fortfahren konnte, als sich die Königin sehr langsam gesetzt hatte. Nach weiteren fünf Minuten stand die Königin auf und verließ den Saal. Nach noch einmal fünf Minuten betrat sie erneut den Saal; wiederum erhoben sich die Abgeordneten von ihren Plätzen – nun allerdings schon etwas weniger respektvoll –, und die Kronprinzessin konnte erst weiter sprechen, als sich die Königin sehr, sehr langsam gesetzt hatte. Dieses Schauspiel wiederholte sich nicht weniger als vier Mal, so daß die Thronrede statt, wie üblich 45 Minuten, zwei volle Stunden dauerte. Gegen Ende der Rede verbreitete sich von der Schloßküche her ein Geruch nach verbranntem Fleisch bis in den Sitzungssaal, so daß beim anschließenden traditionellen Festmahl nur vegetarische Gerichte auf den Tisch kamen.

Beim zweiten Mal kamen Königin und Kronprinzessin zugleich in den Sitzungssaal und begannen, sich um das Manuskript zu streiten, das dabei in Fetzen ging. Die restlichen Bruchstücke – zwei Drittel der entstandenen Zettel wurden von den Zuschauern aufgefangen und bei E-Bay versteigert – können heute noch im Historischen Museum der Republik besichtigt werden. So fiel die Thronrede diesmal ganz aus. Die Regierung war durchaus froh darüber, denn dieses Jahr konnte sie handeln, wie sie wollte, und war nicht an unerfüllbare Versprechungen gebunden.

Nun schaltete sich der Minister für die königliche Beliebtheit ein und brachte einen Kompromiß zustande: beide Damen sollten den Text gemeinsam und unisono vortragen. So geschah es dann auch. Aber weil jede die andere übertönen wollte, sprachen sie schließlich so laut, daß alle Tonaufnahmen der Rede übersteuert waren, obwohl die Ton-

techniker vorsichtshalber Skisocken über die Mikrophone gezogen hatten. Diese Sitzungsperiode ging übrigens als der "schrille Reichstag" in die Geschichte ein.

Als beim vierten Mal beide auf dem Thron platzgenommen hatten, versetzte die Kronprinzessin ihrer Mutter einen kräftigen Hüftschwung, so daß diese vom Thron stürzte und sich verletzte. Seitdem traute sie sich nicht mehr, ihrer Tochter in die Quere zu kommen. Die Kronprinzessin, die sich jetzt "des Königreichs Verweserin"* nannte, begann nun, in der Verfassung des Reiches nachzulesen, und stellte fest, daß die Krone viel mehr Rechte* besaß, als der König in kluger Mäßigung in Anspruch genommen hatte. Das wollte sie jetzt schnell und gründlich ändern. Sie erreichte damit aber nur ein einziges Ergebnis: es brach eine Revolution aus, die Monarchie wurde gestürzt und die Republik ausgerufen.

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch das Ende der Geschichte berichten. Der König wurde nie mehr gesehen. Vielleicht war er bei jener Gruppe von Motorradfahrern, die während der Revolution die Scheiben des Sitzungssaales des Reichstags eingeworfen hatten, so daß dieser anschließend renoviert werden mußte. Dabei wurde gleichzeitig eine hohe gläserne Kuppel* über dem Plenarsaal eingebaut; kein Mensch wußte, warum. Königin und Kronprinzessin, die jetzt bürgerlichen Standes waren, versöhnten sich und eröffneten später ein Auktionshaus, in dessen Angebot erstaunlich viele Erinnerungsstücke an die Zeit der Monarchie auftauchten. Bei den Versteigerungen verkündeten sie mit unüberhörbarer Stimme die Gebote und erteilten den Zuschlag. Und wenn sie nicht irgendwann bankrottgegangen sind, versteigern sie noch heute.

Das 7. Märchen:

Der König als Astronom, oder:

Der modularisierte Big Bang

Es war einmal ein König, der hatte keine Tochter. Und damit hat der Märchenerzähler schon ein Problem: was soll er über einen König erzählen, der keine Tochter hat, in einem Buch, in dem praktisch jedes Märchen mit dem Satz beginnt: "Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war ..." oder "... ein König, der hatte drei Töchter" oder wenigstens "... der hatte nur Töchter"? Der König war auch sonst ein seltsamer Mensch: statt am Tag zu regieren oder zu repräsentieren, saß er nachts in seinem Observatorium in obersten Stockwerk des Schloßturms und betrachtete die Sterne. Am Tag war er dann immer sehr müde. Auch im Hoftheater, in dem nur Stücke wie Frau Luna oder Starlightexpress gespielt werden durften, schlief er häufig ein. Sein Lieblingsmärchen war natürlich "Sterntaler", aber auch bei dessen traurigem Schluß war er meistens schon eingeschlafen. Vielleicht entschuldigt es den König, daß er einem Bruder auf den Thron gefolgt war, der zwei Ehefrauen gehabt hatte – wohlgemerkt: zwei Frauen gleichzeitig –, und das war nicht gut ausgegangen.

Eines Tages – pardon: eines Nachts – bekam der König in seinem Observatorium Besuch vom Urknall. Der klopfte höflich an, und nachdem der König ihn hereingebeten hatte, stellte er sich vor: "My name is Big Bang." Der König erwiderte: "Very pleased, my name is King Star. What can I do for you?" Und schon wieder stockt meine Geschichte, denn bis der Urknall die Antwort des Königs hörte, und auch danach zwischen jeder Frage und Antwort vergingen jeweils 14 Milliarden Jahre, so daß das Gespräch zwar äußerst höflich, aber doch auch ein wenig zäh verlief. Und außerdem geriet der König in Verlegenheit, als der Urknall ihn fragte, wie viele Kinder er denn habe; er selbst, der Urknall, sei Vater von etwa 100 Milliarden Galaxien.

Während der König stotternd nach einer Antwort sucht, kann ich etwas anderes erzählen. Ein Stockwerk tiefer, direkt unter dem Observatorium, lag nämlich das Gästezimmer, in dem sich der Zwillingbruder des Mondes auszuruhen pflegte. Nur wenige Menschen wissen – und ihr gehört jetzt auch dazu –, daß die Erde nicht einen, sondern zwei Monde hat, die sich regelmäßig bei ihrem Dienst am Firmament ablösen. Da sie Zwillinge sind, können wir sie nicht unterscheiden und glauben, es sei immer derselbe Mond, aber das stimmt nicht. Die beiden Mondzwillinge kamen recht gut miteinander aus und machten sich manchmal während einer Mondfinsternis den Spaß, heimlich ihre Plätze zu tauschen, aber auch das können wir ja nicht merken. Nur einmal gerieten sie in Streit, als 1969 der eine von ihnen behauptete, er habe Besuch von der Erde gehabt und er habe mit diesem Besuch über kleine und große Schritte von Menschen und Menschheit geplaudert. Zum Beweis wies er sogar einen Fußabdruck auf seiner Oberfläche vor. Der andere glaubte es ihm aber nicht, und es gibt ja auch Menschen, die das nicht glauben. In den vergangenen Jahrzehnten hat aber keiner der Mondzwillinge wieder so etwas Abwegiges behauptet, und seitdem vertragen sie sich jetzt wieder ganz gut.

Während wieder eine Antwort des Urknalls unterwegs war, geschah etwas, das die Menschen sehr beunruhigte. Der Mond ist nämlich trotz allem ein etwas unzuverlässiger Geselle, der sich auf seiner elliptischen Bahn um die Erde bald etwas schneller, bald etwas langsamer bewegen muß, seit ein Herr Johannes Kepler das vor mehreren hundert Jahren so festgelegt hat. So geschah es, daß es eines Nachts der eine Zwilling nicht erwarten konnte, bis sein Bruder heimkam, und schon vorzeitig zum Himmel stieg. Sofort hieß es unter den Menschen, ein UFO sei gesichtet worden. Die Tageszeitung KRONENBILD griff das Thema sofort auf und titelte: "UFO gesichtet: ist das das Ende der Welt?" Und der bekannte Forscher Erich von Schwedenicken schrieb sofort ein neues Buch darüber und gab Ratschläge, wie man der landenden UFO-Besatzung gegenüberzutreten solle. Aber der zweite Zwillingmond sah seinen Irrtum schnell ein und verschwand wieder im Gästezimmer des Königs.

Diese Aufregung war aber ganz harmlos im Vergleich zu dem, was dann passierte. Der König und der Urknall kamen nämlich überein, zur Beschleunigung des Astronomiestudiums das Weltall zu modularisieren*. Zuerst hatte der König Vorbehalte gegen diesen Vorschlag, denn er war noch etwas verschnupft über die Frage nach seinen Kindern

und darüber, wie sich der Urknall mit seinen 100 Milliarden Galaxien gebrüstet hatte. Dann aber stimmte er zu, als der Urknall ihm sagte, es seien ohnehin fast alle Sterne Doppelsterne, man könne sie problemlos zu je einem Modul zusammenfassen.

In unserem Sonnensystem sollten vor allem die Planeten modularisiert werden, und zwar sollten Merkur und Venus ein Modul bilden, dann Mars und Jupiter, dann Saturn und Uranus, schließlich Neptun und Pluto. Bei Merkur und Venus gab es keine Probleme, denn sie waren beide gleich heiß, ebenso bei den kühlen Saturn und Uranus, wenn auch letzterer maulte, der Saturn habe die schöneren Ringe. Der Pluto erhob Einspruch: er bilde doch – so war sein Argument – mit seinem Mond Charon zusammen bereits einen Doppelplaneten. Er wurde aber nicht gehört, und zwar mit der Begründung, daß dieses Modul dann nur alle 240 Jahre angeboten werden könne, und das sei keine Beschleunigung des Studiums. Darauf antwortete der Pluto ganz trocken: "Bis die 500stellige Prüfungsnummer eingegeben ist, dauert es ohnehin so lange, vorausgesetzt, man kommt überhaupt in das System hinein." Aber das interessierte niemanden.

Zwischen Mars und Jupiter aber flogen die Fetzen. Der Mars beklagte das Ungleichgewicht der Partner im Modul, aber der Jupiter wackelte drohend mit seinem Großen Roten Fleck. Der Mars ließ sich nicht einschüchtern und drohte damit, dem Jupiter seine beiden Monde Phobos und Deimos – und das heißt bekanntlich "Furcht" und "Schrecken" – auf den Hals zu schicken. Daraufhin bekam der Jupiter einen Lachkrampf, dessen Schockwellen bis zum Pluto zu spüren waren, der daraufhin dem Halleyschen Kometen eine besorgte Anfrage zur Erde mitgab – die dieser allerdings nicht ablieferte, denn er war immer noch etwas hochnäsig, seit der damals über der Krippe hatte stehen dürfen. Der Mars beschwerte sich förmlich beim Urknall: er sei in seiner Existenz gefährdet, wenn er mit dem Jupiter zusammenarbeiten müsse; dieser habe ja schon den fünften Planeten verhindert, der eigentlich zwischen ihm und dem Jupiter kreisen müßte. Eine Antwort des Urknalls ist bislang noch nicht eingetroffen. Schließlich gingen die beiden Streithähne zu Beleidigungen über: der Mars nannte den Jupiter einen aufgedunsenen Blähbauch, der Jupiter den Mars eine vertrocknete Rostlaube*.

Auch von außerhalb des Sonnensystems kamen Beschwerden. Der Große und der Kleine Wagen fragten, warum in dem Studiengang keine Exkursion geplant sei. Die Plejaden wollten in einem Modul vereinigt

werden, obwohl Module mit sieben Teilnehmern nicht vorgesehen waren, und sie verlangten außerdem, daß keine Studenten aus Nebra* zu diesem Modul zugelassen würden, weil man sie dort für Propagandazwecke mißbraucht habe. Kurz gesagt: der gesamte Kosmos geriet in Aufruhr, und ein Stern erlitt gar eine vorzeitige Supernovaexplosion. Schließlich bekam sogar die Lichtgeschwindigkeit Fieber und erhöhte sich bis auf 400000 km in der Sekunde. Dadurch öffneten sich mehrere Wurm Löcher, und die Nachbaruniversen drohten damit, dunkle Materie aus unserem Kosmos abzusaugen, wenn nicht endlich Ruhe einträte. Die Gravitation begann mit einer Streikurabstimmung und erzielte eine Zustimmung 700000% der Abstimmenden.

Da traf endlich - nach 15 Milliarden Jahren - die Antwort des Urknalls ein. Die kleine Verzögerung erklärte sich daraus, daß er vor das Schiedsgericht der Urknälle geladen worden war: er wurde dazu verurteilt, seine Beziehungen zu dem König abzubrechen und eine längere Urlaubsreise mit seinem Big Crunch anzutreten. Daraufhin wurde das Modularisierungsprojekt vorläufig ausgesetzt, und die Akkreditierungsagentur, die die Einnahmen aus der Prüfung dieses Studiengangs bereits eingeplant hatte, mußte Konkurs anmelden.

So saß unser König wieder allein in seinem Observatorium und überlegte, wie es weitergehen sollte. Vor lauter Aufregung hatte er einen Schluckauf bekommen. so daß er nach jedem dritten oder vierten Wort "Hicks" sagte. Da bekam er erneut Besuch, diesmal von einem der beiden Vollmonde. "Wie kommen wir - hicks - aus diesem Schlamassel - hicks - bloß wieder heraus?" fragte er den Vollmond. Der antwortete: "Normalerweise erfinden die Kernphysiker in einer solchen Situation einfach ein neues Elementarteilchen." - "Das ist - hicks - eine gute Idee", sagte der König, "erfinden wir einfach ein - Higgs - Teilchen."

Das 8. Märchen:

Die sieben törichten Prinzessinnen, oder: Vom Sinn der Feenbeauftragten

Es war einmal ein König, der hatte sieben Söhne und sieben Töchter. Die Söhne waren klug, bescheiden und fleißig, die Töchter aber töricht, faul und dreist. Und weil die Stelle der Feenbeauftragten gerade vakant ist, kann ich die Geschichte erzählen, wie sie wirklich passiert ist.

Die jungen Prinzen übten sich täglich im Reiten, Schwimmen, Schwertkampf und Bogenschießen, Schachspielen, Dichten und Singen, um alle die Fähigkeiten zu erlernen, die ein edler Ritter beherrschen muß*. Darüber hinaus kam auch ihre geistige Ausbildung nicht zu kurz, und hier erbrachte jeder binnen kurzer Zeit auf verschiedenen Gebieten besondere Leistungen. Der Jüngste glänzte in der Grammatik, der Zweitjüngste wurde ein hervorragender Redner, der Dritte erwarb einen messerscharfen Verstand, so daß ihn niemand hinters Licht führen konnte. Der Vierte war mehr musisch begabt und spielte mehrere Instrumente, der Fünfte rechnete schneller als ein Computer, der Sechste befaßte sich so eingehend mit der Erdkunde, daß er sich ohne Navigationsgerät im ganzen Königreich zurecht fand. Der Siebte, der der älteste war und nach seinem Vater König werden sollte, stürzte sich auf die Astronomie. Er ließ sich im obersten Stockwerk des Schloßturmes ein Observatorium einbauen, das sogar noch besser ausgestattet war als dasjenige im nordwestlichen Nachbarreich*. Später hat er übrigens mehrere Kometen entdeckt, die ordnungsgemäß nach ihm benannt wurden.

Die Prinzessinnen dagegen wollten nichts lernen, kümmerten sich nur um ihre schönen Kleider und waren nicht einmal imstande, einen Topflappen* zu häkeln. Ihre sieben Gouvernanten brachten sie dadurch so sehr zur Verzweiflung, daß sie eines Tages bei Amalasintha und Andregoto, den beiden Tanten der Prinzessinnen – die die Ober-

aufsicht über die Erziehung ausübten, aber schon recht alt waren –, um ihre Entlassung einkamen. Die wurde ihnen aber nicht genehmigt, woraufhin sie geschlossen in den Streik traten.

Die jungen Prinzessinnen waren darüber keineswegs unglücklich, denn jetzt konnten sie erst recht tun und lassen, was sie wollten. Sie planschten in ihren rosaroten, blaßvioletten, neapelgelben, lindgrünen, himmelblauen, orangenfarbenen und weißen Seidenkleidern durch die Teiche im Schloßgarten, setzten den Schloßperserkatern ihre Spitzenhäubchen auf und spuckten mit Kirschkernen nach den Posten am Schloßtor, die sich nicht wehren konnten, weil sie sich rühren durften, solange sie auf Wache standen.

Einmal schnitzten sie in die Kakteen in der Orangerie ihre sämtlichen Namen ein. So stand dort, als der König seinem Kollegen aus dem Nachbarreich seine Sammlung zeigen wollte, auf den Kakteenblättern folgendes zu lesen: Prinzessin Adelgunde Beatrixe, Prinzessin Cölestinne Diomita, Prinzessin Edeltrottel Franzicke, Prinzessin Gärtrud Heulene, Prinzessin Irrene Katzarina, Prinzessin Leoschnorre Masttilde, Prinzessin Nordburga Ottolilie. Der König schämte sich sehr, aber da die Prinzessinnen auch sehr lieb sein konnten, wenn sie wollten, und vor dem Gast artige Knickse machten, wurden sie nicht bestraft, und außerdem vergaß der König, der ja als vierzehnfacher Vater nicht mehr ganz jung war, die Geschichte bald wieder.

Am liebsten spielten die Prinzessinnen im Thronsaal. Wer diesen Saal dann zufällig und nichtsahnend betrat, konnte von Glück sagen, wenn er keinen Herzanfall erlitt. Die Prinzessinnen spiegelten sich ja in den zwölf großen Staatsspiegeln, welche einander gegenüber standen, so daß man glaubte, dutzende, nein hunderte oder tausende Prinzessinnen tobten dort herum, und der Lärm, den sie machten, war so ohrenbetäubend, daß eines Tages die Spiegel der Reihe nach zersprangen. Um neue Spiegel anzuschaffen, mußte der Hofintendant einen Kredit aufnehmen, der heute noch nicht zurückgezahlt ist, obwohl die Hofintendantur inzwischen an eine auswärtige Beraterfirma übertragen wurde.

Sogar der Hofnarr, der anfangs mit der Rasselbande durch die Galerien gelaufen war, ging ihnen schließlich aus dem Wege, sobald er sie kommen sah, und die Frau des Hofnarren, Ingunde, die ihnen einmal Erbsen auf die Treppe gestreut hatte – das blieb aber ohne Folgen, denn die jungen Prinzessinnen rutschten immer das Treppengeländer herunter –, wurde sehr böse auf sie, nachdem sie eine Nacht lang

nicht hatte schlafen können, weil die Prinzessinnen die Erbsen eingesammelt und ihr ins Kopfkissen gefüllt hatten.

Eines Tages entdeckten die Prinzessinnen, daß jemand die Tür zum Schloßkeller hatte offenstehen lassen. Selbstverständlich stiegen sie sofort hinunter, und weil die hinteren die vorderen drängten, fanden sie sich bald in einem feuchten Gewölbe wieder, das so dunkel war, daß sie nicht mehr erkennen konnten, wo sie hergekommen waren. Sie merkten auch recht bald, daß das Rascheln nicht mehr von ihren Seidenkleidern kam, die inzwischen vor Nässe tropften und sich ganz klamm anfühlten, sondern von kleinen Tieren, die hin und her huschten. Dann erinnerte sich die vierte Prinzessin, was ihnen die Oberhofdame über den Drachen erzählt hatte, der in den unterirdischen Gewölben hauste. (Natürlich gab es dort keinen Drachen, und die Hofdame hatte auch gar nichts derartiges erzählt, sondern nur aus Harry Potter vorgelesen; aber die jungen Damen, die niemals auch nur fünf Minuten zuhören konnten, hatten das nicht bemerkt.)

Und nun wurde es etwas ungemütlich für unsere Heldinnen. Jeder von ihnen fiel eine weitere unheimliche Geschichte ein, wobei die älteste mutwillig etwas Schauriges erzählte und die zweite, die nicht nachstehen wollte, etwas noch Schaurigeres berichtete, wobei die anderen nicht merkten, daß sie nicht nur so tat, als ob ihr die Zähne klapperten, sondern daß sie sich wirklich vor ihrer eigenen Geschichte fürchtete. Darüber wurden sie alle ganz kleinlaut und rückten immer enger aneinander. Dabei hätten sie nur das elektrische Licht einschalten müssen – es war schließlich ein modernes Schloß, und da der Hausherr der König selbst war, konnte auch kein Denkmalschützer die Modernisierung der Beleuchtung verhindern –, aber als man ihnen das erklärt hatte, hatten sie auch nicht zugehört. Und weil es schon nach Mitternacht ist, werde ich die Geschichte hier unterbrechen und morgen weitererzählen.

Habt ihr gut geschlafen? Recht so, denn für die Prinzessinnen verlief die Nacht weniger erfreulich. Übrigens hatten auch die Prinzen nicht gut geschlafen: sie waren viel zu aufgeregt, denn am nächsten Tag fand das alljährliche Baseball-Turnier statt, bei dem sie eine Mannschaft bildeten und natürlich gewinnen wollten. Der dritte Prinz, der recht stämmig war, warf den Ball so weit, daß er über das Spielfeld hinausflog und einen Meter vor dem Kellerfenster zu liegen kam. Hätte er nur noch diesen einen Meter weiter geworfen, wäre man auf die Prinzessinnen aufmerksam geworden. Aber es sollte nicht sein.

Die Prinzessinnen, die zunächst aufgeregt, dann ängstlich waren, wurden schließlich so wütend aufeinander, daß sie laut zu kreischen anfangen und jede der anderen die Schuld für ihre mißliche Lage gab. Sie keiften am Ende so schrill, daß sich der Schloßgeist gestört fühlte. Es gab nämlich wirklich einen Schloßgeist in den unterirdischen Gewölben, aber dieser Geist, dessen Gestalt entfernt an einen Drachen erinnerte, war so farblos und langweilig und außerdem so faul, daß er niemanden zu erschrecken vermochte. Aber jetzt wurde es selbst ihm zu viel. Er fuhr auf und wedelte direkt vor den Prinzessinnen empört mit seinem Rückenfächer. Das versetzte der fünften Prinzessin – sie hieß, wie ihr euch erinnert, Irene Katharina – einen solchen Schrecken, daß sie mit dem Arm wild um sich fuchtelte und dabei, ohne es zu beabsichtigen, den Lichtschalter traf. Sofort ging die Neonbeleuchtung im Keller an, und der Geist zog sich schmollend zurück. Jetzt sahen die Prinzessinnen auch, daß die ganze Zeit über die Tür offen gestanden hatte: sie hätten nur die Treppe hinaufsteigen müssen und wären im Freien gewesen. Daraufhin stießen sie alle zusammen einen Wutschrei aus, den sogar die Schloßseule im obersten Dachgebälk hörte, worauf sie verwundert mit einem Auge blinzelte.

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen. Da inzwischen eine neue Feenbeauftragte ernannt ist, lautet er wie folgt: die sieben Prinzessinnen, die eigentlich gar nicht so töricht, faul und dreist waren, sondern sich nur dadurch unterdrückt fühlten, daß man die Prinzen immer als klug, bescheiden und fleißig bezeichnete und ihnen als leuchtendes Vorbild hinstellte, nahmen sich das Erlebnis so zu Herzen, daß sie von jetzt an auch klug, bescheiden und fleißig waren. Und wenn ihr mir das glaubt, dann leben sie noch heute.

Das 9. Märchen:

Der König und der Konjunktiv (kein: "oder")

Es wäre einmal ein König gewesen, der hätte ruhig und zufrieden leben und regieren können, wenn er nicht eines Tages auf die Idee gekommen wäre, in seinem ganzen Königreich den Indikativ zu verbieten.

Ohne dieses Verbot hätte man über ihn die phantastischsten Geschichten erzählen können, ohne befürchten zu müssen, daß es ihn eigentlich gar nicht gegeben hätte. Er hätte eine oder zwei oder sieben Töchter gehabt, für die er auf Brautschau gegangen wäre, wobei er den Bewerbern viele Proben hätte auferlegen können, ohne daß unklar geblieben wäre, ob diese die Aufgaben auch gelöst hätten, wenn sie von der großen Fahrt, auf die er sie geschickt hätte, zurückgekommen wären und behauptet hätten, alles ausgeführt zu haben, was ihnen aufgetragen worden sei; und es hätte eine oder zwei oder sieben glückliche Hochzeiten gegeben, und der König hätte bald sieben oder vierzehn oder neunundvierzig Enkel gehabt. Er hätte auch einen glatzköpfigen Hofnarren gehabt und einen schneidigen Kommandeur der Leibgarde. Vielleicht hätte auch der Mond ein Zimmer im Schloß gehabt, in dem er sich hätte ausruhen können, solange sein Zwilling Bruder über den Himmel gezogen wäre, was die Menschen nicht bemerkt hätten, eben weil die beiden Monde Zwillinge gewesen wären. Und vor allem hätte er faul sein können, ohne daß daraus eine Staatskrise entstanden wäre, weil er sich nicht für die Namen seiner Kinder hätte entscheiden müssen würden täten können.

Und der Leser wäre des Konjunktivs nicht überdrüssig geworden und hätte nicht üngeduldig darum gebeten, wieder ein richtiges Märchen hören zu dürfen usw. üsf. etc. pp.

Das 10. Märchen:

Der König auf der Jagd, oder:

Ende und Beginn im Wald der Phantasie

Es war einmal vor langer Zeit ein König, der liebte die Jagd über alles. Er kannte alle seine Jagdhunde mit Namen, während er die Prinzen und Prinzessinnen kaum auseinanderhalten konnte, von entfernteren Verwandten ganz zu schweigen; sogar die Königin und die Erzieherin der königlichen Kinder verwechselte er ständig. Wenn wieder einmal neue Welpen zur Welt gekommen waren, ließ er eine Militärparade abhalten; die Geburtstage der Prinzen und Prinzessinnen, die alle etwa acht bis neun Monate nach dem Ende der Schonzeit geboren waren, blieben dagegen unbeachtet. Der höchste Staatsfeiertag war die Eröffnung der Jagdsaison, mit einem Festgottesdienst in der Hubertuskathedrale und schulfrei für die Kinder. Danach gab sich der König seiner Leidenschaft hin und blieb oft wochen-, manchmal sogar monatelang der Residenz fern. Die Königin und die Prinzen und Prinzessinnen verabscheuten dagegen die Jagd und nahmen an den Kampagnen nicht teil. Immerhin konnte in dieser Zeit die Hof Tafel in gesitteter Form abgehalten werden, ohne daß man stets gewärtig sein mußte, daß ein Jagdhund auf den Tisch sprang und sich das beste Stück schnappte. Der König lachte dann nur und rief: "Das sind echte Kerle!"

Selbstverständlich gab es auch ein Jagdministerium, mit vier Staatssekretären für die Jagd auf Hirsche, Rehe, Wildschweine und Bisons. Das Bison-Staatssekretariat war besonders begehrt: da in dem Königreich gar keine Bisons vorkamen, war es eine reine Sinekure, d.h. der Staatssekretär wurde bezahlt, obwohl er nichts arbeiten mußte. Der König und sein Jagdminister heckten ständig neue Pläne aus, um das, wie sie sagten, "edle Waidwerk" zu fördern. So erhielten die Eltern eine Geldprämie, wenn sie ihren Sohn Nimrod nannten; in der Schule wurde ein Leistungskurs Jagdkunde eingeführt; die Orangerie

wurde zur Trophäengalerie umgestaltet und die Orangenbäume in den Küchengarten umgepflanzt; das Wort JAGD mußte stets vollständig in Großbuchstaben geschrieben werden usw.

Nun, liebe Zuhörer, werdet ihr mich fragen: was ist daran denn so Besonderes? Was ist daran märchenhaft? Handeln unsere Politiker und Politikerinnen, unsere Bundeskanzler und Bundeskanzlerinnen nicht genauso, wenn es um Autos und Flugverkehr geht? Wohl wahr! Aber im Märchen gibt es Abhilfe, und das kam so: eines Tages verfolgte der König vom Morgengrauen bis zum Abend einen kapitalen Vierundzwanziger, konnte ihn aber nicht erlegen. Zum Schluß geriet in ein besonders dichtes Waldstück, dann in eine Schlucht – und plötzlich war der Hirsch verschwunden, ohne daß der König erkennen konnte, wohin. Es war schon dunkel, und der König war müde von der Anstrengung; deshalb brach er die Jagd ab, jedoch nicht ohne die GPS-Koordinaten des Ortes festzuhalten, an dem er sich befand. Da er sich nämlich öfter in seinem Eifer von seinen Jagdhelfern entfernte und einmal drei Tage hatte gesucht werden müssen, hatte der Jagdminister eigens für ihn ein Navigationsgerät angeschafft, damit man ihn notfalls retten konnte.

Am andern Tag brach der König sogleich zu demselben Ort auf, und als er auf Sichtweite dorthin gekommen war, wo der Hirsch gestern verschwunden war, siehe da! stand auch der Hirsch wieder an derselben Stelle. Der König folgte ihm in die Schlucht, die immer enger und dunkler wurde – und schon wieder war der Hirsch plötzlich verschwunden. Der König drang aber noch ein Stück weiter in die Schlucht ein und stand schließlich vor einem Torbogen, der das enge Tal überspannte. Auf diesem Torbogen las er (nicht ohne Mühe, denn es war dunkel, und die Buchstaben waren schon etwas verwittert) folgende Inschrift:

"Hier endet* der Wald des Königs,
hier beginnt der Wald der Tiere.
Bedenke, was du tust!"

Der König war erstaunt, ritt aber dennoch durch das Tor hindurch, und als er sich umsah, las er auf der Rückseite des Bogens folgende Inschrift:

"Hier endet der Wald der Tiere,
hier beginnt der Wald des Königs.
Bedenke, was du tust!"

Der Weg führte aber noch weiter, und der König glaubte auch in der Ferne wieder den Hirschen zu sehen. Darum folgte er ihm, bis er an einen zweiten Torbogen kam. Auf ihm stand:

"Hier endet der Wald der Menschen,
hier beginnt der Wald der Natur.
Bedenke, was du tust!"

Und auf der Rückseite:

"Hier endet der Wald der Natur,
hier beginnt der Wald der Menschen.
Bedenke, was du tust!"

Während er noch darüber nachdachte, was das bedeuten könne, sah er ganz deutlich in einem dritten Torbogen den kapitalen Hirschen stehen, und er vermeinte auch zu erkennen, daß er ihm irgendwie zuwinkte. Er folgte also weiter dem Pfad, mußte aber von seinem Pferd absteigen, weil der Weg zu eng für einen Reiter wurde. Er legte also den Zügel des Pferdes nachlässig um einen Stein und ging auf den dritten Torbogen zu, las die Inschrift und durchschritt ihn.

Im selben Augenblick verschwand er vom Bildschirm des Jagdinformatikers, der ihn immer begleiten und seine per Funk übertragene GPS-Position verfolgen mußte. Der Jagdinformatiker war ratlos: eigentlich hätte er sofort Alarm schlagen müssen, aber er dachte an neulich, als er vor drei Wochen falschen Alarm ausgelöst hatte und der König nur 200 Meter entfernt aus einem persönlichen Grund hinter einen Baum getreten war. Solche Fehlfunktionen des Ortungsprogramms kamen immer wieder einmal vor, etwa wenn man versehentlich Meilen statt Meter einstellte. Das lag hauptsächlich daran, daß der Jagdinformatiker das unzuverlässige Betriebssystem verwendete; aber diese Firma verteilte die schöneren Werbegeschenke. So kam es, daß diesmal das Verschwinden des Königs erst offenkundig wurde, als sein Pferd ohne Zaumzeug und ohne Reiter angetrottet kam. Der Jagdinformatiker versuchte, sich mit der beginnenden Umpolung des Erdma-

gnetfeldes herauszureden, wodurch die Nullen und Einsen vertauscht worden seien, verlor aber trotzdem seinen Posten. Er soll später als Leiter eines Callcenters noch einmal gesehen worden sein.

Der König blieb indes verschwunden, so intensiv man auch nach ihm suchte. Als er nach einem Jahr noch immer nicht wieder aufgetaucht war, wurde er für tot erklärt, und der älteste Sohn trat die Nachfolge an. Dieser Sohn, den der König selbstverständlich Nimrod genannt hatte, ging zwar auch auf die Jagd, weil er das der königlichen Würde und seinem Namen schuldig zu sein glaubte, aber sein Jagdeifer war keineswegs so übertrieben wie der des Vaters. Das Jagdministerium wurde aufgelöst, die freiwerdenden Mittel an das Tierheim der Hauptstadt überwiesen. Ein Teil der Mittel wurde allerdings abgezweigt, um zwölf große Spiegel für den Thronsaal anzuschaffen. Die Königin hatte sich schon immer einen Spiegelsaal gewünscht, und außerdem konnte man so die blutrünstigen Jagdszenen verdecken, die der König dort an die Wände hatte malen lassen – von einem Maler, über dessen Talent wir lieber nicht reden wollen. Der junge König streifte auch nie allein durch die Wälder, sondern immer in Begleitung. So war er auch nicht allein, als er nach sieben Jahren an genau die Stelle kam, an der sein Vater verschwunden war, und so sahen diese Begleiter, wie am dritten Torbogen dem jungen König der alte König entgegentrat.

Was war geschehen? Als damals der alte König auf das dritte Tor zuschritt, las er wiederum die Inschrift über dem Torbogen. Sie lautete ähnlich wie die beiden anderen, aber doch nicht ganz gleich. Mühsam entzifferte er:

"Hier endet der Wald der Wirklichkeit,
hier beginnt der Wald der Phantasie.
Bedenke, wer du bist und wer du sein wirst!"

Und während der König noch darüber nachdachte und überlegte, wie wohl der Text auf der Rückseite lauten könnte, da schien es ihm, als sei der Torbogen vollständig durch einen glänzenden Spiegel versperrt, und in diesem Spiegel sah er – nicht sein Spiegelbild, sondern den 24endigen Hirschen. Beide machten einen Schritt auf einander zu, und der König war in den Hirschen verwandelt und befand sich im Wald der Phantasie.

Wir wissen nicht, wie ein Hirsch empfindet und ob und worüber er nachdenkt. Deshalb können wir nicht sagen, wie es dem verwandelten König während der sieben Jahre erging. Wir wissen auch nicht, ob und wie er seinen Sohn an die Grenzlinie zwischen Wirklichkeit und Phantasie gelockt hat, ob durch Träume oder durch Beeinflussung des Pferdes, denn der junge König übernahm das Jagdpferd seines Vaters. Jedenfalls trafen beide zur rechten Zeit am rechten Ort ein, und der König konnte zurückverwandelt werden.

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Fabel erzählen. Die beiden Könige umarmten sich und beschlossen auf der Stelle, hinfort gemeinsam zu regieren. Der alte König ging weiterhin auf die Jagd, aber nicht so oft wie früher, und je älter er wurde, um so seltener. Einmal im Jahr begleitete ihn der junge König dabei. Das Jagdministerium wurde nicht wieder hergestellt, aber es gab einen Jagdstaatssekretär im Umweltministerium. Der Spiegelsaal wurde nicht zurückdekoriert, sondern ein kleiner Raum neben der Bibliothek wurde zum Jagdzimmer umgestaltet. Dafür konnte man einen erstklassigen Miniaturenmaler gewinnen; in späteren Zeiten war die Besichtigung des Jagdzimmers der Höhepunkt bei den Schloßführungen. Außerdem erließen der alte König und der junge König ein Gesetz – das auch in gehöriger Form vom Reichstag bestätigt wurde –, daß künftig nur die Tiere gejagt und getötet werden dürften, deren Fleisch auch zum Essen verwendet wurde. Früher hatte der alte König nämlich oft nur die Trophäen mitgenommen und den Rest des Körpers der Tiere achtlos im Wald liegen lassen. Die Jagdhunde wurden nicht mehr in den Speisesaal gelassen (bis auf ein einziges Mal, aber das ist eine andere Geschichte). Der entlassene Jagdminister eröffnete ein Restaurant, das bald für seine einzigartigen Wildspezialitäten berühmt wurde; die Portionen waren nicht groß, aber die Zubereitung erlesen. Das Königspaar ging gerne dort essen, wenn die Hofküche, wie gesetzlich vorgeschrieben, einmal in der Woche geschlossen war. Und wenn sie nicht satt geworden sind, tafeln sie dort noch heute.

Das 11. Märchen:

Der Märchenerzähler und die beiden Prinzessinnen,

oder:

Aus der Sicht der anderen Seite

Es war einmal ein Märchenerzähler, der wollte mit seiner Gelehrsamkeit prunken und gab deshalb den Figuren seiner Märchen gotische Namen. Aber dann behandelte er uns schlecht und ließ uns immer nur ganz kurz und unbedeutend auftreten oder sogar ins Gefängnis werfen. – Jawohl: UNS, denn wir sind die beiden Prinzessinnen Amalasintha und Andregoto, und jetzt werden WIR eine Geschichte über IHN erzählen.

Wir wissen natürlich nicht, wie er aussieht. Wir stellen ihn uns so vor: er ist ziemlich klein, hat schwarzbraunes Haar, das am Hinterkopf bereits kahl wird, das er aber lang herunterhängen läßt. Er hat ein rundes Kinn – *eigentlich sogar ein Doppelkinn* – und zwei ganz süße kleine Ohren. Erstaunlicherweise ist seine Stimme sehr tief und auch ziemlich laut. *Er redet ununterbrochen, wie sich das für einen Märchenerzähler ja gehört, und läßt andere Leute kaum zu Worte kommen.* Musikalisch ist er überhaupt nicht. Wahrscheinlich hat er schlechte Erinnerungen an seinen Musikunterricht. Deshalb mußte der Musiklehrer ja auch ins Gefängnis und in die Verbannung. *Nein, das glaube ich nicht, sonst wüßte er ja nicht, wie gräßlich Wagner klingt und daß unsere Schloßrabben jedesmal aufflattern, wenn die Putzfrau das Klavier saubermacht und dabei alle 12 Halbtöne gleichzeitig in Gang setzt. Das nennt man übrigens den Tristan-Akkord.* Ja, ja, tu nicht so gebildet; ich hatte auch Musikunterricht. *Den du aber immer geschwänzt hast, wenn Vater nicht da war.* Und du hast ihm dann immer heimlich eine SMS geschickt und mich bei ihm verpetzt. Und weißt du noch, wie dein Handy während der Audienz des spanischen Botschafters geklingelt hat, der ohnehin auf 180 war, wegen dem Portugiesen? *Aber ich kann wenigstens damit umgehen! Womit? Mit*

dem Spanier? Oder mit dem Portugiesen? *Jetzt wirst du gewöhnlich, Mala!* Und du hast keinen Humor, Goto.

Weißt du übrigens, daß in der Dachkammer noch ein Spiegel übrig ist, den sie damals vergessen haben? Es ist zwar schon etwas verbeult und angelaufen, aber eigentlich könnten wir uns den in unser Musikzimmer holen. Wir stellen ihn hinter das Klavier. Dann können wir die Zuhörer beobachten und wissen, was in unserem Rücken vor sich geht, wenn wir die Tasten malträtiert. *Aber dann sehen die Zuhörer auch unseren Gesichtsausdruck!* Na und, ich kann mein Gesicht noch vorzeigen. *Mala, es fehlt dir an prinzlicher Würde.* So weit ist es in unserer Familie nun wirklich nicht her mit der Würde: ein Urgroßvater, der den Hirsch spielt; ein Urgroßvater, der – *aber das wirst du doch nun wirklich nicht erzählen wollen* –; ein Großvater, der von Holztellern ißt, um seine Tochter nicht verheiraten zu müssen – *so kann man das nicht darstellen, das weißt du genau* –; eine Großmutter mit Mäusen im Haar; ein liebestoller Vater, der dann Shakespeare mißverstehet; ein Hofnarr mit Glatze – *Gott sei dank haben wir jetzt gar keinen mehr* –; eine geschwätzige ältliche Schwester, die die Familiengeheimnisse ausplaudert ... *Apropos: ältlich!* So hat uns der Märchenerzähler genannt, und über den wollten wir doch reden. Ja, das war nicht ganz fein von ihm, wo er doch selber schon im Rentenalter steht.

Aber du mußt zugeben, er hat viel Phantasie, auch wenn sie gelegentlich mit ihm durchgeht. Und ehrlich gesagt: nicht alle Anspielungen, die er macht, verstehe ich. Er muß wohl doch in einer Zeit oder in einem Land leben, in der es nicht mehr ganz so märchenhaft zugeht wie bei uns. Und Pistazieneis in Kastanien gefüllt: darauf muß man erst einmal kommen, das wäre unserem Hofpatissier nie von allein eingefallen. *Und das Wildrestaurant am Hauptplatz gegenüber der Hubertuskathedrale ist einsame Spitze.*

Also eigentlich ist er doch ganz lieb, unser Märchenerzähler ...

Das 12. Märchen:

Der König und die Feen, oder: Sag niemals "nie"!

Es war einmal ein König, der erklärte übermütig: "In meinem Reich gibt es keine Feen." Das hätte er lieber nicht sagen sollen! Die gute Fee des Königreichs seufzte tief, als sie davon erfuhr, und sagte sich: "Da kommt wohl viel Arbeit auf mich zu. Vielleicht hätte ich meine Public-Relations-Abteilung doch nicht an eine Fremdfirma auslagern sollen." Die böse Fee des Königreichs lachte aber laut auf. Sie wußte nämlich, daß die guten Taten einer guten Fee nur dann wirksam werden, wenn die Menschen sie auch annehmen. Was sie aber nicht bedachte, die böse Fee: auch die bösen Taten einer bösen Fee können nicht so ohne weiteres wirken; doch davon später.

Die böse Fee überlegte also, wie sie dem König klarmachen könnte, daß es sie – und leider auch ihre gute Kollegin – wirklich gab. Als erstes erinnerte sie sich an den einen Spiegel, der in der Abstellkammer vergessen worden war. Da mußte sich doch etwas machen lassen! Dazu muß man wissen: als Prinzessin Amalasintha und Prinzessin Andregoto sich im Frühstückszimmer über den Märchenerzähler unterhielten, sagten sie ja auch – ihr erinnert euch –, der Spiegel sei zwar schon etwas angelaufen und verbeult, aber für einen Spaß noch brauchbar. Die Kaffeemaschine auf dem Beistelltisch bekam jedes Wort mit. Geschwätzig, wie Haushaltsgeräte sind, erzählte sie es dem Wischmop weiter, der informierte sofort den Putzeimer, und als das Schmutzwasser in die Kloschüssel ausgeschüttet wurde, erfuhr es die Kanalisation, die es umgehend an die Heizungsrohre weitergab, die bekanntlich durch alle Stockwerke bis in die Dachkammer führen. Dort wurde es brühwarm – wirklich brühwarm, denn so sind Heizungsrohre halt einmal – dem Spiegel gesteckt.

Dieser war zutiefst gekränkt und verletzt: man hatte ihn nicht nur vergessen, als alle anderen Spiegel wieder zu Ehren kamen; jetzt machte man sich auch noch lustig über ihn. Die böse Fee rief ihn an und schlug ihm eine Zielvereinbarung vor. (Eine Zielvereinbarung ist bekanntlich ein Versprechen, das man abgibt, ohne daß man irgendeine Ahnung davon hat, ob und wie man es erfüllen kann. Politiker wechseln gewöhnlich eine solche Vereinbarung mit dem bereits eingetretenen Erfolg.) Die Abmachung der Fee mit dem Spiegel lautete: er sollte ihr helfen, dem König Ärger zu bereiten; im Gegenzug würde er wieder einen Ehrenplatz erhalten. Dabei verlangte er, im Arbeitszimmer des Königs aufgestellt zu werden, damit dieser sich stets an seinen Fehltritt erinnern mußte.

Als dann die böse Fee zu dem Spiegel hereinschwebte, war er sofort bereit, sich verhexen zu lassen. Die Fee stellte ihr Handy ab, damit sie nicht gestört würden – außerdem stierte der Spiegel schon ganz mißgünstig auf das Display, weil er darin einen Konkurrenten vermutete –, und begann mit der Beschwörung: "01 02 18 01 11 01 04 01 02 18 10" usw. Sie war nämlich eine moderne böse Fee, die den Zauber gematrisch* anging und die Buchstaben des Zauberspruchs in Zahlen umsetzte. Sie wählte den Zeitsprung-Zauber. Das bedeutete: der Spiegel zeigte anschließend den Betrachter nicht so, wie er tatsächlich aussah, sondern so, wie er vor fünf oder zehn Jahren ausgesehen hatte, oder auch so, wie er in fünf oder zehn Jahren aussehen würde. Manchmal zeigt so ein verzauberter Spiegel rein zufällig den Betrachter auch im jetzigen Zustand; das geschieht meistens dann, wenn man jemand anderem vorführen will, daß der Spiegel nicht in Ordnung sei.

Danach schwebte die böse Fee wieder aus der Dachkammer hinaus. Dabei beging sie ihren ersten Fehler. Sie hätte selbst einen Blick in den verzauberten Spiegel werfen sollen, der gerade auf "+ 10" eingestellt war ... Ihr zweiter Fehler war, daß sie sich nicht sorgfältig genug in der Abstellkammer umgesehen und überhaupt nicht darauf geachtet hatte, wer Zeuge der Zauberszene wurde. Aber Feen sind eben nicht übermäßig intelligent.

Nun mußte die böse Fee nur noch dafür sorgen, daß der Spiegel auch wieder benutzt wurde. Das war gar nicht so einfach. Die beiden Prinzessinnen hatten ihn nämlich schon längst wieder vergessen. So kam es dazu, daß ständig im Palast irgendein voll funktionsfähiger Spiegel zu Bruch ging und weggeworfen werden mußte. (Unser Spiegel

sollte das übrigens später bitter bereuen, als aufkam, wer daran schuld war. Ihr glaubt gar nicht, wie bösartig das gegenseitige Mobbing von Spiegeln sein kann.) Erfolg hatten die böse Fee und der böse Spiegel schließlich unmittelbar vor dem Staatsbesuch der amerikanischen Präsidentin. Die Königin wollte diese durch eine besonders kunstvolle Frisur beeindrucken, hatte aber gerade in der Geschichte des Königreichs die Erzählung über die Werbung der fünf Prinzen um die Großmutter des jetzigen Königs gelesen; der vierte Prinz war damals wegen der grauenvollen Frisur der Königin in Ohnmacht gefallen; ihr erinnert euch*.

Die Königin bestand deshalb darauf, ihr Erscheinungsbild selbst zu begutachten. Nun war guter Rat teuer, denn es gab im ganzen Palast keinen einzigen Spiegel mehr, denn man so schnell hätte herbeischaffen können. Im Thronsaal trafen bereits die ersten Gäste ein; dorthin konnte man also nicht gehen, obwohl dort natürlich die acht großen Staatsspiegel* standen, die man noch nicht abgeräumt hatte. Da erinnerte sich eine uralte Hofdame an den Spiegel in der Dachkammer; sie verwechselte ihn zwar mit dem kleinen Handspiegel mit dem elfenbeinernen Griff, der schon längst pensioniert war, aber das war ja kein Problem. Jedenfalls fanden die Diener den verzauberten Spiegel in der Dachkammer. Sie trugen ihn vorsichtig die Treppe hinunter – sehr vorsichtig, denn beim Transport von Spiegeln war es in letzter Zeit immer wieder zu Unfällen gekommen – und stellten ihn im Kabinett der Königin auf. Diese sah hinein und war überglücklich: sie war so gut frisiert und geschminkt, daß sie geradezu zehn Jahre jünger wirkte.

Als sie dann beim Staatsbankett ihren Gemahl von der Seite betrachtete und sein schon etwas schlaffes Profil sah, sein Doppelkinn, über das gerade ein Fetttropfen lief, ferner den sich schon deutlich abzeichnenden Bauch, da dachte sie bei sich: "Ein kleiner Seitensprung mit einem smarten Leutnant von der Schloßgarde wäre doch eine nette Abwechslung! Attraktiv genug bin ich ja noch, und wenn ich es diskret anstelle, merkt der alte Knacker gar nichts davon." Und sie hatte auch schon jemand bestimmten im Auge: den Grafen Hubertus von und zu Tigerklau*. Dieser sah nicht nur sehr elegant aus, sondern war auch noch intelligent, wie sie aus den Gesprächen der Hofdamen entnommen hatte. Als erstes wollte sie ihn zu einem Espresso – oder vielleicht noch besser: Latte Macchiato, das war ja jetzt in Mode –

ins Frühstückszimmer einladen, unter dem Vorwand, er müsse einen Kurierdienst für sie übernehmen.

Das Tête-à-tête stand jedoch unter keinem guten Stern. Der Leutnant erschien pünktlich, aber die Königin kam verspätet. Als sie sich für das Schäferstündchen zurechtmachen wollte, zeigte ihr der Spiegel ein so altes faltiges Gesicht, daß sie die Begegnung fast schon hätte platzen lassen. Als sie das Frühstückszimmer dann betrat, war sie etwas beruhigt, denn der Leutnant sah wirklich süß aus und schien sich an ihren Falten und Runzeln gar nicht zu stören. Peinlich wurde es, als sie feststellen mußte, daß sie die Kaffeemaschine nicht bedienen konnte. Der Leutnant erbot sich, es an ihrer Stelle zu tun, sah aber sofort, daß die Maschine so uralte war, daß sie nur normalen Kaffee lieferte, und auch das dauerte ziemlich lang. Entschuldigend lächelnd meinte die Königin: "Wir werden das verkalkte Stück wohl entsorgen müssen! Genau deshalb habe ich Sie ja rufen lassen: bitte besorgen Sie uns doch Prospekte der neuesten und elegantesten Modelle." Der Leutnant versprach es und erklärte, er wolle sich sogleich auf den Weg machen, eine so gnädige Königin dürfe man auf keinen Fall warten lassen. In Wirklichkeit war er froh, der peinlichen Situation zu entkommen.

Die Kaffeemaschine war stinksauer. Geschlagene zehn Minuten prustete und gluckste sie empört, bis sie sich so erhitzte, daß es zu einem Kurzschluß kam. Das Zimmermädchen lief entsetzt herein, den Wischmop in der Hand – es hatte gerade im Nachbarzimmer saubergemacht. Als es sah, was passiert war, ließ es den Wischmop neben der Kaffeemaschine stehen und ging einen Blecheimer holen, um die qualmende Maschine zur Sondermülltonne zu bringen; eine Reparatur war offenkundig unmöglich. Während sie unterwegs war, konnte die Kaffeemaschine dem Wischmop gerade noch erzählen, was passiert war, ehe sie ihren Geist endgültig aufgab. Das weitere könnt ihr euch denken: binnen drei Stunden erfuhr der ganze Palast die Neuigkeit.

Der ganze Palast: wohlgemerkt zunächst nur die unbelebten Dinge im Palast, die aber, wie wir am Beispiel der Kaffeemaschine sahen, sehr wohl Gefühle hatten. Dann aber gelang es dem Kopfkissen des Zimmermädchens, dieses davon träumen zu lassen. Sofort machte die Geschichte ihre Runde beim Personal: von den Dienstmädchen über das Küchenpersonal zu den Stallknechten, von diesen zur Palastwache, wo es auch der Herr Leutnant Hubertus von und zu Tigerklau erfuhr; er war im übrigen klug genug, sofort um seine Versetzung zur Artillerie

zu bitten, denn deren Kasernen waren am weitesten vom Palast entfernt. Selbst der Beichtvater der Königin erfuhr es, aber er lächelte nur milde, denn eigentlich war ja noch nichts Schlimmes passiert. Nur drei Personen wußten nichts davon: die Königin, der König und (leider) die gute Fee.

Alles in allem betrachtet waren der gekränkte Spiegel und die böse Fee also noch keinen Schritt weiter gekommen. Der nächste Angriff mußte deshalb dem König selbst gelten. Als er die Königin einmal in ihrem Zimmer besuchte, schaute er zufällig in den verhexten Spiegel. Nun ja, so ganz zufällig war es nicht, denn der Spiegel knarrte aufdringlich in seinem Rahmen, um die Aufmerksamkeit des Königs zu erregen. Der König betrachtete sich und war hochofrenet: der Leibarzt, dieser alte Miesepeter, hatte also unrecht, wenn er ihn ständig mit der Mahnung nervte, er müsse unbedingt abnehmen. War das nicht ein schneidiger schlanker Mann, der ihn da aus dem Spiegel anblickte? Natürlich hatte sich der Spiegel schnell auf "- 10" eingestellt, als der König hinsah. Der Königin ging es an diesem Tag nicht besonders gut, deshalb sah sie deutlich älter aus, als sie war. Daraufhin meinte der König bei sich selbst: "Ein kleiner Seitensprung mit einer feschen Dienstmagd wäre doch eine nette Abwechslung! Attraktiv genug bin ich ja noch, und wenn ich es diskret anstelle, merkt die alte Truschel gar nichts davon."

Nun wißt ihr ja, liebe Kinder, daß sich im Märchen alles wiederholt, und so muß ich nicht erzählen, daß das Rendezvous nicht so abließ, wie der König sich das gedacht hatte, und daß binnen kurzem der ganze Palast und der ganze Hofstaat die peinliche Geschichte in der Besenkammer erfuhr. Während einer Kissenschlacht, die die jungen Prinzessinnen veranstalteten, erzählten es sich schnell alle Kopfkissen, und in der nächsten Nacht träumte die gesamte königliche Familie davon. Nur die gute Fee wußte immer noch nichts davon. Ich kann mir das nur so erklären, daß sie selbst Liebeskummer hatte und sich augenblicklich für die Menschen weniger interessierte. Und das ist im Märchen eine ausreichende Erklärung.

Am Abend dieses Tages saßen König und Königin gemeinsam vor dem Spiegel, und weil dieser sich ja nicht teilen konnte, mußte er beide im gleichen Alter abbilden. Da merkten sie, daß sie doch recht gut zueinander paßten, und beschlossen, auf solche Eskapaden in Zukunft zu verzichten. Warum sie plötzlich so seltsame Ideen gehabt hatten, wußten beide aber nicht. Jedoch schenkten sie sich zur Versöhnung

gegenseitig je einen neuen Spiegel für ihre Schlafzimmer. Der verzauberte Spiegel ging als Geschenk an das Offizierskasino der Palastgarde.

Das war keine gute Entscheidung: regelmäßig kam es zu Duellen, wenn einer der jungen Fähnriche zum andern sagte: "Du hast ja ein Gesicht wie ein Baby; schau dich doch nur im Spiegel an!" Außerdem gerieten der böse Spiegel und die böse Fee in heftigen Streit, weil beide ihren Vertrag nicht eingehalten hatten. Die böse Fee verzauberte blindlings alles, was ihr in den Weg kam, aber ohne viel Wirkung, denn es war Sommer, die Menschen waren fröhlich, und außerdem hatte das Königreich gerade die allgalaktische Baseballmeisterschaft gewonnen, so daß sich alle Bürger selig in den Armen lagen.

Wirklich schlimm wurde es erst, als der Spiegel der Fee den Vorschlag machte, sie könnten doch im Internet den Domain-Namen des Reiches spiegeln, also die beiden Buchstaben umstellen. Gesagt, getan. Das Chaos wäre unbeschreiblich geworden, wenn nicht die gute Fee rechtzeitig eingegriffen und den Zauber unwirksam gemacht hätte. Sie wartete nämlich schon eine ganze Weile darauf, daß die beiden einen Fehler machen würden. Ohne Mitwirkung der Menschen konnte sie, wie ich oben erwähnt habe, nicht handeln; aber das Internet hat keine Seele und muß daher auch nicht mitspielen. So schaffte die gute Fee es diesmal, und als die böse Fee wutentbrannt in ihren Computer schlüpfte, um nachzusehen, warum ihr Zauber nicht wirkte, gelang es der guten Fee sogar, sie in einer Dateischleife einzuschließen und so unschädlich zu machen.

Woher hatte die gute Fee schließlich erfahren, daß der Spiegel verzaubert war? Ein bißchen träge und selbstvergessen war sie ja, wie wir gesehen haben. Ihr erinnert euch, daß die böse Fee die Dachkammer nach dem Zauberspruch sofort verließ, ohne sich umzuschauen. So war ihr entgangen, daß dort noch mehr Spiegel standen: vier große Staatsspiegel, die bereits zum zweiten Mal aus dem Spiegelsaal nach oben geschafft worden waren. Der König hatte nämlich an vier Stellen die Spiegel gegen Flachbildschirme austauschen lassen, auf denen während der Audienzen Filme über die Schönheiten des Landes vorgeführt wurden. Die Teilnehmer an den Staatsakten mochten das, denn so hatten sie bei den langwierigen und langweiligen Zeremonien etwas Abwechslung, und es kam nicht mehr vor, daß die älteren Hofdamen einschließen und laut zu schnarchen begannen.

Die vier Staatsspiegel, die den König zwar nicht mochten, aber sich danach sehnten, die jungen Prinzessinnen in voller Größe spiegeln zu können, überlegten, wie sie die gute Fee benachrichtigen könnten. Denn das war klar: nur sie war zu einem Gegenzauber in der Lage, und sie würde sich auch dankbar für die Hilfe zeigen. Nach langem Nachdenken – bei Spiegeln nennt man das übrigens Reflektieren – kamen sie auf folgende Idee: sie manövrierten sich in eine solche Stellung, daß sie den Sonnenstrahl, der zu einer bestimmten Stunde durch die Dachluke hereinfiel, so lange im Kreis herum spiegeln konnten, bis er ein Laserstrahl geworden war. Diesen Laserstrahl wollten sie dann mit einer Botschaft beladen und nach draußen schicken. Die Elster im Nachbarbaum würde ihn dann weiterreflektieren, und dann deren Nachbarin im anderen Baum usw. bis ins Fenster der guten Fee. Der erste Versuch schlug fehl, weil sich genau in dem entscheidenden Augenblick eine Wolke vor die Sonne schob, beim zweiten Versuch regnete es, beim dritten Versuch war die Elster nicht zuhause, weil der Schloßküche gerade neues Silberbesteck geliefert wurde, aber die Spiegel gaben nicht auf. Beim fünften Versuch klappte es, und die gute Fee war im Bilde.

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen, die also doch noch gut ausging. Sie hätte nämlich um ein Haar sehr, sehr böse ausgehen können. Die böse Fee war nicht ganz so clever, wie sie glaubte. Sie wußte nicht, daß bei Zaubersprüchen der letzte Buchstabe nicht mitzählt, wenn es um die Einleitung des Zaubers geht. Und so hatte der Zauber funktioniert, obwohl die böse Fee aus Versehen die letzten beiden Ziffern verdreht hatte. Wenn ihr oben nachlest, werdet ihr finden, daß die böse Fee am Schluß "10" gesagt hatte, obwohl es eigentlich "01" hätte heißen müssen. Die vier Staatsspiegel, die die Bedeutung des Zauberspruchs nicht verstanden, hatten der guten Fee aber genau mitgeteilt, was die böse Fee gesagt hatte. So konnte die gute Fee, indem sie den falschen Spruch (mit "10" am Ende) siebenmal wiederholte und dann den richtigen Spruch (mit "01") dreimal folgen ließ, den Zauber wieder aufheben. Und das führte dazu, daß die Verdrehung des Domain-Namens unwirksam blieb.

Wie lange die böse Fee in der Dateischleife gefangen blieb, weiß ich nicht*. Die Kaffeemaschine wurde noch rechtzeitig aus dem Blech-eimer gerettet und ist heute im "Museum für historische Technik" ausgestellt, nachdem sie – wie heißt das immer so schön? – "liebervoll

restauriert" worden war. Damit man ihre Mechanik genau beobachten kann, hat man hinter ihr den jetzt wieder ganz normalen Spiegel aufgestellt, der mit seiner neuen Rolle sehr zufrieden ist – besonders wenn die Besucher sagen: "Das war eine gute Idee, dort einen Spiegel aufzustellen. So kann man alles genau beobachten". Einmal im Jahr, wenn das Museum zum Tag der Offenen Tür lädt und der Eintritt frei ist, wird auf der Maschine wieder Kaffee gekocht – ganz normaler Kaffee, wie ihn kaum jemand noch kennt. Aber das Aroma ist einzigartig, und wenn es nicht verflogen ist, entfaltet es sich noch heute.

Das 13. Märchen:

Die Fee, die an sich zweifelte, oder: Mobbing im Geisterreich

Es war einmal eine Fee, die an sich selbst zweifelte. Sie war eine gute Fee, die nur Gutes tun wollte, so viel steht fest, aber sie warf sich vor, daß sie versagt hätte. Erst in letzter Minute hatte sie ihr Königreich vor dem Chaos retten und den Zauber der bösen Fee abwehren können, und auch das nur, weil die Spiegel sie zu Hilfe gerufen hatten. Dabei hätte sie von selbst bemerken müssen, daß ihr Königreich in Gefahr war. Sie aber hatte sich in einen Sterblichen verliebt – einen Königssohn zwar, aber eben doch einen Sterblichen –, und als der ihre Annäherungsversuche nicht erwiderte, hatte sie sich dem Liebeskummer hingeeben. Schon hatte sie daran gedacht, ihre Zauberkräfte einzusetzen, um ihn auf sich aufmerksam zu machen (was streng verboten war), da hatte sie der Hilferuf ereilt, und sie war aus ihrer Schwärmerie aufgewacht.

All das wurde auf dem jährlichen Feenkongreß hinter ihrem Rücken herumerzählt, und sie bekam einige der Kommentare mit. Gewiß, wie sie die böse Fee am Schluß ins Internet gelockt und dort eingesperrt hatte, das war brilliant, aber: "Sie ist halt noch sehr jung", hörte sie sagen und: "So besonders klug ist sie trotzdem nicht." – "Man sollte sie zur Nachschulung schicken." – "Schon auf der Feenakademie hat sie das dritte Jahr zweimal wiederholen müssen." – "Ein hübsches Gesicht allein reicht heute eben nicht mehr."

Was unsere Fee aber am meisten ärgerte, war, daß die Menschen in dem Königreich, das ihrer Obhut anvertraut war, gar nicht mehr an Feen glaubten! Der König hatte es sogar offen ausgesprochen. Die böse Fee hatte daraufhin versucht, sich dafür zu rächen, und sie, die gute Fee, hatte das Reich dann retten müssen – ohne daß die Menschen das überhaupt mitbekommen hatten! Es war vertrackt, aber in

diesem Punkt war sie mit ihrer bösen Kollegin einer Meinung, und das durfte doch nicht sein! Dann dachte sie wieder an den Königssohn, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Die anderen Feen sahen es und dachten: "Ach, unser Sensibelchen! Sie ist schon wieder einmal verliebt. Wir werden ein Auge auf sie haben müssen."

Das war aber leichter gesagt als getan. Eine Fee darf ihr Königreich nämlich nur verlassen, um zu den jährlichen Feenkongressen zu reisen oder wenn sie von einer anderen Fee zu Hilfe gerufen wird. Einmal kamen auf diese Weise sogar zwölf Feen in einem Palast zusammen, aber auch sie konnten nicht verhindern, daß das ganze Schloß für hundert Jahre in Schlaf versetzt wurde und am Schluß ganz mit Dornen und Rosen überwachsen war. Das Reiseverbot gilt ebenso wie für die guten auch für die bösen Feen. Manche bösen Feen stacheln deshalb ihre Herrscher zu Eroberungszügen an, damit ihr Zuständigkeitsbereich größer wird und sie mehr von der Welt sehen. Eine besonders raffinierte Fee hat deshalb sogar die Raumfahrt erfunden. (Also nichts von wegen menschlicher Forscherdrang!) Die erwähnte Feenakademie gibt es übrigens wirklich, sie liegt im Wald der Phantasie auf der jeweils anderen Seite des großen Wasserfalls. Reine Erfindung ist dagegen die Behauptung, in England gebe es eine Schule für Zauberer.

Aber zurück zu unserer etwas unglücklichen, etwas ärgerlichen, etwas beschränkten jungen guten Fee. Als sie von dem Kongreß in ihr Königreich zurückkehrte, bemerkte sie, daß dort alles in bester Ordnung war. Die Menschen faßten keine bösen Gedanken, denn die böse Fee war ja nach wie vor im Internet gefangen. Sie war inzwischen sogar in 60 einzelne Datenpakete zerlegt worden. Da die gute Fee also nichts Böses verhindern mußte, wollte sie etwas Gutes und Schönes zusätzlich bewirken. So begann sie, alle Gärten und öffentlichen Parks mit Blumen zu verschönern, die sie einfach dorthin zauberte. In Gedanken war sie allerdings immer noch bei ihrem Königssohn; deshalb geriet die Auswahl der Blumen etwas einseitig: Vergißmeinnicht, tränende Herzen, Jelängerjelier, Brennende Liebe, Gedenkemein, Mädesüß, Schöngesicht, Zaubernuß usw.

Auch sonst wandelte sich das Königreich. Weil alle Menschen freundlich zueinander waren, wirkte sich dies auch optisch aus: die Farbe Rosa nahm überhand, sogar als Standardfarbe für die Hosen statt des bisher vorherrschenden Indigoblau. Die Polizei wurde fast arbeitslos. An den Kreuzungen kam es zu Staus, weil die Autofahrer

den anderen die Vorfahrt lassen wollten, auch wenn sie selber Grün hatten. Der Verkehr auf der ICE-Strecke wurde eingestellt und der Transport der Reisenden rosa Elefanten* übertragen – selbstverständlich zum Sonderpreis von 99 €. Das Staatsgefängnis mußte einen ständigen Tag der Offenen Tür einführen, damit sich wenigstens ab und zu jemand in den Zellen aufhielt. Schließlich richteten die Kriminalroman-Autoren eine Petition an den König, es solle endlich wieder einmal ein Verbrechen stattfinden, damit ihre Erzählungen nicht gar so wirklichkeitsfremd klängen.

Die gute Fee merkte von all dem wenig. Sie war ein bißchen traurig – wegen des Königssohns – und ein bißchen vergnügt, weil alle Menschen so glücklich aussahen. Beim nächsten Feenkongreß gab es deshalb erneut Getuschel hinter ihrem Rücken, aber sie hörte nicht hin und besuchte vom nächsten Jahr an die Kongresse auch gar nicht mehr. Das war zwar ein Fehltritt, denn die Feen müssen an diesen Kongressen teilnehmen, aber da es noch nie vorgekommen war, daß jemand diese Pflicht versäumt hatte, gab es auch keine Sanktion dagegen. Außerdem war alles, was sie in ihrem Königreich tat, erlaubt, wenn auch mehr als merkwürdig.

Nun, liebe Kinder, vor allem aber liebe erwachsene Zuhörer, fragt ihr euch bereits, wie dieser schöne Zustand denn zu Ende ging. Schämt euch! Gönnst ihr dem Königreich die Idylle nicht? Ich weiß selbst, daß dies das dreizehnte Märchen ist und daß es eigentlich sehr tragisch und traurig enden müßte, aber wer sagt das eigentlich? Bin ich nicht Herr der Erzählung?

Es sind auch schon Vorschläge eingegangen, wie sich ein solches schlimmes Ende bewerkstelligen ließe. Einer besagt, ich solle die böse Fee aus dem Internet befreien. Wie naiv! Als ob etwas, was einmal ins Internet gekommen ist, dort jemals wieder verschwinden könnte! Andere schlagen vor, die gute Fee solle ihren Prinzen heiraten, dadurch sterblich werden, ihre Feenkräfte verlieren, so daß eine neue, tatkräftigere gute Fee in das Königreich gesandt werden könne. Wie langweilig! Diese Geschichte gibt es schon tausendmal, als Buch, als Film, als Oper, über Engel, über Undinen usw. Einige von euch – und das nehme ich übel – haben sogar einen Antrag an den Feenkongreß gerichtet, um mir die Zuständigkeit für diese Geschichte entziehen zu lassen. Ich kenne das Dokument, ich habe es abgefangen. Die Eule Hedwig, die es überbringen sollte, sitzt auf meiner Schulter, und wir verstehen uns recht gut. Sie hat mir auch berichtet, daß seit mehre-

ren Jahren ein Kolloquium tagt, auf dem 318 Väter* über Möglichkeiten diskutieren, der Geschichte eine neue Wendung zu geben und mich zu verfluchen; und wenn sie nicht gestorben sind, diskutieren sie noch heute.

Das 14. Märchen:

Der König und die Zahlen, oder:

Leg' dich besser nicht mit der Null an!

Es war einmal ein König, die spielte für sein Leben gern SUDOKU. Tag und Nacht löste er diese Rätsel und konnte nicht genug davon bekommen. Sogar während der Sitzungen des Staatsrates, wenn sich die Diskussion im Kreise drehte, weil "bereits alles gesagt war, nur noch nicht von jedem", spielte er nicht Bullshit-Bingo*, sondern er zog er heimlich zwischen den Akten ein neues Rätsel hervor, um es zu lösen. Das schaffte er meistens noch vor Ende der Sitzung.

Es konnte nicht ausbleiben, daß jeder, der sich vom König einen Vorteil erhoffte, ihm neue Rätsel einreichte, und zwar, um die allerhöchste Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, möglichst neue Varianten, die es bisher noch nicht gab. So bekam der König mehrfarbige SUDOKUs, solche mit mehr als neun Teilquadraten, dreidimensionale Varianten – also einen Würfel mit $9^3 = 729$ Eintragungsmöglichkeiten – und vieles mehr. Ein Witzbold präsentierte eine Form mit seitenverkehrten Ziffern; das empfand der König aber als Respektlosigkeit und ließ den "Erfinder" mit der neunschwänzigen Katze* auspeitschen. Am geistreichsten war zweifellos das ganz kleine SUDOKU mit nur einem einzigen Feld und folglich nur einer einzigen Lösung, nämlich 1.

Auf dem quadratischen Hauptplatz der Hauptstadt wurde eine SUDOKU-Akademie errichtet, die jährlich am 9. September eine Festsetzung abhielt. Auch ein SUDOKU-Archiv wurde geplant. Es sollte alle nur denkbaren SUDOKUs mit 16 und mit 81 Feldern aufnehmen. Das Projekt mußte aber aufgegeben werden, als der Hofmathematiker den König darauf hinwies, daß es im Neuner-SUDOKU allein für das erste Teilquadrat 362.880 Möglichkeiten der Anordnung gibt. Der Hoftheologe beteiligte sich nicht an dem Erfindermarathon, sondern erklärte in einer Predigt, im Himmel säßen die drei Erzengel beieinander und

lösten ein SUDOKU mit einer Kantenlänge von 666.666^* Zahlen, und wenn sie dies gelöst hätten, gehe die Welt unter; die Parabel erinnerte aber zu sehr an die 6 Dämonen, die mit den 6000 Scheiben spielen, und so erntete der Prediger nur ein nachsichtiges Lächeln.

Eines Tages bekam der König einen beunruhigenden Besuch. Der Gast war die Null. Sie beschwerte sich mit hohlklingender, aber deutlich vernehmbarer Stimme darüber, daß sie im SUDOKU nicht berücksichtigt sei. Für den Fall, daß dem nicht abgeholfen werde, drohte sie mit überaus ernstesten Konsequenzen.

Der König lachte laut auf, als er das hörte, und rief: "Du Nichts! Was willst du denn bewirken? Dich gibt es doch gar nicht." - "So", erwiderte die Null, "mich gibt es also nicht? Hast du nicht im Mathematikunterricht gelernt, daß ich allmächtig bin und aus fast nichts so gut wie alles hervorrufen kann? Habe ich nicht unendlich viele Schwestern, die mir helfen?" - "Diese Schwestern möchte ich sehen", antwortete der König belustigt, "die sind wohl genauso hohl und aufgeblasen wie du." - "Nicht hohler als du, du Möchtegern-König", giftete daraufhin die Null. "Nur auf mich hören die Minister und die Bankiers, wenn ich mich ihnen anbiete; dich verachten sie, du SUDOKönig!" Da wurde der König doch ein wenig nachdenklich, denn

Der König wurde sehr nachdenklich, als er das hörte, und erinnerte sich an seinen alten Mathematiklehrer, der ein wenig hölzern, aber doch sehr klug und, wenn man ihn zu nehmen wußte, auch sehr freundlich und vor allem sehr zuverlässig und gerecht gewesen war. Dieser hatte einmal, als der König ihn fragte, warum er sich denn mit Rechnen abgeben solle, da er sich doch alles von seinen Ministern ausrechnen lassen könne und es außerdem Rechenmaschinen gebe, geantwortet: "Majestät, denkt daran, in der Politik ist es wie in der Mathematik: es kommt nicht darauf an, wieviel man selbst wert ist, sondern wieviel Nullen hinter einem stehen." Er war halt ein wenig verbittert, der alte Mathematicus. Aber es war dem König tatsächlich schon aufgefallen,

daß seine Minister nicht immer das taten, was er anordnete, und daß sie während der großen Audienzen nur ganz kurz ihm zunickten und sich dann ausführlich mit den Bankiers, z.B. Herrn Mannacker, unterhielten, das hatte er schon gemerkt. Aber dann fiel sein Blick auf das

ganz neue Rätsel, das auf seinem Tisch lag und ihn irgendwie herausfordernd anblinzelte. Da war er ganz wild darauf, es zu lösen, und vergaß den Besuch der Null schnell wieder.

Hätte der König besser hingeschaut und sich nicht Hals über Kopf in die Lösung des Rätsels gestützt, so wäre ihm aufgefallen, daß ihm ein Zauber-SUDOKU vorlag, in dem sich die Zahlen während der Lösung mehrmals änderten. (Auch wir haben ja mitunter den Eindruck, daß genau das geschieht ...) Es gab zwar einen Ausweg, diesen Zauber zu bannen, aber das wußte der König noch nicht. Und wenn er wirklich ein ganz ein klein wenig aufgepaßt hätte, so wäre ihm auch aufgefallen, daß die vorgegebenen Zahlen in dem Rätsel nur von 1 bis 8 reichten, also keine 9 eingetragen war.

Während der König sich diesem SUDOKU hingab, berief die Null eine Konferenz all ihrer Kollegen ein. Vorbereitungen waren nicht erforderlich, denn erstens gibt es überall Nullen, und zweitens beanspruchten sie ja gar keinen Platz und konnten problemlos zu Hunderttausenden auf einem Stuhl sitzen. Die Sitzung fand im Technikmuseum statt, in der Abteilung für ältere Rechenmaschinen und Systemsteuerungen. Als Gastgeber fungierten die dort ausgestellten Lochkarten. Zwischen ihnen und den Nullen bestand eine herzliche Freundschaft, denn auch bei ihnen war ja gerade dasjenige ausschlaggebend, was materiell fehlte. Die Konferenz war auch in Null-Komma-Nichts beendet, denn alle Nullen stimmten mit der vorsitzenden Null überein, daß man dem König eine Lehre erteilen müsse. Und zwar beschloß man, einen Warnstreik durchzuführen und eine Stunde lang vollständig zu verschwinden.

Das Ergebnis war kurios und teils auch beunruhigend. In den Geschäften und Kaufhäusern war zunächst kaum etwas zu spüren, da dort ohnehin alle Preise auf eine 9 endeten, also 9,99 € , 19,99 € usw. Als aber der erste Kunde an die Kasse kam und ein Super-SUDOKU-Heft für 49,99 € bezahlen wollte, weigerte sich die Kassiererin, den angebotenen 5 €-Schein anzunehmen, in den sich der 50 €-Schein des Kunden verwandelt hatte. Es kam zu einer großen Auseinandersetzung; der Kunde wurde beschuldigt, einen gefälschten Geldschein benutzt zu haben, der die falsche Farbe aufwies. Aber dann war glücklicherweise die Stunde vorbei und der Schein verwandelte sich in den 50 €-Schein zurück. Der Kunde erhielt als Entschädigung ein zweites Super-SUDOKU-Heft gratis, aber ihm war die Lust an diesen Rätseln

vergangen, und er warf beide Hefte ungeöffnet in die nächste öffentliche Toilette.

Dort war es kurz zuvor ebenfalls zu einer peinlichen Szene gekommen. Da das "0-0" an der Türe verschwunden war, hatte eine ältere Dame, in der Meinung, es handele sich um ein Wartehäuschen der Straßenbahn, ahnungslos die Herrenabteilung betreten – und äußerst betreten wieder verlassen. Im benachbarten Park entstand ein lautstarker Streit zwischen zwei an sich seriösen älteren Herren, die auf einer Bank vor einem Tisch saßen und Domino spielten, weil plötzlich bei einer Reihe von Steinen die eine Hälfte fehlte. Am Nachbartisch kam es bei einem Skatspiel zu einer regelrechten Prügelei, als einer der Spieler ein "0 ouvert" ansagen wollte.

Der König merkte von alledem nichts, weil er noch schlief und mit offenem Mund schnarchte. Die Königin, die neben ihm lag und von dem Schnarchen geweckt wurde, traute ihren Augen nicht, als sie sah, wie sich offener Mund des Königs in ein eckiges Quadrat verwandelte. Da es allerdings am Abend zuvor spät geworden war – der König hatte bis tief in die Nacht versucht, das Zauber-SUDOKU zu lösen, war dann darüber eingeschlafen und hatte von den Pagen zu Bett gebracht werden müssen, während die Königin sich mit der Likörflasche vergnügt hatte –; da es also am Abend zuvor spät geworden war, meinte sie: "Ich sollte doch weniger trinken, dann hätte ich morgens auch keine Sehstörungen", drehte sich um und schlief weiter. Nach einer halben Stunde wachte sie erneut kurz auf, sah auf der Digitaluhr, daß es erst 1 Uhr war – in Wirklichkeit war es schon 10 Uhr – und nickte erneut ein.

Wenige Minuten später spitzte der Hofnarr ins königliche Schlafzimmer, sah auf dem Boden das immer noch ungelöste Zauber-SUDOKU liegen, griff es sich und erlaubte sich einen Scherz damit: an drei Stellen trug er aus Spaß eine 0 ein. Sogleich erschrak er, als ihm bewußt wurde, daß dies die einzigen Scherze waren, die der König nicht duldet. Er schaute noch einmal hin und sagte erleichtert zu sich selbst: "Gott sei Dank, der Stift hat nicht geschrieben." Dann legte er das SUDOKU unter den Nachttopf und verschwand ganz leise wieder.

Als dann um Viertel nach 11 König und Königin endlich aufwachten, sah der König das Rätsel unter dem Nachttopf liegen.

Sofort wurde er fuchsteufels- Sofort fiel ihm auf, daß jemand an

wild, weil er glaubte, die Königin habe es dorthin gelegt – tatsächlich sagte sie manchmal: "Du mit deinem ... SUDO-KU" –, so daß ein heftiger und sehr lautstarker Ehekrach entstand, bis der König schließlich laut brüllend aus dem Schlafzimmer lief. Er war so außer sich, daß er sogar vergaß, das Rätselheft mitzunehmen. Die Königin bückte sich, hob es auf und sagte kopfschüttelnd: "Das kann ja nicht funktionieren, wenn er Nullen statt Ziffern hineinschreibt." Denn die vom Hofnarren geschriebenen Nullen waren inzwischen ja wieder sichtbar geworden.

mehreren Stellen Nullen hineingeschrieben hatte. An der rosa-farbenen Schrift erkannte er, daß es der Hofnarr gewesen war. Er wurde fuchsteufelwild, stürmte aus dem Schlafzimmer, wobei er um ein Haar die Königin umgerannt hätte, ließ den Hofnarren suchen, der sich vergeblich zu verstecken suchte, und ihn mit der neunschwänzigen Katze* auspeitschen. Die Königin sagte zu sich: "So geht das nicht weiter, wir sind doch nicht mehr im Mittelalter!" Und sie wies den Scharfrichter an, das Strafinstrument beim historischen Museum der Hauptstadt abzuliefern, wo es ausgestellt wurde und nun als wertvolle Antiquität nicht mehr berührt werden darf.

Hätte der König genauer hingeschaut und nur ein wenig nachgedacht und wäre die Königin am Vorabend weniger der Likörflasche zugetan und folglich bei klarerem Verstand gewesen, so hätten sie das Rätsel mit dem Rätsel lösen können: es lag auf der Hand, durch die Kritzelei des armen Hofnarren, der im übrigen seine Wut an seiner Frau Ingunde ausließ und an den Dienern, die die Suppe zur Hoftafel trugen. So war diese Chance vertan.

Irgendwie galt das auch für die Nullen. Ihr Warnstreik war kaum bemerkt worden. Auf der nächsten Versammlung kam es deshalb zu einer Spaltung und zu heftigen Auseinandersetzungen: die kreisrunden Nullen, die es gerne bequem hatten, plädierten für einen Abbruch des Kampfes, er sei ohnehin sinnlos. Die schlanken hohen Nullen beharrten auf der Regel: "Von nichts kommt nichts." Die militärischen Nullen mit dem kleinen Strich rechts oben verlangten ein scharfes und diszipliniertes Vorgehen und beschimpften die anderen als zivile Weicheier. Die normalen eiförmigen Nullen mochten sich keiner Partei anschließen und fühlten sich ohnehin durch den Ausdruck "Weicheier" beleidigt. Die assoziierten Nullen, die nicht als Ziffern, sondern mit Buchstaben

geschrieben wurden, brachten schließlich einen Kompromiß zustande: man solle noch einmal einen Warnstreik durchführen, diesmal einen ganzen Tag lang, aber nicht flächendeckend, sondern nur in den Banken und Sparkassen. Danach solle die Obernull noch einmal mit dem König verhandeln.

So geschah es dann auch, und der Erfolg war überwältigend. Die Bilanzen der Kreditinstitute gerieten völlig aus dem Gleichgewicht, ihr Eigenkapital war praktisch vernichtet, und weil die WC-Nullen aus Solidarität mit ihren Kollegen in den Banken an die Innenseiten der Kabinen geschrieben hatten: "Bürger, euere Ersparnisse sind in Gefahr!", kam es zu einem Ansturm auf die Schalter und Geldautomaten, so daß die Polizei, das Militär und schließlich sogar die UNO zu Hilfe gerufen werden mußten. Letztere rückte aber nur als UN an, nicht als UNO.

So kam es, daß der König bereit war, erneut mit der Null zu verhandeln, um nur möglichst schnell das Chaos zu beenden. Die Verhandlungsdelegation des Staates bestand aus dem König selbst, dem Finanzminister und dem Hofmathematiker – der Wirtschaftsminister war ein Dummkopf und eine wandelnde Schlaftablette und wurde vorsichtshalber nicht eingeladen –; auf der anderen Seite standen die Obernull und je ein Vertreter der kreisförmigen, der schlanken, der normalen und der militärischen Nullen. Die ausgeschriebenen Nullen nahmen nicht teil, hielten der Delegation aber dadurch den Rücken frei, daß es ihnen gelang, die Solidarität der römischen Ziffern zu sichern, bei denen es bekanntlich keine Null gibt. Schließlich wurden die Nullen aber doch übers Ohr gehauen. Der alte Mathematiklehrer des Königs erbot sich nämlich, den Nullen nachzuweisen, daß sie doch nicht allmächtig seien. Die Obernull ging darauf ein und erklärte, wenn ihm das gelänge, würden die Nullen brav wieder an ihre Plätze zurückkehren und in Zukunft nie mehr streiken. Ob ihr es glaubt oder nicht: der Mathematiklehrer wies den Nullen nach, daß es tatsächlich etwas gebe, was sie nicht könnten; so endete der Streik.

Und weil dies ein Märchen ist – wenn auch ein sehr hohles und rätselhaftes –, will ich auch noch das Ende der Geschichte erzählen. Zunächst das Zauber-SUDOKU: es war ganz leicht zu lösen, denn da nur Ziffern von 1 bis 8 eingetragen waren, konnte man statt der 9 einfach die 0 verwenden, womit die 0 nicht mehr diskriminiert war. (Wie die Neunen darauf reagierten, ist nicht bekannt.) Der Trick des Mathematiklehrers war ebenfalls ganz einfach: er legte einen Bruch vor und fordert die Null auf, als Nenner zu fungieren. Und das geht

bekanntlich nicht, weil das Ergebnis Unendlich wäre, und damit kann man nicht rechnen. Und jetzt fehlt noch die Schlußformel, auf die ihr aber noch eine Weile warten müßt. Und wenn ihr nicht gestorben seid, dann wartet ihr heute noch.

Das 15. Märchen:

Das unglückliche SUDOKU,

oder:

Weil's so schön war, noch einmal das Gleiche

Es war einmal ein SUDOKU, das war so schwer, daß niemand imstande war, es zu lösen. Wenn es auf der jährlichen SUDOKU-Meisterschaft einem Kandidaten ausgeteilt wurde, trat dieser sofort vom Wettbewerb zurück und sagte wohl auch: "Ausgerechnet ich muß das Killer-SUDOKU erwischen! Das schaffe ich nie, ich höre lieber gleich auf, anstatt mit diesem hinterhältigen Stück meine Zeit zu verschwenden." Da wurde das SUDOKU sehr traurig, denn eigentlich war es eine sehr freundliche Aufgabe, die den Menschen nur Zerstreung und Zeitvertreib bieten und ihnen auf keinen Fall etwas Böses antun wollte. Einmal bat es ein anderes SUDOKU, ihm doch ein paar Ziffern abzugeben, aber dieses zischte es an: "Auf keinen Fall! Dann kann man mich ja nicht mehr lösen." Dabei war das andere SUDOKU eine ganz leichte Aufgabe, mit nur sechs Leerstellen; aber auch bei den Menschen geht Dummheit ja oft mit Hochnäsigkeit einher. Unser SUDOKU nahm sich die böse Antwort jedoch so zu Herzen, daß ihm eine weitere Ziffer verblaßte und es folglich noch schwerer zu lösen war.

Beim nächsten SUDOKU-Wettbewerb blieb unserem Rätsel die Schande erspart, denn es wurde nicht ausgewählt. Ins Rennen kam dagegen jenes simple SUDOKU mit nur sechs Leerstellen, das dem unseren so böse mitgespielt hatte, und es wurde sogar dem Rater ausgeteilt, der in der Vorrunde das beste Ergebnis erzielt hatte. Dieser sah es nur kurz an und rief beleidigt: „Was soll ich mit diesem Primitiv-SUDOKU? Ich trete vom Wettbewerb zurück, wenn man mir so etwas Banales zumutet!“ Und er nahm das Aufgabenblatt und macht mit ihm eine Bewegung, als ob er sich den Hintern abwischte.

Da mußte unser SUDOKU doch lächeln, obwohl Schadenfreude eine Empfindung war, die ihm sonst ganz abging. Und in dieser Nacht schlief es zum ersten Mal seit langem ein, bevor es die Nullen bis zur 60000. Stelle aufgezählt hatte. (Ein SUDOKU zählt natürlich keine Schäfchen, wenn es nicht einschlafen kann.) Mehr noch: es träumte einen ganz wunderbaren Traum: es kam in eine Art mathematisches Disneyland. Es schlenderte an den verschiedenen Attraktionen entlang, wobei es die einfachen Zählaufgaben links liegen ließ. Recht interessant fand es das Zelt, in dem man raten konnte, ob eine Zahl eine defektive, eine überzählige oder eine vollkommene Zahl war. Dem Wettstreit um die höchste Primzahl sah es nur kurz zu, während es bei der Kurvendiskussion über eine Stunde lang zuhörte, auch wenn die dort auftretenden Mathematiker etwas weltfremd wirkten. Den Boxkampf zwischen x und y in der 5. Dimension fand es recht amüsant. Bei einem postfuturistischen Pavillon, in dem angeblich ein SUDOKU mit jeweils 100 Zahlen pro Teilquadrat gelöst wurde, ging schnell vorbei, während es das Ballett der 5000 Zufallszahlen recht anmutig fand, auch wenn sich keine genaue Struktur darin erkennen ließ und alles recht zufällig wirkte.

Im Zentrum des ganzen Parks lag eine Art Amphitheater, in dem ein Informatiker einen Vortrag über die Vorteile des Binärsystems hielt. Unser SUDOKU machte einen Zwischenruf und fragte, wie denn ein Zehntel in binärer Schreibweise laute. Daraufhin wurde der Informatiker sehr böse und forderte es auf, sofort die Arena zu verlassen. Das tat es dann auch, denn der Vortrag war ohnehin sehr langweilig und wechselte nur zwischen zwei Aussagen ab. Nun merkte unser SUDOKU, daß es Hunger bekommen hatte und kaufte sich eine Tüte quadrierte Nullen, die ihm gut schmeckten, zumal der Preis mit 0,00 Euro recht günstig war.

Schließlich kam das SUDOKU zu einer Hütte, in der man – so lautete die Überschrift – von einem Magier SUDOKUs mathematisch berechnen lassen konnte. Es trat ein und brauchte eine Weile, um sich an das Dunkel zu gewöhnen. Die Schlange war sehr lang, aber schließlich kam es doch an die Reihe. Es fragte vorsichtig, wie das denn möglich sei, ein SUDOKU zu berechnen, und ob es denn für jedes SUDOKU eine Lösung gebe. Der Magier freute sich über diese Fragen, denn die meisten Besucher wollten ganz einfach eine Lösung für irgendein Preisausschreiben erfahren und interessierten sich nicht die Bohne für die dahinter stehende Mathematik. Der Magier erläuterte

also ausführlich, wie man für jede Ziffer im SUDOKU eine eigene Gleichung aufstellen müsse, und dann noch eine für die Teilquadrate usw. und daß die Lösung so vieler Gleichung ziemlich lange dauere und daß die Gefahr, dabei Fehler zu machen, sehr groß sei usw. Dabei merkte er gar nicht, daß unser SUDOKU immer blasser wurde und schließlich in Ohnmacht fiel ...

Natürlich fiel das SUDOKU nicht wirklich in Ohnmacht, sondern es erwachte nur aus seinem Traum und wußte noch immer nicht, ob es denn überhaupt lösbar sei. Aber wir wissen, daß ein Traum durchaus einen Weg zur Lösung eines Problems weisen kann, wenn auch nicht so primitiv, wie die Traumbücher uns das weismachen wollen. Und so war das SUDOKU zwar nicht glücklich, aber doch etwas ruhiger als zuvor, und es zitterte auch etwas weniger, als es bei der nächsten SUDOKU-Meisterschaft wiederum als Aufgabe für die Endrunde ausgelost wurde. Es gelang ihm sogar, seine Felder ein ganz klein wenig in optimistischem Beige einzufärben.

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen. Diesmal wurde es demjenigen Bewerber ausgeteilt, der mit der schlechtesten Punktwertung in die Endrunde eingezogen war, und eigentlich nur deshalb, weil ein anderer wegen unzulässiger Verwendung eines Taschenrechners disqualifiziert worden war. Dieser Kandidat sah seine Aufgabe, erkannte immerhin, daß er das Killer-SUDOKU erwischt hatte, und sagte sich: „Ich habe keine Chance, also will ich sie nutzen.“ Und er schrieb aufs Geratewohl die Ziffern in die Felder, ohne lang nachzudenken, und so war er als Erster fertig. Die Mitkandidaten begannen schon zu kichern, aber er hatte rein durch Zufall genau die Ziffern geschrieben, die die Lösung unseres SUDOKUs bildeten, und so gewann er den ersten Preis. Daraufhin rief er laut aus: „Das ist kein Killersudoku, sondern ein Glückssudoku!“ Und wenn inzwischen nicht ein noch schwierigeres Rätsel aufgetaucht ist, heißt es heute noch so.

Das 16. Märchen:

Die königliche Doppelhochzeit, oder:

Falsche Sparsamkeit, die sich aber erst in einem späteren Märchen rächt

Es war einmal ein König – ich glaube, es war derjenige, der so faul war –, der hatte zwei Töchter, aber keinen Sohn. Da er sich mit der Königin überworfen hatte, so daß diese aus dem Palast ausgezogen und in das Jagdschloß übergesiedelt war, war auch nicht mehr zu erwarten, daß das Königreich noch einen männlichen Erben bekommen würde. Um die Monarchie zu bewahren – im südlichen Nachbarreich hatte es eine Revolution gegeben, obwohl dort ein eigener Minister für die königliche Beliebtheit tätig gewesen war –, schlug die Ministerpräsidentin vor, eine der beiden Prinzessinnen mit einem auswärtigen Prinzen zu verheiraten, der dann an ihrer Seite neuer König werden sollte. Sie hoffte, damit zugleich die Eskapaden der beiden Prinzessinnen zu beenden, die schon mehrmals zu Staatskrisen geführt hatten: etwa damals, als sie wochenlang verschwunden waren und amüsiert zugesehen hatten, wie alle Welt sie verzweifelt suchte. Daß es bereits um ihre Namensgebung zu Konflikten gekommen war, konnte man ihnen natürlich nicht vorwerfen, aber es zeigte doch die etwas fragile Struktur des Reiches.

Die Ministerpräsidentin schlug vor, einen der königlichen Prinzen des östlichen Nachbarkönigreichs zu wählen. Mit der dortigen Dynastie bestanden gute Beziehungen, seitdem die Schwestern des dort regierenden Königs die beiden Prinzessinnen einmal retten konnten, als diese sich verirrt hatten. Sie waren auch die Taufpatinnen der beiden Prinzessinnen. Um keine Verwirrung aufkommen zu lassen: die Taufpatinnen waren die Prinzessinnen Amalasintha und Andregoto, die jungen Prinzessinnen hießen Amalia und Andrea. Alle vier Damen kennt

ihr ja schon. Die Königin fand die Idee nicht schlecht, obwohl ihr Verhältnis zur Ministerpräsidentin etwas gespannt war, wie das zwischen Politikerinnen untereinander und zwischen Wählerinnen und Politikerinnen ja nicht selten vorkommt. Sie machte daher zur Bedingung, daß beide Prinzessinnen versorgt werden sollten, indem die zweite Prinzessin gleichzeitig die Hand des Thronfolgers im Nachbarreich erhalte, so daß also beide künftig Königinnen würden.

Die Verhandlungen über die Doppelhochzeit verliefen zügig und erfolgreich. Der König, der, wie wir wissen, sehr faul war, unterschrieb bereitwillig alles, was die Ministerpräsidentin ihm vorlegte; außerdem vertraute er darauf, daß die beiden Taufpatinnen, die sehr klug waren – *Jetzt will er uns schmeicheln, Goto, der Schlawiner!!!* –, dafür sorgen würden, daß es ihren Patenkindern an nichts fehlte. Offen war nur noch die Frage, wer wen heiraten sollte: sollte die ältere Prinzessin Königin im eigenen Land werden, oder sollte sie den älteren der beiden Prinzen heiraten? Die Boulevardpresse in beiden Reichen – insbesondere die Zeitungen KRONENBILD und BILDKRONE – diskutierten die Frage ausführlich (sofern bei diesen Zeitungen von "Diskussion", also geistiger Auseinandersetzung, die Rede sein kann ...). Die Meinungen prallten heftig aufeinander, und beinahe wäre es zu einer Regierungskrise in beiden Reichen gekommen, so daß der westliche König schon entnervt erklärte: "Hätte ich mich nur nicht darauf eingelassen, dann hätte ich meine Ruhe gehabt. Diese Weiber machen immer nur Ärger." Die Königin fand diese Bewertung sehr würdelos und zog sich wieder einmal nach Jagdschloßhausen zurück. Die gute Fee des östlichen Königreichs erlitt einen Nervenzusammenbruch und bat den Feenkongreß um ihre Ablösung (die auch gewährt wurde, allerdings war die Nachfolgerin sehr jung und auch nicht übertrieben intelligent, aber das wissen wir ja schon).

Da kamen die Taufpatinnen der beiden Prinzessinnen, die sehr klug und lebenserfahren waren – *du hast recht, Mala, er will uns schmeicheln, er hat ein schlechtes Gewissen, ha ha* –, auf die geniale Idee, die Prinzessinnen selbst entscheiden zu lassen. Sie hatten nämlich gerade in der Bibliothek die Geschichte von Autharis Brautfahrt gelesen – *das ist gemein, er hätte ruhig sagen können, wir seien selbst darauf gekommen, na warte, Märchenerzähler!* –, also: sie hatten gerade die Geschichte von Autharis Brautfahrt gelesen, wie dieser heimlich seine Theudelinde begutachtet hatte und sich beinahe verraten hätte, als er ihr über das Haar strich; wie aber die erfahrene

Dienerin dies richtig gedeutet hatte. Mit einem Wort: die beiden ältlichen Prinzessinnen – *wir hätten ihm doch nicht ins Wort fallen sollen, jetzt nennt er uns wieder "ältlich", und wir können ihm nicht einmal widersprechen, wir sind tatsächlich keine Zwanzig mehr* –, die beiden schon älteren, aber lebensklugen Prinzessinnen – *na bitte, es geht doch!* – arrangierten also ein Sommerfest im Schloßgarten, an dem alle Prinzen und Prinzessinnen des eigenen und die beiden Prinzessinnen des Nachbarkönigreiches teilnahmen.

Und sie hatten Erfolg mit ihrem Plan: die ältere Prinzessin Amalia war von dem Thronfolger, dem späteren König Nimrod II., sehr beeindruckt, denn er sah würdevoll aus und schritt überaus stattlich einher. Sie konnte nicht voraussehen, daß seine Stattlichkeit zehn Jahre später in Rundlichkeit übergehen sollte und daß seine schneidige Redeweise in schnoddrige Bemerkungen abgleiten würde (etwa die, daß es in seinem Reich keine Feen gebe). Die jüngere, Prinzessin Andrea, schwankte längere Zeit zwischen dem 3. Prinzen, der eine ausgesprochen sportliche Figur machte – er war bereits ein erfolgreicher Baseballspieler –, und dem 5. Prinzen, der zwar nicht ganz so sportlich, dafür aber sehr klug und mathematisch begabt war. Aber schließlich dachte sie sich: ich bin lebhaft genug, ein ruhigerer Mann an meiner Seite wäre von Vorteil, wenn ich einmal unser Reich erbe, und wenn er auch noch rechnen kann, so wird dies unseren Staatsfinanzen nicht schaden (womit sich zeigt, daß sich Prinzessinnen durchaus für Politik interessieren können – sofern sie nicht gleich zu siebt auftreten ... Daß Mathematiker auch gut rechnen können, ist freilich ein Irrglaube).

Am späten Abend fand eine Serenade am wieder mit Wasser aufgefüllten Schloßgraben statt, bei dem die Preisträger der Musikschule auf Gondeln hin- und hergerudert wurden und gemeinsam mit den vier Schloßnymphen musizierten. Während alle hingerissen den überirdischen Klängen lauschten, schlugen sich die beiden Prinzessinnen in die Büsche und fragten einander: "Und? Welchen willst du?" Und da zeigte sich – die gute Fee hielt erst aufgeregt, dann glücklich den Atem an –, daß sich die Lösung des Problems ganz von selbst ergeben hatte: Prinzessin Amalia entschied sich für den Thronfolger und eine würdevolle Existenz als Königin des Nachbarreiches. Prinzessin Andrea wählte den 5. Prinzen. Und da sie die lebhaftere von beiden war, ließ sie ihn sogleich rufen. Er trat bescheiden auf sie zu, und da er noch nichts von seinem Glück wußte, ergriff er ihre Hand, um sie respekt-

voll und ritterlich zu küssen. Prinzessin Andrea aber errötete, wehrte ab und sagte, es solle ihr nicht der die Hand küssen, der das Recht habe, sie auf den Mund zu küssen. Und da wußte der Prinz, daß er ihr Gatte werden sollte. – *Ein bißchen kitschig ist ihm die Szene geraten, findest du nicht auch, Mala? – Und außerdem, Goto, hat er sie bei unserer Königin Theudelinde plagiiert, die so ihren zweiten Mann, den Agilulf, genommen hat. – Aber was willst du bei seinem Beruf anderes erwarten? –* Und der Märchenerzähler meint, daß ihm die beiden jetzt genug dazwischen geredet haben.

Die Doppelhochzeit zwischen dem Thronfolger Nimrod II. und Prinzessin Amalia-Amalasintha und zwischen Prinz Albert Archimedes und Thronfolgerin Andrea-Andregoto fand in beiden Hauptstädten statt: die Ziviltrauung im östlichen, die kirchliche Trauung im westlichen Nachbarreich. Die südliche Republik versuchte, in Konkurrenz dazu ein Baseballturnier zu veranstalten, aber da der beste Spieler des Kontinents, Prinz Karlmann Achilles, Hochzeitsgast war, meldete sich nur eine Mannschaft an, so daß der Plan platzte.

Die kirchliche Hochzeitszeremonie war außerordentlich prunkvoll; insbesondere die Bischöfin sah im golddurchwirkten Pluviale prachtvoll aus. Die Brautväter zerflossen in Tränen der Rührung, die Mütter hielten sich würdevoller, was auch daran lag, daß die eine Königin immer wieder ihren Flachmann mit dem Whisky hervorzog. Aber da ihr Kleid sehr faltenreich geschnitten war, fiel das kaum jemandem auf. Erwähnt werden muß noch der Knabenchor, der das Schubertsche *Avemaria* sang – *er läßt auch keine Süßlichkeit aus – wieso süßlich? wenigstens läßt er nicht die Agathe aus dem Freischütz singen ("Leise, leise, fromme Weise")* –; besonders der Solosänger, der zehnjährige Hubertus von und zu Tigerklau, zog alle Blicke auf sich, auch die der beiden Bräute. Die neue gute Fee hatte dagegen nur Augen für den jüngsten Bruder der beiden Bräutigame, den fünfjährigen Prinzen Cölestin Alexander, der sich allerdings gar nicht für sie interessierte, sondern bereits an die Hochzeitstorte dachte.

Und da dies ein Märchen ist – und diesmal ein ausgesprochen harmonisches, aber es muß ja nicht immer lauter Schreckliches passieren – will ich noch den Rest der Geschichte erzählen. Nach der Hochzeit kehrten alle vier in ihr Königreich zurück bzw. übersiedelten in ihr neues Reich. Die königliche Doppelhochzeit blieb fest in der Erinnerung der Menschen verankert. Später, als beide Reiche schon Republiken geworden waren bzw. kurz davor standen, wurde ein Verein

gegründet, um die Ereignisse alle zehn Jahre detailgenau nachzuspielen. Als Prinzen und Prinzessinnen dürfen aber nur Bewohner der Hauptstädte agieren, deren Familien schon seit mindestens 100 Jahren dort ansässig sind; es muß ja klargestellt werden, wer dazu gehört und wer nicht*. Und wenn sie nicht gestorben sind, spielen sie die Hochzeit noch heute.

Das 17. Märchen:

Der König, der den Verstand verlor und wiederfand,

oder:

Ein Märchen kann gnädiger sein als die Wirklichkeit

Es war einmal ein König, der verlor seinen Verstand, aber niemand traute sich, es ihm zu sagen. Das war ein großes Unglück nicht nur für ihn selbst, sondern auch für sein Volk. Dabei hatte seine Regierung sehr vielversprechend begonnen. Als sein Vater sieben Jahre lang verschwunden war, hatte er nach einem Jahr die Herrschaft übernommen und, beraten von seiner Mutter, recht vernünftige Reformen eingeführt – echte Reformen, und nicht nur solche, die über die Probleme hinwegtäuschen sollen, statt sie zu lösen, wie das heute oft geschieht. Als dann sein Vater doch noch zurückkehrte, hatten beide gemeinsam regiert, bis nach weiteren sieben Jahren sowohl der Vater als auch die Mutter gestorben waren.

Der Name des Königs war Nimrod. Sein Vater, der ein begeisterter Jäger gewesen war, hatte ihn so benannt, nach jenem Sohn des Kusch, von dem es in der Genesis im 10. Kapitel heißt: "Er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn." Der neue König, der die Jagd eigentlich verabscheute, ging dennoch gelegentlich auf die Jagd, weil er dies seiner königlichen Stellung und seinem Namen schuldig zu sein glaubte. Aber es fiel ihm von Mal zu Mal schwerer, die Tiere wirklich zu töten. So kam es immer öfter vor, daß er daneben schoß oder, noch schlimmer, das Tier nur verletzte, so daß es, heftig blutend, entkommen konnte. Der König hatte auch Angst davor, selbst in ein Jagdwild verwandelt zu werden. Dazu muß man wissen, daß der alte König bei seiner Rückkehr behauptete, die sieben Jahre seiner Abwesenheit ein Hirsch gewesen zu sein. Ob das wirklich zutraf, konnte zwar nie ge-

klärt werden, aber dem jungen König ging der Gedanke nicht mehr aus dem Kopf, er könne, wenn er auf ein Wild ziele, in Wahrheit seine Waffe auf einen Menschen richten.

Das Unglück nahm seinen Ausgang am Begräbnistag seines Vaters. Dieser wurde im Spiegelsaal des Schlosses aufgebahrt, und der ganze Hof nahm Abschied von ihm. Der Verstorbene hatte angeordnet, auch seine Jagdhunde sollten von ihm Abschied nehmen dürfen; doch als die Hunde in den Spiegelsaal geführt wurden, sahen sie in den Spiegeln ihr Ebenbild, das sie aber nicht als sich selbst erkannten, sondern für eine weitere Meute hielten, auf die sie kläffend losstürmten. Und da die Spiegel zu beiden Seiten des Saales einander gegenüber aufgestellt waren, sahen die Hunde hinter der zweiten Meute noch eine weitere dritte, und wieder eine, und noch eine ... Das Chaos war unbeschreiblich: geschlagene drei Stunden tobten die Jagdhunde wie wahnsinnig im Saal umher, bis sie schließlich einzeln eingefangen werden konnten, wobei zehn Diener schwere Bißwunden erlitten. Noch schlimmer war aber, daß der junge König, als plötzlich alles still war, selbst zu kläffen und zu jaulen anfang und sich kaum beruhigen ließ.

Von nun an träumte er jede Nacht von seinem Vater, tagsüber aber war er ruhig und gefaßt und erledigte seine Amtspflichten gewissenhaft, wenn auch seltsam mechanisch. Aber das war nur die Ruhe vor dem Sturm. Den Ministern fiel auf, daß er gelegentlich statt mit seinem Namen mit demjenigen seines Vaters oder seines Großvaters oder noch früherer Vorfahren unterschrieb. Wenn man ihn darauf aufmerksam machte, lächelte er entschuldigend, sagte: "Oh, da war ich wohl in Gedanken", strich die falsche Unterschrift durch und ersetzte sie durch seine eigene. Im Staatsarchiv des Königreichs sind noch mehrere solcher korrigierter Unterschriften erhalten. Daß auf diese Weise der Hofhistoriograph den königlichen Stammbaum über viele Generationen bis in eine Zeit rekonstruieren konnte, aus der es keine schriftlichen Quellen mehr gab – ganz ähnlich wie bei den Staufern –, das erwähne ich nur am Rande. Mit der Zeit wurden diese Versehen allerdings seltener, so daß die Minister aufzuatmen begannen. Vielleicht schien es aber auch nur so, daß die Versehen seltener wurden, weil die Minister auch immer seltener dem König Schriftstücke zur Unterschrift vorlegten und sich statt dessen bemühten, möglichst alles selbst zu entscheiden.

Der Rückfall kam, als der König Besuch aus dem Nachbarkönigreich erhielt – man wußte damals noch nicht, daß dieser König zwei

Frauen gleichzeitig hatte, sonst hätte man ihn nicht empfangen. Der Nachbarkönig äußerte den Wunsch, die Orangerie zu besichtigen, denn es war Frühling, und die Mandel- und Zitronenbäume in seinem südlichen Reich blühten bereits, was sehr schön aussah. Und so führte unser König seinen Kollegen in die Orangerie, die er seit dem Begräbnis seines Vaters nicht mehr betreten hatte. Niemand dachte aber mehr daran, daß noch zu Zeiten des alten Königs die Orangerie in ein Jagdmuseum umgewandelt worden war und die Trophäen reihenweise an der Wand hingen. Der König versteuerte förmlich, als er die Galerie von Hirschköpfen und Geweihen sah, wobei einigen Köpfen geschmacklose Plastikzweige ins Maul gesteckt waren. Der Hofnarr, der roh und ungebildet war, trieb die Peinlichkeit auf die Spitze, indem er fragte: "Na, Majestät, welcher davon ist wohl Euer Vater?" Der König sank ohnmächtig zu Boden, der Staatsbesuch mußte abgebrochen werden.

Von nun an begann sich der König mehr als merkwürdig zu benehmen. Äußerlich ruhig, begann er seltsame, widersprüchliche, teils sogar gefährliche Befehle zu geben. Aber, wie eingangs schon erwähnt, traute sich niemand, es ihm zu sagen. Das war ein großes Unglück nicht nur für ihn selbst, sondern auch für sein Volk. Die Minister überlegten, ob sie den König für geisteskrank und damit regierungsunfähig erklären lassen sollten. Aber der Onkel des Königs, der dem hätte zustimmen müssen, hatte schwere Bedenken, denn der König war beim einfachen Volk eigentlich sehr beliebt. Auch befürchtete der Onkel des Königs, dieser könne womöglich sich selbst oder seinem Arzt etwas antun. Da war guter Rat teuer.

Nun ist im Märchen möglich, was in der Wirklichkeit einem Märchenkönig nicht vergönnt ist, nämlich ein Ausweg, der die Probleme löst, ohne das innere Wesen des Kranken anzutasten. Im wassergefüllten Burggraben rings um das Schloß wohnten vier Nymphen, die zwar selten an die Öffentlichkeit traten, aber alles mitbekommen hatten und nun ihre Hilfe anboten. Sie führten den König, der zwar widerstrebte, aber einer Frau niemals ein Leid angetan hätte, auch wenn seine Verbindung zur Realität gestört war, in das im Süden des Königreichs gelegene Jagdgebiet. Das war auch deshalb nicht ganz einfach, weil sie als Nymphen ja immer in der Nähe des Wassers bleiben mußten, aber sie wußten das Pferd des Königs, das schon dessen Vater geritten hatte, auf ihrer Seite. Auf diesem Pferd reitend kam der König in immer dichtere Gegenden des Waldes bis in einen Hohl-

weg, dann durch drei Tore bis zum großen Wasserfall. Dort begegnete er den Geistern der getöteten Tiere, die ihm bedeuteten, sie hätten ihm verziehen, weil er sie ja nicht habe töten wollen und weil er seinen Vater davon abgehalten hatte, nur zum Vergnügen zu töten. Nach sieben Jahren – wie er es empfand, in Wirklichkeit waren es nur sieben Tage – war er geheilt und kehrte in seine Hauptstadt zurück. Allerdings stürzten hinter ihm die drei Tore ein, die nun nicht mehr von Menschen durchschritten werden können, weil die Welt wieder ein Stück entzaubert war. Auch ist der Wald von den Landkarten verschwunden.

Und weil dies ein Märchen ist – wenn auch ein nachdenklich stimmendes – will ich euch noch den Rest der Geschichte erzählen. Der König heiratete eine Prinzessin aus dem Nachbarreich ganz im Osten, das sich bis dorthin erstreckt, wo die große Wüste beginnt. Diese Prinzessin war außerordentlich schön und gab ihre Schönheit an ihre Kinder und Enkel weiter, wie wir schon gehört haben. Im übrigen stammt dieses Märchen nicht von mir, sondern die Prinzessinnen Amalasintha und Andregoto haben es mir berichtet. Sie sind ja beide recht auskunftsfreudig und gesprächig, und wenn sie nicht aufgehört haben, plaudern sie heute noch.

Das 18. Märchen:

Die Prinzessin aus der Wüste, oder:

Ein Mensch zwischen zwei Feen

Es war einmal eine Prinzessin, die stammte aus dem Königreich ganz im Osten, das sich über mehrere Zeitzonen erstreckt, bis dorthin, wo die große Wüste beginnt. Ihr Vater schickte sie nach Westen, damit sie dort den König heiratete. Die Prinzessin trat die Reise nicht ohne Bedenken an, denn dieser König war eine Zeit lang sehr krank gewesen, aber ihre Befürchtungen waren unbegründet: der König erwies sich als aufmerksamer und feinfühligere Gatte, der sich zudem bemühte, ihr das fremde Land zur neuen Heimat werden zu lassen, ohne daß sie deswegen ihre Herkunft vergessen sollte.

Die Prinzessin, nunmehr Königin, fand sich deshalb auch schnell in die neue Lage; dennoch blieb sie immer ein wenig fremd, und obwohl die Untertanen sie aufs höchste verehrten, gaben sie ihr doch immer wieder zu spüren, daß sie keine von ihnen war. Die Untertanen wollten das gar nicht und wären entsetzt und überrascht gewesen, hätte man sie darauf hingewiesen; aber ihnen rutschten doch immer wieder Sätze heraus wie: "Bei uns nennt man das so" und Ähnliches. Aber das kommt ja auch sonst vor, selbst wenn man nur innerhalb des eigenen Landes von einer Stadt in eine andere wechselt. Die Königin, früher Prinzessin, war sehr schön (wie fast alle Gestalten in meinen Märchen) mit kleinen exotisch wirkenden Zügen, die sie auch an ihre Nachkommen weitergab; wie anziehend sie bei ihrer Enkelin wirkten, haben wir im 1. Märchen schon gehört.

Daß die Prinzessin gar nicht anders konnte, als sich in die neue Heimat zu finden, lag auch daran, daß auf der Reise mehrere Mißgeschicke passiert waren. Der König und ihre weiteren sechs Väter hatten der Prinzessin nämlich mehrere, wie sie glaubten, nützliche Dinge mit auf den Weg gegeben. Wieso: "ihre weiteren sechs Väter"? wür-

det ihr einwerfen, wenn ihr nicht zu höflich wäret, den Erzähler zu unterbrechen. Ich will es erklären: in jenem Lande durfte eine Frau bis zu sieben Männer haben, der Mann aber nur eine Frau; auch wenn sich Männer zusammentaten, um gemeinsam zu leben, durften sie nur einen Partner haben. Diese Regelung war übrigens sehr günstig, denn sie sorgte für eine reibungslose Thronfolge: immer wenn der König starb, folgte ihm der nächst jüngere Ehemann der Königin nach, die dann einen neuen siebten Mann heiratete. Wenn die Königin starb, wählten die Ehemänner gemeinsam eine neue Frau. Die königlichen Kinder waren dagegen nicht erbberechtigt, sondern wurden an auswärtige Herrscher verheiratet. So entstand, und das war durchaus beabsichtigt, eine Familie der Könige* mit dem Herrscher des östlichen Großreichs an der Spitze.

Aber zurück zu unserer Prinzessin. Ihren einheimischen Namen will ich nicht nennen, weil niemand von uns ihn aussprechen könnte. In ihrem neuen Königreich wurde sie selbstverständlich nur mit "Majestät" angedredet, und wie der König sie nannte, wenn er mit ihr allein war, geht uns nichts an. Ihre Väter hatten ihr, wie gesagt, nützliche Dinge mit auf die Reise gegeben, darunter einen nicht bellenden Hund* für den Fall, daß die Nahrungsmittel knapp würden, drei sprechende Papageien, ein Zwergpferd, einen Zauberspiegel, mit dem man in die Zukunft schauen konnte, und ähnliches mehr. Aber die Tiere entliefen ihr während der Reise, und der Zauberspiegel zerbrach, als die Reisegesellschaft die Grenze überschritt.

Das war das Werk der bösen Fee des Königreiches, ihrer einzigen wirklichen Feindin. Die Prinzessin war allerdings klug genug, die Spiegelscherben nicht wegzuwerfen, sondern in einem seidenen Kästchen aufzubewahren, wobei sich der Zauber des Spiegels so auswirkte, daß sie ihn vergaß und sich nicht mehr um ihn grämte. Dennoch müssen wir feststellen, daß die Prinzessin ganz allein war, als sie in ihrer neuen Heimat ankam, denn auch ihr Hofstaat hatte sie, wie üblich, an der Grenze verlassen müssen. Nur ihren Koch durfte sie behalten: da dieser Posten am Hof des Königs gerade vakant geworden war, wollte er seiner Braut einen Gefallen tun und übernahm ihren Koch in seine Dienste. Außerdem war er ein Freund der exotischen Küche und erhoffte sich neue Gerichte, zumal das Repertoire der Hofküche, seitdem Wild verpönt war, etwas eintönig geworden war.

Die neue Heimat, in die die Königin kam, war ganz anders, als sie es von zu Hause gewohnt war. Was dort fehlte, war hier im Übermaß

vorhanden, und was es dort reichlich, fast zu reichlich, gab, war hier selten. Dort gab es trockene Steppe und Sand, hier war Wasser mehr als reichlich vorhanden. Es gab grüne Flußtäler und dichte Wälder; erst jüngst war sogar der Wald nach Süden zu im Wasser versunken, so daß sich das Meer ein Stück ins Land hinein ausgebreitet hatte. Über diesen versunkenen Wald erzählte man sich phantastische Dinge, aber da die neue Königin die ihr ungewohnte Sprache erst erlernen mußte, verstand sie nicht alles, was darüber gesagt wurde. Und vielleicht war das auch gut so.

Da der König aufgrund seiner Krankheit lange zurückgezogen gelebt hatte, war die Ankunft der Königin eine gute Gelegenheit, die Beziehungen zu den Nachbarreichen erneut zu pflegen und dort Antrittsbesuche zu machen. So lernte die Königin die zwölf Staaten diesseits und jenseits des Meeres kennen. Allerdings wäre sie auf der Fahrt über den Ozean vor Angst beinahe gestorben; deshalb versprach ihr der König, sie müsse in Zukunft nie wieder ein Schiff besteigen. Alle Staatsbesuche verliefen reibungslos, und die Königin wurde mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt. Auch die Republiken empfingen sie sehr freundlich: der Präsident eines Staates, der fast nur aus seiner Hauptstadt besteht, begrüßte sie mit einem Handkuß*, was sie zuvor noch nie erlebt hatte. In einem anderen Staat veranstaltete man ihr zu Ehren eine Grillparty am Meeresufer; dabei fand sie einen Bernstein, den sie aufhob und aufbewahrte – er war ihr später noch von großem Nutzen. Aber alles blieb doch recht oberflächlich. Eine wirkliche Freundin fand sie nur in der Königinmutter des westlichen Nachbarreiches, die ein dunkles Geheimnis umgab; wie wir wissen, war ihr Sohn mit zwei Frauen gleichzeitig verheiratet gewesen, was unsere Prinzessin, jetzt Königin, zwar nicht wußte, aber, weil es von den Gebräuchen ihrer Heimat so stark abwich, instinktiv ahnte.

Die böse Fee des Königreiches freute sich am meisten über die Ankunft der neuen Königin. Einen Moment lang dachte sie, eine Komplizin gefunden zu haben, weil es in jenem östlichen Reich viele Magier und Zauberer gab, aber als die Königin die Spiegelscherben nicht wegwarf – das Zerschneiden des Spiegels war eine Aufforderung zur Zusammenarbeit gewesen, wie jeder weiß, der sich mit Zauberei auskennt –; als die Neue also auf dieses Angebot nicht einging, wurde die böse Fee ihre erbitterte Feindin. Sie glaubte zudem leichtes Spiel zu haben, da sich die neue Königin vor dem Wasser fürchtete; die Köni-

ginnen werden aber traditionsgemäß von den Nymphen im Burggraben geschützt, denen jetzt die Hände gebunden waren. Oder jedenfalls glaubte die böse Fee das.

Ich will jetzt nicht im einzelnen schildern, wie die böse Fee die fremde Königin zu piesacken versuchte. Wir alle wissen aus dem Berufsleben, welche Möglichkeiten es dafür gibt und wie gemein insbesondere Frauen untereinander sein können und wie schwer es ist, sich dagegen zu wehren. Viele Versuche scheiterten aber schon alleine daran, daß die Königin sie nicht verstand. Etwa als die böse Fee ihren goldenen Teller in ein Fenster in die Nebenwelt verwandelte und ihr dort Seeungeheuer zeigte, vor denen sie erschrecken und sich so vor der Hofgesellschaft blamieren sollte. Die Königin fand die dargestellten Feuerdrachen und Medusenhäupter nur lustig – sie kannte ja keine Wassertiere – und sagte zu dem König, der neben ihr saß, lediglich: "Schau mal, wie schön das aussieht!" Der König blickte von der Seite in den goldenen Teller, und weil sich darin die Königin spiegelte, stimmte er ihrer Beobachtung ohne weiteres zu. Er war sogar etwas geschmeichelt, weil er glaubte, sie habe IHN im Teller gespiegelt gesehen.

Diese und ähnliche Episoden verliefen also eher amüsant als bedrohlich. Die böse Fee mußte somit zu schärferen Mitteln greifen. Sie schlich sich als Hofdame bei der Königin ein, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Bekanntlich können Feen menschliche Gestalt annehmen, aber nur an einem Wochentag, und sie können die einmal gewählte Gestalt nicht mehr ändern, solange diese Person lebt. Das war sogar günstig, denn der Hofdienst war so geregelt, daß immer eine Hofdame an einem bestimmten Wochentag Dienst hatte. Die böse Fee wählte den Freitag als ihren Human-Tag und übernahm die Rolle der Freitagshofdame Fräulein von Freienberg, der etwas hektischen Tochter des Hoftheater- und -festspielintendanten*. Unangenehm war zwar, daß sie in dieser Rolle Fisch essen mußte, den sie nicht mochte. Auf der anderen Seite hoffte sie, die Königin bei Tisch ablenken zu können, so daß sich diese an einer Grete verschluckte – wobei sie mit einem kleinen Zauber nachhelfen wollte. Der Plan ging aber schief: der Hofkoch, der ja aus der Heimat der Königin stammte und wußte, daß dieser das Fischessen ungewohnt war, entfernte sorgfältig auch die kleinste Gräte aus der Portion der Prinzessin und ließ es sich auch nicht nehmen, ihr den Fisch persönlich vorzulegen, damit nicht etwa eine Verwechslung geschehe. Als erfahrenem Koch war ihm auch nicht entgangen, daß die

Fee-Hofdame zwar Appetit auf die Mahlzeiten heuchelte, tatsächlich aber gar nichts zu sich nahm.

Dann wurde die Königin schwanger. Nun ersann die böse Fee einen perfiden Plan, um die Königin und zugleich auch den König und deren gemeinsames Kind zu vernichten. Und zwar sollte dies während der Taufe des Kindes in der Kathedrale geschehen. Sie wollte die Prinzessin so verzaubern – schön langsam, damit sie nichts merkte –, daß sie während der Taufzeremonie plötzlich zu jaulen und zu bellern anfing, als ob sie ein Jagdhund wäre. Dadurch, so hoffte die böse Fee, würde der König einen Rückfall in seine frühere Krankheit erleiden, und die bigotte Hofgesellschaft würde glauben, die Königin sei ein Dämon, der den Aufenthalt in der Kirche und den Vollzug der heiligen Handlung nicht ertragen könne, und sie würde dann mitsamt ihrem Wechselbalg als Hexe verbrannt werden.

Ein perfider und grauenvoller Plan! Aber war es nicht Aufgabe der guten Fee, die Königin zu beschützen und solches Unrecht zu verhindern? Gewiß, allerdings mußten wir schon feststellen, daß die guten Feen in diesem Königreich gewöhnlich nicht übermäßig leistungsfähig sind. Aber keine Angst: diesmal war die gute Fee auf ihrem Posten und hatte schon langfristig vorgesorgt. Auch sie hatte sich als Hofdame in den Dienst der Königin eingereiht, allerdings am Donnerstag, denn das war ihr Human-Tag. Das war auch besser so, denn wenn sich zwei Feen begegnen, die menschliche Gestalt angenommen haben, dann lösen sie sich beide in einem orangefarbenen Nebel auf, aber das ist eine andere Geschichte.

Darüber hinaus hatte die gute Fee entdeckt, daß in dem Bernstein, den die Königin am Strand gefunden und mitgenommen hatte, ein kleines Seepferdchen eingeschlossen war, wie das bei Bernstein ja öfter vorkommt. Mit diesem Seepferdchen nahm die gute Fee Kontakt auf – durch Vermittlung der Nymphen im Schloßgraben, die froh waren, etwas für die Königin tun zu können – und brachte ihm das Sprechen bei. Dann schlug sie der Königin vor, sie könne sich aus diesem Bernstein doch einen Anhänger für ihre Kette machen lassen. Gesagt, getan. Die gute Fee-Hofdame sorgte nun noch dafür, daß dieser Anhänger zum Lieblingsschmuckstück der Königin wurde, das sie täglich trug, während ihre Schwangerschaft fortschritt.

Indessen begann auch die böse Fee mit der Verzauberung. Dabei zeigte sie sich gleichzeitig so fürsorglich und freundlich zu der Königin und tat so besorgt um das heranwachsende Kind, daß es der Köni-

gin zu viel wurde und sie schließlich zu der bösen Fee-Hofdame sagte: "Bei uns in der Steppe kommen jedes Jahr die Fohlen zur Welt. Ich habe das hundertmal mit angesehen. Also machen Sie keinen solchen Aufstand und lassen Sie mich eine Stunde allein!" Dem konnte die böse Fee-Hofdame nicht widersprechen und mußte den Raum verlassen.

Als die Königin sich erschöpft niederlegte, hörte sie in der Stille auf einmal ein ganz leises Stimmchen: "Hallo! Das hast du gut gemacht." Erstaunt fragte die Königin: "Wer spricht da mit mir?" - "Ich bin das Seepferdchen in dem Bernsteinanhänger an deiner Halskette." - "Und du kannst sprechen?" - "Ja, die gute Fee hat es mir beigebrakt. Das war ganz schön schwierig. Die Zischlaute gehen ja noch, aber dieses ch ist schrecklich." - "Ja, das macht mir auch Schwierigkeiten." - "Übrigens, damit ich es nicht vergesse: die Hofdame, die du gerade hinausgeschickt hast, ist gar nicht Fräulein von Freienberg, sondern eine böse Fee, die ihre Gestalt angenommen hat. Sei vorsichtig, sie will dir schaden!" - "Bisher ist sie mir nur auf die Nerven gegangen."

An dieser Stelle muß sich der Märchenerzähler einschalten. Wenn es nur um einen Schabernack ginge, würde er jetzt die Königin erst einmal dem Seepferdchen nicht glauben lassen. Beim zweiten Gespräch könnten die beiden sogar in Streit geraten, das Seepferdchen würde beleidigt schweigen, und die gute Fee müßte es erst wieder besänftigen. Dann könnte das Seepferdchen die Königin auffordern, nachschauen zu lassen, ob das echte Fräulein von Freienberg sich nicht irgendwo anders aufhalte - z.B. mit Migräne zuhause oder bei einem Schäferstündchen mit einem Leutnant von der Garde oder daß sie vor lauter Hektik den Bus versäumt hätte -, und dann könnten wir die echte Hofdame herbeizitieren und der falschen Hofdame im Vorzimmer der Königin begegnen lassen, und es ließe sich ein deftiger Streit zweier sich vornehm gebender Damen schildern. Aber zu all dem haben wir jetzt keine Zeit, denn immerhin sind die Gesundheit des Königs und das Leben der Königin und ihres Kindes in Gefahr.

"Erinnerst du dich an deinen Zauberspiegel?" fragte nun das Seepferdchen. "Aber er ist zerbroken." - "Das macht nichts, du kannst mit ihm zwar nicht mehr zaubern; aber die Welt sehen, wie sie wirklich ist, kannst du in ihm immer nok." Die Königin holte also den Zauberspiegel hervor, ging zur Türe und betrachtete einen ganz kurzen Moment die vermeintliche Hofdame, die im Vorzimmer wartete, in dem

Spiegel. Nur ganz kurz, damit diese sie nicht bemerkte, aber es genügte, um die wahre Natur der bösen Fee zu erkennen.

Und da dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen. Er ist recht unspektakulär. Die Königin verhielt sich sehr klug und besonnen. Sie wußte, daß sie sich auf einen Kampf mit der bösen Fee nicht einlassen konnte. Deshalb bat sie ganz einfach ihren Gemahl, den Dienstplan der Hofdamen zu ändern, und zwar so, daß jede von ihnen einen Tag früher eingeteilt wurde, also die Dame vom Montag schon am Sonntag, die Dame von Dienstag schon am Montag und so weiter. So konnte die böse Fee nicht mehr am Freitag, ihrem Human-Tag, die Rolle des Fräuleins von Freienberg übernehmen, weil diese jetzt schon am Donnerstag Dienst hatte. Folglich konnte die böse Fee ihren Plan nicht zu Ende führen, und wir wissen ja, daß eine Fee, die einen einmal gefaßten Plan nicht zu Ende führt, die Hälfte ihrer Zauberkräfte verliert. Leider gilt das auch für die guten Feen. König, Königin und das Kind – es wurde übrigens ein Sohn – blieben also vom Schlimmsten verschont. Eine gewisse Wirkung übte der begonnene Zauber aber doch aus: der Sohn, der später auch König wurde, war nicht besonders intelligent: es ist derjenige aus dem 1. Märchen, der die zu schöne Tochter hatte. Die böse Fee aber war auf dem nächsten Feenkongreß der bösen Feen Gegenstand allgemeinen Spottes und Gelächters der anderen bösen Feen, wogegen sie sich mit ihren verminderten Kräften auch nicht wehren konnte, und wenn die anderen Feen nicht aufgehört haben, sie zu verspotten, dann lachen sie heute noch.

Das 19. Märchen:

Das Fernsehen im nördlichen Königreich,

oder:

Vom Nutzen der Kompromisse

A

ls Königin Andregoto – sie führte jetzt wieder ihren vollen Namen – und König Albert-Archimedes seit zwei Jahren regierten, wurde endlich auch im nördlichen Königreich, als letztem der zwölf Staaten diesseits und jenseits des Ozeans, das Fernsehen eingeführt.

*MOMENT MAL: MUß EIN MÄRCHEN NICHT "ES WAR EINMAL" ANFANGEN?
WIESO?*

BISHER HABEN ALLE DEINE MÄRCHEN MIT "ES WAR EINMAL" ANGEFANGEN!

DAS WAR EINMAL, JETZT MACHE ICH ES ANDERS.

ICH BIN UNZUFRIEDEN MIT DIR!

DAS MUß ICH ERTRAGEN. WER BIST DU EIGENTLICH?

ICH BIN DEIN KONSERVATIVES ICH.

DU MEINST WOHL EHER: DEIN PHANTASIELOSES ICH.

HALT DEN MUND, DAS MÄRCHEN GEHT WEITER.

Als also Königin Andregoto und König Albert-Archimedes seit zwei Jahren an der Regierung waren, wurde das Fernsehen in ihrem Reich eingeführt. Es gab aber eine Meinungsverschiedenheit, ob man das Schwarz-Weiß-Fernsehen oder das Farbfernsehen einführen sollte. Die Anhänger des Schwarz-Weiß-Fernsehens erklärten, in ihrem so weit nördlich gelegenen Reich gebe es ohnehin kaum Farben, und im Winter sei es monatelang so dunkel, daß man die wenigen Farben, die es gebe, nicht unterscheiden könne. Außerdem sei das Schwarz-Weiß-Fernsehen billiger, und man müsse nach der teuren Doppelhochzeit sparen. Die Verfechter des Farbfernsehens erwiderten, gerade weil es so wenige natürliche Farben gebe, müsse man sie durch künstliche

bunte Bilder ersetzen, um die Winterdepression zu bekämpfen. Wenn es zur Zeit der Hochzeit das Fernsehen schon gegeben hätte (so argumentierten sie weiter), hätte man die Zeremonie in einem Studio abhalten und übertragen können, das wäre dann viel billiger gewesen, als die Kirche mit riesigen Fahnen auszuschnücken, die vielen Gäste zu verköstigen usw.

Es kam zu keiner Einigung, deshalb mußte die Regierung eingreifen. Sie organisierte einen "runden Tisch", an dem die Vertreter der gesellschaftlichen Gruppen diskutieren sollten. Aber schon über die Frage, ob man an einem grünen oder einem naturbelassenen Tisch tagen solle, kam es zum Streit. Das Gespräch konnte erst beginnen, als man aus einer nahegelegenen Chemiefabrik künstlichen Nebel besorgt und im Raum verteilt hatte, so daß die Farbe des Tisches nicht mehr zu erkennen war. Nachdem man eine Weile Belanglosigkeiten ausgetauscht hatte, geriet das Gespräch unversehens in eine bedenkliche Richtung: die Farbbefürworter warfen den Schwarzweißlern nämlich vor, sie wollten überhaupt die Farbe aus dem öffentlichen Leben und aus der Politik vertreiben; erst jüngst hätten sie ein Weißbuch veröffentlicht. Dies sei auch ein Angriff auf die Staatssymbole, insbesondere auf die Flagge des Königreiches und das rot-goldene Wappen. Die Schwarzweißler erwiderten höhnisch, ob die Farbbefürworter denn nicht wüßten, daß man ein Wappen auch schraffiert* darstellen könne? An dieser Stelle verstanden nur noch wenige, warum es eigentlich ging und was das mit dem Fernsehen zu tun hatte, und man ging unverrichteter Dinge auseinander.

Ein weiterer "runder Tisch" endete sogar mit Tätlichkeiten. Ein Schwarzweißler fragte ironisch, ob die Farbbefürworter ihren Verstand auf die rote Liste gesetzt hätten. Daraufhin gab einer der Farbbefürworter einem Schwarzweißler eine schallende Ohrfeige, so daß dieser Nasenbluten bekam. Die Presse kommentierte dies mit der Schlagzeile: "Rotes Blut auf weißem Bildschirm." Beim dritten "runden Tisch" ging schließlich dieser selbst zu Bruch, und etliche Stühle und Schienbeine teilten dieses Schicksal.

So konnte es nicht weitergehen. Die Ministerpräsidentin befürchtete, die Frage "schwarz" oder "farbig" könne ihre Koalition sprengen und machte einen Einigungsvorschlag, der schließlich auch angenommen wurde – von der Regierung angenommen wurde (!). Er lautete folgendermaßen: da die Schwarzweißler nur eine Farbe zulassen wollten, die Farbbefürworter aber die drei Teilfarben Rot, Grün und Blau verlang-

ten, sei es ein fairer Kompromiß, eine technische Variante mit zwei Farben einzuführen.

Damit hatte sie aber vollends die Büchse der Pandora geöffnet, denn jetzt setzte eine noch heftigere Diskussion darüber ein, welche beiden Farben das sein sollte: es bildeten sich drei Parteien: die eine verlangte Rot und Grün, weil Rot die Farbe der Liebe sei und Grün die Farbe der Hoffnung, und tatsächlich war die Königin gerade guter Hoffnung; man nannte die Partei bald "die Braunen", denn dies ist ja die Mischung aus Rot und Grün. Eine andere Partei verlangte Rot und Blau, weil Rot die Farbe der Liebe und Blau diejenige des monarchischen Gedankens sei; die Partei nannte man "die Violetten", denn dies ist ja die Mischung aus Rot und Blau. Sie selbst nannten sich allerdings die Purpurfarbenen, um ihre monarchistische Gesinnung hervorzuheben, die sie auf diese Weise indirekt ihren Konkurrenten absprachen. Dann gab es noch die türkisfarbene Partei, die für Blau und Grün als Farbkomponenten eintrat; diese Partei wurde zwar von der örtlichen Tauchschule gesponsort, konnte aber wegen des schwierigen Namens nur wenige Anhänger finden. Mit einem Wort: man war von der verfluchten Zweiheit zur verruchten Dreiheit gelangt.

Alle drei Parteien legten sich auch ein eigenes Corporate Design zu. Davon profitierte allerdings nur die – einzige – Designfirma des Königreiches, die aber keine Probleme damit hatte, für alle drei Parteien gleichzeitig zu arbeiten. Auch die Gartenbaubetriebe machten gute Geschäfte, indem sie zweifarbige Rosen züchteten, die in die Vorgärten gepflanzt wurden. Dabei kam es öfter vor, daß, wenn in einer Familie Mann und Frau unterschiedlichen Parteien zuneigten, die Bepflanzung jedesmal ausgewechselt wurde, wenn der Mann auf Geschäftsreise ging bzw. von einer solchen Reise zurückkehrte. Unter den Jugendlichen wurde es sogar Mode, zwei unterschiedlich gefärbte Turnschuhe zu tragen, je nach Parteizugehörigkeit – was immerhin insofern ein Fortschritt war, als sich die Jugendlichen dadurch überhaupt für Politik interessierten.

Beiläufig bemerkt, gab es eigentlich nicht nur drei, sondern sogar sechs Parteien, denn die Anhänger des reinen Schwarz-Weiß-Fernsehens und diejenigen des richtigen Farbfernsehens steckten nicht zurück, auch wenn ihre Zahl kleiner wurde; und schließlich gab es noch die Kohorte derjenigen, die das Fernsehen überhaupt für Teufelszeug hielten und seiner Einführung grundsätzlich widersprachen. Daß für jede der möglichen Farbkombinationen eine eigene Fernseh-

stalt gegründet wurde, die eine eigene Gebühreneinzugszentrale einrichtete, versteht sich von selbst.

Es bedarf ferner keiner Begründung, daß diese Ereignisse in der Presse der benachbarten Staaten, besonders beim südlichen Nachbarn, der vor nicht allzu langer Zeit Republik geworden war, hämisch kommentiert wurden. Die monarchische Presse schoß mit der Bemerkung zurück, daß sich in der Republik nicht weniger als fünfzehn verschiedene Parteien gebildet hatten, von denen acht im Parlament saßen und fünf die Regierungskoalition – die sog. Regenbogen-Koalition – bildeten. Aber das konnte sich nach der nächsten Wahl schnell ändern. Wieviel stabiler – so kommentierte die Wochenzeitung "Zacken und Krone" aus dem nördlichen Reich – ist da doch eine Monarchie, vor allem, wenn die Thronfolge auch schon gesichert ist.

Das war in der Tat der Fall, denn die Königin brachte Zwillinge, einen Jungen und ein Mädchen, zur Welt. Die kleine Prinzessin war dabei die ältere, aber nur um eine Minute. Damit war ein neues Konfliktfeld eröffnet, denn wer von beiden sollte Thronfolger(in) werden: der Prinz nach dem Salischen Gesetz – was das ist, liebe Kinder, wißt ihr, wenn ihr beim 6. Märchen gut zugehört habt – oder die Prinzessin, weil sie als erste geboren wurde. Dagegen wurde eingewandt, Zeitspannen unter einer Stunde seien juristisch irrelevant. Ein Ägyptologe schlug vor, beide sollten einfach später heiraten und gemeinsam regieren. Ein sehr alter Historiker, der in seiner Freizeit in einem Vergnügungspark als Druidendarsteller arbeitete, verwies darauf, daß eigentlich der Prinz der ältere sei: da er nach der Prinzessin den Schoß der Mutter verlassen habe, müsse er vor ihr dort hineingekommen sein. Er erntete aber nur Kopfschütteln, obwohl er nachdrücklich darauf hinwies, daß man im Mittelalter genau das geglaubt hat.

Die Taufe der beiden durch den Bischof der Hauptstadt – die Bischöfin war zurückgetreten, als sie 75 Jahre alt wurde –, die Taufe also sollte selbstverständlich im Fernsehen übertragen werden. Ein findiger Gerätehersteller bot Fernsehgeräte mit einem besonders breiten Bildschirm an, auf dem man die drei Farbversionen nebeneinander projizieren konnte, und das gleiche geschah auch auf der Public-Viewing-Leinwand im Schloßpark. Einige der XXL-Breitbild-Fernseher kann man noch im Historischen Museum besichtigen. Ein findiger Tüftler ersann allerdings eine Methode, die drei Bilder auf einem Bildschirm zu überlagern, so daß ein richtiges Farbbild zustande kam. Er lebt heute als Milliardär zurückgezogen im östlichen Königreich; die

Garage, in der er das erste Gerät gebaut hat, steht unter Denkmalschutz.

Und so, liebe Zuhörer, habe ich ganz beiläufig auch die Lösung des großen Konflikts geschildert und kann, heute nicht mit der gewohnten Formel, zum Schluß des Märchens kommen. Ob die Frage der Thronfolge jemals aktuell wurde oder ob auch dieses Reich sich in eine Republik wandelte, werden künftige Märchen zeigen, sofern ihr bereit seid, mir auch dann noch zuzuhören. Als Download gibt es die Märchen jedenfalls nicht, sondern nur ganz konservativ zum Lesen oder Sich-Vorlesen-Lassen. Das Königspaar, das einen gewissen Sinn für Humor besaß, nannte die Prinzessin "Regenbogen" und den Prinzen - nun ja, wenn sie nicht gestorben sind, suchen sie einen passenden Namen für ihn noch heute.

Das 20. Märchen:

Adelgunde Erdmute,

oder:

Vom Nutzen moderner Technik

Es waren einmal zwei Könige, die hatten beide eine Tochter, jedoch war zwar die eine wunderschön, die andere hingegen plump und häßlich. Selbst wenn sie ein Kleid aus teuerster Brüsseler Spitze trug, hing es an ihr wie ein Sack. Die schöne Prinzessin sah indessen immer vorteilhaft aus, sogar in den mißlungensten Schnitten und Farbkombinationen; selbst in verwaschenem Indigoblau, das ja alle Frauen häßlich macht, wirkte sie noch elegant.

Leider war die schöne Prinzessin dumm und anmaßend, die häßliche Prinzessin aber klug und freundlich. Wie sollte es in einem Märchen auch anders sein! Aber mit diesem Satz habe ich der schönen Prinzessin eigentlich unrecht getan: sie war nicht wirklich böse, sondern nur leichtfertig und oberflächlich – kein Wunder bei einer jungen Dame, die von jedermann verhätschelt und angehimmelt wurde. Übrigens hatten beide Prinzessinnen dieselbe Großmutter, waren also Cousinen, denn die beiden Könige hatten wechselseitig ihre Schwestern geheiratet. Nach dieser Großmutter trugen sie auch denselben Namen: Adelgunde Erdmute. Und obwohl sie so verschieden waren, waren sie doch eng befreundet und telefonierten täglich miteinander.

Wen wundert es, daß die schöne Prinzessin als erste verheiratet wurde? Die Verlobungsfeier wurde ein rauschendes Fest. Der Verlobte war ein fescher Prinz mit klugen Augen, nur vielleicht etwas zu stämmig und ungeschickt in seinen Bewegungen. Aber das fiel niemandem auf, denn die Prinzessin, die wirklich hinreißend aussah, zog alle Blicke auf sich. So bemerkte auch fast niemand, wie der Prinz immer etwas zusammenzuckte, wenn die schöne Prinzessin ihr lautes, leicht meckerndes Lachen hören ließ. Zu denjenigen, die es bemerkten, gehörte auch die häßliche Prinzessin, die bescheiden am Rande der Tanzfläche stand, aber nur manchmal und nur bei langsamen Tänzen

aufgefordert wurde. Einmal, als die schöne Prinzessin besonders laut lachte, trafen sich die Blicke des Prinzen und der Cousine der Verlobten, und beide zogen gleichzeitig die Augenbrauen in die Höhe.

Am Morgen nach der Verlobungsfeier fand die schöne Prinzessin, als sie gegen 11 Uhr aufstand, unter ihrem Morgen-Croissant eine Mitteilung ihres Vaters, daß er sie um 12 Uhr zu sprechen wünsche. Als die Prinzessin nun um 12 Uhr – es kann auch Viertel nach 12 oder halb 1 gewesen sein – bei ihrem Vater eintrat, nahm dieser ihre rechte Hand und sagte, während er mit der anderen Hand ihren Unterarm tätschelte: „Adelgunde Erdmute Friederike Notburga, du bist nun mit Prinz Jonathan Zacharias verlobt, und ich habe mit ihm auch schon den Hochzeitstermin festgelegt. Vorher mußt du freilich das Prinzessinnenexamen bestehen; aber das wird kein Problem sein, denn du hast ja fleißig gelernt.“ Die Prinzessin, die immer noch nicht richtig wach war, erwiderte: „Ja, Papa“, wobei sie ein Gähnen unterdrückte.

Erst als sie auf dem Rückweg die zweite Wendeltreppe hinunterstieg, wurde ihr klar, was der König eigentlich gesagt hatte. Natürlich hatte sie nicht gelernt! Der Schreck war so groß, daß sie stolperte und beinahe die Treppe hinuntergefallen und sich den Hals – na ja: vielleicht eher: den Knöchel – gebrochen hätte (womit das Märchen vorzeitig zu Ende gewesen wäre), wenn nicht der Posten am Fuß der Treppe, der wie die ganze Garnison hemmungslos in die Prinzessin verknallt war, sich vorschriftswidrig umgedreht hätte, als er ihre Schritte auf der Treppe hörte. So sah er sie stolpern und fing sie auf. Der Leibgardist war selig, denn wer kann schon je eine echte Prinzessin in den Armen halten?, und sie dankte ihm mit einem bezaubernden Lächeln, das er zeitlebens nicht mehr vergaß.

Das Lächeln auf den Lippen der Prinzessin verschwand allerdings, als sie in ihrem Zimmer das Vorbereitungsbuch für das Prinzessinnenexamen aus dem Stapel unter dem Goldfischglas hervorzog und die Liste der 21 Prüfungsfächer zu lesen begann. „Meine Vorfahren der letzten 30 Generationen“ hieß es da, dann folgte „Anreden und Titel für Könige, Königinnen, Prinzen und Botschafter“, dann „Schönschreiben in Kurrent, Kanzlei, Fraktur und englischer Schreibschrift“, „die Provinzen unseres und unserer Nachbarreiche mit Haupt-, Kreis- und Landstädten“ – und in diesem Stil ging es weiter. Die schöne Prinzessin brach in Tränen aus und lief aus dem Zimmer in den Hofgarten, dann wieder ins Schloß hinein, durch mehrere Gänge, bis sie wieder am Fuß der Treppe landete, wo sie erneut stolperte und zum zweiten Mal

von dem Leibgardisten aufgefangen wurde. „Ach, wenn du wüßtest“, hauchte sie mit tränenerstickter Stimme, „warum muß ich nur als Prinzessin geboren sein?“

Aber auch der künftige Bräutigam war nicht vollkommen glücklich. Das meckernde Gelächter der Prinzessin klang ihm noch in den Ohren. Auf jede seiner Fragen hatte sie nur mit „O ja! O nein! Haha-ha!“ geantwortet, ganz egal, welches Thema er angeschnitten hatte. Wie klug und gebildet hatte sich dagegen die andere Prinzessin, die beim Déjeuner dinatoire nur zwei Plätze neben ihm saß, mit dem Ministerpräsidenten unterhalten ... Zugegeben: eine Schönheit war sie nicht, aber – und in diesem Moment sah er sich zufällig selbst im Spiegel – er war auch kein Adonis! Und hatte nicht die Oberhofmeisterin im Gespräch mit der Bischöfin etwas von „Aphrodite und Hephaistos“ fallen lassen, als sie seinen Namen nannte? Ob es wohl eine Möglichkeit gäbe, der anderen Prinzessin einmal ganz zufällig zu begegnen? Und überhaupt: niemand konnte ihm verbieten, mit der Cousine seiner Braut in Kontakt zu treten!

Da traf es sich gut, daß in der Hauptstadt des Nachbarkönigreiches für die nächste Woche ein Reitturnier angekündigt war. Er schrieb sich ein und nahm am Rennen teil – in Uniform, denn die Generalsstreifen ließen ihn etwas schlanker erscheinen – und kam sogar auf den dritten Platz. Bei der Siegerehrung nahm er die ganze Ehrentribüne in Augenschein, jedoch die Prinzessin war dort nicht zu entdecken. Wie schade! Aber natürlich: sie war schon unterwegs, um die Preise zu verleihen! Indes kam statt ihrer eine freundliche, sich energisch auf ihren Gehstock stützende ältere Dame auf das Siegerpodest zu, die Großmutter der beiden Prinzessinnen. Sie holte den ersten Preis hervor und hängte ihn der Siegerin um. Der Prinz begann als gut erzogener Mensch zu applaudieren und wandte sich der Siegerin zu – und sah, daß er bereits neben dem Ziel seiner Wünsche stand: auch die Prinzessin hatte an dem Turnier teilgenommen und war auf den ersten Platz gekommen. Und was soll man sagen: das knappe Reitkostüm stand ihr ausnehmend gut!

Um es kurz zu machen: an die Siegerehrung schloß sich ein anregendes Gespräch zwischen Großmutter, Prinz und Prinzessin an. Es wurde allerdings jäh unterbrochen, als das Handy der Prinzessin zu klingeln anfang – sie trug es bei sich, denn ihr Vater, der König, hatte angeordnet, daß eine Prinzessin jederzeit ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte ihrer Untertanen haben müsse –, jedoch war es diesmal

keine Bittstellerin, sondern ihre Cousine, die schöne Prinzessin. Es wurde ein sehr langes Gespräch, bei dem das Telefon mehrmals zwischen den drei Personen – Cousine, Verlobter und Großmutter – hin- und hergereicht wurde, bis die häßliche Prinzessin das Gespräch schließlich mit einem verschwörerischen Lächeln beendete. Die Großmutter lud die beiden jungen Leute noch auf einen Espresso ein, und dann ging jeder seiner Wege.

Eine Woche später fand das Prinzessinnenexamen statt. Die Braut erschien sehr elegant und sehr züchtig in einem hochgeschlossenen Kleid und mit einem immensen Hut, der ihr rechtes Ohr völlig bedeckte. Sie wirkte nervös, und vor lauter Aufregung wiederholte sie alle Fragen, bevor sie sie stockend, aber zutreffend beantwortete. Nur bei der Frage nach ihren Vorfahren nannte sie unbegreiflicherweise nicht die eigenen, sondern diejenigen ihrer häßlichen Cousine. Das führte zu einem Punktabzug, aber insgesamt bestand sie das Examen mit Auszeichnung. Als sie wieder in ihrem Zimmer war und auch die Zofe sich unter zahlreichen Knicksen verabschiedet hatte, riß sie den Hut herunter und versteckte das Headset, über das ihr ihre Cousine die Antworten vorgesprochen hatte, unter der Matratze ihres Bettes, wobei sie dort erstaunlicherweise auch eine vertrocknete Erbse fand.

Damit stand der Hochzeit nichts mehr im Wege. Die Braut – wie das Hofzeremoniell es verlangte, tief verschleiert, damit nicht in letzter Minute eine böse Fee oder eine Hexe die Eheschließung stören könnte – schritt am Arm des Bräutigams zunächst in den königlichen Hofgarten, wo der Bräutigam der Tradition gemäß die Hochzeitslinde pflanzte, und dann traten beide vor den Traualtar in der Kathedrale. Und wie aufgeregt die Braut wieder war! Sie ging mit ganz kurzen langsamen Schritten, aber schließlich kam sie doch noch an, von ihrem Bräutigam mit wunderbarer Geduld geführt. Die Bischöfin trat vor und fragte den Bräutigam, ob er die hier anwesende Adelgunde Erdmute heiraten wolle, was er mit sonorer Stimme bejahte. Und dann: „Und du, Adelgunde Erdmute, willst du den hier anwesenden Prinzen Jonathan Zacharias zum Manne nehmen?“ Und auch die Braut bejahte dies mit einem deutlichen, aber sehr knappen „Ja“, dem unpassenderweise ein kurzes meckerndes Gelächter folgte. Damit war die Ehe geschlossen. Die Braut schlug den Schleier zurück und versank glücklich in der Umarmung des Bräutigams.

Der Hochzeitsversammlung stockte der Atem: unter dem Schleier kam nicht die schöne, sondern die häßliche Prinzessin zum Vorschein !!! Die Bischöfin fiel in Ohnmacht, konnte aber gerade noch von der Obersthofmeisterin aufgefangen werden, die ein nahestehendes Weihwasserbecken über sie ausleerte, um sie wieder aufzuwecken. Der König brach in ein homerisches Gelächter aus, der andere König, der Vater des Bräutigams, verknotete seine Schnurrbartspitzen, die der Hoffriseur später in zweistündiger Arbeit entwirren mußte, die Leibgardisten, die eigentlich Spalier stehen sollten, begannen, miteinander Walzer zu tanzen – kurzum: das Chaos war unbeschreiblich, und deshalb will ich auch gar nicht weiter versuchen, es zu schildern.

Schließlich vernahm man ein rhythmisches Stampfen, und von der Stelle aus, wo das Stampfen herkam, breitete sich allmählich Ruhe aus. Das Stampfen kam von der Großmutter der beiden Prinzessinnen, die energisch mit ihrem Gehstock auf den Fußboden aufstieß – die Stelle wird heute noch bei Führungen durch die Kathedrale gezeigt, der Marmorfußboden ist dort gesplittert –, und als endlich Ruhe eingeleitet war, sagete die Großmutter: „Ich weiß gar nicht, worüber ihr euch aufregt. Meine Enkelin Adelgunde Erdmute hat geheiratet: ich wünsche ihr, daß sie glücklich wird.“ Genau 17 Sekunden später begann irgend jemand in der Kirche zu applaudieren, und schließlich fielen alle in den Applaus ein.

Und weil das ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen. Der Vater des Bräutigams bot großmütig an, die Kosten der Hochzeit zu übernehmen, aber der König lehnte dies nach kurzer Beratung mit dem Tourismusminister ab. Die Hochzeitslinde im königlichen Hofgarten wurde – auch dank geschickter Vermarktung – ein beliebtes Ziel für Paare in den Flitterwochen, besonders für solche Paare, die ihren Ehwunsch gegen widerstrebende Eltern und Schwiegereltern hatten durchsetzen müssen, wodurch sich die Einnahmen des Königreichs aus dem Tourismus verdoppelten. Das Hofzeremoniell wurde geändert: das Prinzessinnenexamen wurde abgeschafft, aber auch die Verschleierung der Braut. In dem ganzen Durcheinander war übrigens niemandem aufgefallen, daß die schöne Prinzessin nirgendwo zu sehen war, und es hatte auch niemand bemerkt, daß beim Abmarsch der Leibgarde der linke hintere Flügelmann fehlte. Und wenn die beiden nicht in einem späteren Märchen noch einmal auftauchen, dann sind sie bis heute noch verschwunden.

Das 21. Märchen:

Die mörderischen Prinzen, oder:

Das Unrecht hat keine Namen

Haben wir nicht gehört, daß der König des östlichen Reiches, der Sohn der "schönen Prinzessin" aus dem 1. Märchen, sieben Söhne und sieben Töchter hatte? Und daß die Söhne tüchtig und intelligent, die Töchter aber töricht und oberflächlich waren? Wir haben es gehört, und es entsprach der Wahrheit. Wahr ist aber auch, daß die Söhne nicht nur ungemein tüchtig, sondern auch überaus ehrgeizig waren. Und an dieser Stelle endet die Gemeinsamkeit zwischen ihnen, denn nur drei hatten ein Ziel für ihren Ehrgeiz gefunden: der älteste, Nimrod, war als Nimrod II. Nachfolger seines Vaters geworden und hatte die würdevolle Amalia-Amalaswintha an seiner Seite; der fünfte, Albert Archimedes, war als Gemahl der Erbtöchter Andrea-Andregoto König des nördlichen Reiches geworden. Auch der dritte, Karlmann Achilles, war mit seinem Schicksal zufrieden, denn er war ein berühmter Baseball-Spieler geworden, der vor allem in den Republiken südlich des Ozeans wie ein König verehrt wurde; darüber hinaus hatte man schon bei ihm angefragt, ob er sich nicht zum Bürgermeister einer der Hauptstädte oder zum Gouverneur einer der großen Provinzen wählen lassen wollte.

Die übrigen vier Prinzen, denen der Erzähler bisher noch nicht einmal einen Namen gegönnt hat, waren aber unversorgt und wurden zunehmend verbittert. Als dann nicht nur im nördlichen Reich Zwillinge zur Welt kamen, sondern auch im östlichen Reich selbst die Thronfolge durch drei im Abstand von jeweils zwei Jahren geborene Söhne gesichert war, deren Nachfolgerecht zudem durch einen Parlamentsbeschuß und sogar einen Volksentscheid ausdrücklich anerkannt wurde, nahm die Verbitterung der zu kurz gekommenen Prinzen immer mehr zu, so daß sie einen verbrecherischen Plan faßten.

Eine Mitschuld daran hatte, ohne es zu ahnen und selbstverständlich ohne es gewollt zu haben, auch der Geschichtslehrer der Prinzen. Froh darüber, daß die Prinzen ihm beim Unterricht zuhörten, während die Prinzessinnen nur kicherten und sich unter der Bank SMSs schickten, hatte er den jungen Herren wohl zu viel über die Art und Weise erzählt, wie man seinerzeit in Byzanz und im Westgotenreich Kaiser bzw. König wurde. (Auf dem Unterricht in westgotischer Geschichte hatten die Tanten* der Prinzen und Prinzessinnen ausdrücklich bestanden.) So setzte sich in den Köpfen der vier unversorgten Prinzen der Gedanke fest, es sei nicht wirklich unmoralisch, auch gewaltsam einen Thron zu erlangen: der Erfolg eines solchen Unternehmens zeige die eigene Tüchtigkeit und das Versagen des gestürzten Vorgängers. Als sie eines Tages mit ihren Großeltern darüber gesprochen hatten, waren sie nur auf laues Interesse gestoßen: der Großvater sagte, sie sollten nachlesen, was Shakespeare* darüber schreibe, aber die Großmutter erinnerte sich daran, wie dieser Autor ihren Gemahl bei der Behandlung der eigenen Töchter in die Irre geführt hatte, verschloß die Tür der Bibliothek und warf den Schlüssel in den Schloßgraben.

So blieben die Darstellungen des Geschichtslehrers ohne Gegengewicht – etwa aus dem Macbeth, wo sich zeigt, daß der Mord an einem Vorgänger nicht zum Ziele führt (auch wenn sich die Ereignisse in historischen Wirklichkeit ganz anders abgespielt haben und das angebliche Opfer – König Duncan – der wirkliche Usurpator war). Eine weitere Etappe bei der Entstehung des Planes bildete ein Artikel in einer Illustrierten der südlichen Republik: dort schilderte der Chefredakteur namens Euroword* das müßige und für den Staat kostspielige Leben der Prinzen und fragte, wann endlich auch dieses rückständige Reich die Republik einführen würde. Den Ausschlag gab dann ein weiteres Gesetz über die Thronfolge, in dem festgelegt wurde, daß künftig alle Kinder, unabhängig von ihrem Geschlecht, gleich thronberechtigt sein sollten. Da drei der Schwestern noch vor dem zweiten Sohn geboren worden waren, rückte so selbst eine eventuelle Thronfolge der unversorgten Prinzen in weiteste Ferne.

Wir müssen auch den beiden Königen vorwerfen, daß sie die Qualitäten ihrer Brüder nicht nutzten. So hätte man dem sprachbegabten jüngsten Prinzen das Presseamt der Regierung unterstellen oder den musikbegabten mittleren Prinzen mit der Reorganisation der ehemals berühmten Musikschule beauftragen können, die seit ihrer Blütezeit

unter dem Großvater der Prinzen arg in Verfall geraten war. Und warum wurden dem zweiten Prinzen, der sich so sehr für die Geographie interessierte, nicht die Mittel genehmigt, die er für seine Expeditionen beantragte? Statt dessen kehrte König Nimrod II. das Staatsoberhaupt heraus, und König Albert Archimedes erklärte, er wolle keine schmarotzenden Ausländer in seinem Reich durchfüttern.

Die vier Prinzen waren allesamt auch schon verheiratet. Aber da die königliche Doppelhochzeit sehr kostspielig gewesen war, gestattete der Finanzminister Brückstein nur eine bescheidene Zeremonie im Jagdzimmer des Schlosses. Das erboste die Prinzen zusätzlich, auch wenn das Jagdzimmer ein bezaubernd schönes Ambiente war. Die drei älteren Prinzen führten immerhin Prinzessinnen heim, aber der jüngste Prinz heiratete – man höre und staune! – die Tochter des früheren Hofnarren; er hatte sich in sie, die ihm ständig in den Gängen des Palastes über den Weg lief, unsterblich verliebt, weil sie ihn so sehr an seine Urgroßmutter erinnerte. Seine Eheschließung konnte nur vor einem Standesbeamten in der Südrepublik stattfinden.

Zu der Zeit, als sich die zu berichtenden Ereignisse abspielten, waren die Gemahlinnen der drei älteren Prinzen alle hochschwanger. Auch der Baseballprinz hatte schon mehrere Kinder.

Als also ihre Hoffnungen, auf ehrlichem Wege eine bedeutende Position zu erlangen, in weite Ferne gerückt waren, faßten die vier Prinzen den verhängnisvollen Plan, gewaltsam die Macht zu ergreifen und sich eine ihren Fähigkeiten angemessene Stellung zu verschaffen. In nächtelangen Diskussionen überlegten sie, ob sie

- im südlichen Nachbarreich einen Staatsstreich anzetteln und dort die Monarchie wiedereinführen oder
- im eigenen Reich alle Geschwister, die älter als sie waren, beseitigen oder
- im nördlichen Reich ihren Bruder stürzen sollten.

Letzteres schien ihnen schließlich die günstigste Variante, weil dort nur vier Personen – König, Königin, die beiden Zwillinge – getötet werden müßten, während im eigenen Reich die Arbeit viel größer wäre. Man sieht, zu welch zynischen Überlegungen der Ehrgeiz führen kann. Damit aber anschließend kein Streit zwischen ihnen aufkommen könnte, verschworen sie sich zudem darauf, daß derjenige von ihnen neuer König im Nordreich werden sollte, dem es gelänge, den dortigen Herrscher zu töten.

Zur Vorbereitung setzten sie eine gezielte Diffamierungskampagne in Gang. Als Mitarbeiterin dafür wurde die Witwe des letzten Hofnarren, mithin die Schwiegermutter des jüngsten Prinzen, Ingunde, gewonnen, die von ihrem Vater, dem ehemaligen, in Unehren entlassenen Leibarzt her pikante Details beitragen konnte. Die Serie in der schon erwähnten Illustrierten stieß aber auf wenig Interesse, und selbst als die Behauptung lanciert wurde, der König könne die Geisteskrankheit seines Urgroßvaters geerbt haben, löste das nur Befremden und Empörung über eine solche Geschmacklosigkeit aus. Einzig die Partei, die die Einführung der Republik verlangte und sich auch so nannte, verteilte Flugblätter gegen den König; aber sie machte sich dadurch lächerlich, daß diese Flugblätter wie stets voller Sprach- und Orthographiefehler waren. Die Hoffnung, den König während eines Tumultes unzufriedener Untertanen "aus Versehen" erschießen lassen zu können, erfüllte sich also nicht, und die mörderischen Prinzen mußten selbst Hand anlegen.

Vielleicht erwarten die Leser jetzt, daß ich verschiedene Versuche schildere, den Mord durchzuführen, und groteske Einzelheiten vorführen, an denen der Mord mehrmals scheiterte. Aber abgesehen davon, daß auch ein mißglückter Mord niemals lustig ist – abgesehen davon also gab solche Versuche gar nicht, denn der verbrecherische Plan wurde entdeckt, bevor er zur Ausführung kam. Ingunde führte nämlich unvorsichtig ein Gespräch mit dem Handy, ohne zu bemerken, daß in der Nähe ein Zimmermädchen stand und alles mithörte. Bedienstete sah sie nämlich als Teil der Zimmereinrichtung an und nicht als Menschen und kam so gar nicht auf die Idee, diese könnten etwa hören, was sie sagte. Als die Prinzen dann erfuhren, daß ihr Plan entdeckt war, sprangen sie voller Panik in ihren Sportwagen und flohen in das südliche Reich, also die Republik. Dort kamen sie aber nie an, denn als sie über die Brücke zwischen beiden Reichen fuhren – die berühmte "Brücke der verwunschenen Königinnen" –, da kam ihr Auto von der Fahrbahn ab und stürzte 50 Meter tief in die Schlucht; keiner von ihnen überlebte das Unglück. Als die Gemahlinnen der Prinzen, die ihre Männer zu der Tat mit angestiftet hatten, erfuhren, was geschehen war, erlitten sie alle eine Fehlgeburt. So kommt es, daß es auch keine Nachkommen der "Viererbande", wie sie in den Nachrichten und später in den Geschichtsbüchern genannt wurden, mehr gibt.

An der Stelle, an der der Sportwagen der Brüder aufgeschlagen war, wurde ein Gedenkstein gesetzt mit der Inschrift: "Den Lebenden

zur Warnung. Den unglücklichen Prinzen zur Erinnerung." Wenn später die Schulklassen auf ihren Wanderungen dort vorbeikamen, erzählten die Lehrer ihren Kindern, was es damit auf sich hatte, und erklärten ihnen auch, warum die vier Prinzen nicht nur sehr böse, sondern auch sehr unglücklich gewesen waren. Und mehr ist dazu ja auch nicht zu sagen. Wenn der Stein nicht verwittert ist, steht er dort noch heute.

Das 22. Märchen:

Die mörderischen Prinzen (politisch korrekte Fassung)

Haben wir nicht gehört, daß der König des östlichen Reiches, der Sohn der "schönen Prinzessin", sieben Söhne und sieben Töchter hatte? Und daß die Söhne tüchtig und intelligent, aber auch überaus ehrgeizig waren und daß vier von ihnen einen Plan faßten, der ihnen schließlich selbst zum Verhängnis wurde? An dieser Stelle hat – was ich hiermit pflichtschuldigst kommuniziere – die Feenbeauftragte Einspruch erhoben, nach einem Telefonat mit ihrer Vorgesetzten, welche ihr heftig eingeheizt* haben muß; ursprünglich hatte sie nämlich keine Einwände. Sie bemängelte, daß die Prinzen als konsequent und brutal handelnd dargestellt seien, daß ferner hinter ihrem Verbrechen ihre jeweiligen Frauen gestanden hätten und daß ich es abgelehnt habe, die Versuche der Prinzen auf grotesk-komische Weise scheitern zu lassen. Mein Einwand, daß die Hintergrundrolle der Frauen eindeutig aus dem Macbeth hervorgehe, blieb ungehört; dieses Schauspiel beruhe auf mangelhafter Diskursanalyse. Auf besonderes Mißfallen stieß meine Andeutung, die Einführung der weiblichen Thronfolge habe die Ereignisse beschleunigt. Deshalb jetzt also die politisch korrekte Fassung des Märchens.

Als die vier namenlosen Prinzen – man beachte, daß die Prinzessinnen alle Namen erhalten haben! – bemerkten, daß die Diffamierungskampagne der von ihnen beauftragten Firma, die ich jetzt nicht namentlich nenne, weil ihre Chefin eine Frau war, ohne Erfolg blieb, daß sich sogar die Partei, die mit ihnen sympathisierte, der Lächerlichkeit aussetzte, da beschlossen sie, den König bei einem Sportereignis außer Gefecht zu setzen. Sie arrangierten ein Fußballturnier aller Staatsoberhäupter der zwölf Staaten diesseits und jenseits des südlichen Ozeans. Der König des nördlichen Königreichs sollte dabei die Rolle des Torwarts übernehmen und sich beim Elfmeterschießen so gründlich blamieren, daß ihm nichts anderes übrigbliebe, als zurück-

zutreten und einem von ihnen Platz zu machen. Zugleich sollte die Königin bei einem Gesangswettbewerb dasselbe Schicksal ereilen. Durch ein Mißverständnis erschien aber die Königin auf dem Fußballplatz, wo sie als Tor- – ja, wie heißt das jetzt: Torwärtin? – eine glänzende Figur abgab, während der König mit "Nessun dorma!" den Gesangswettbewerb überraschend, aber absolut eindeutig und verdient gewann. Seine Arie wurde auf alle Handys und sonstigen mobilen Abspielgeräte übertragen und noch monatelang von einer Firma als Werbung verwendet.

Die vier Königin-Aspirantinnen verlangten daraufhin eine härtere Gangart. Nun sollte sich der König bei einem nachgespielten antiken Wagenrennen im östlichen Königreich den Hals brechen, indem nach klassischem Vorbild seine Radnaben durch Wachs ersetzt wurden. Leider wurde der Imker, der das Wachs lieferte, auf dem Weg zum Rennplatz von einem Braunbären namens Bruno überfallen, der ihm sämtlichen Honig stahl, so daß der Imker im nächsten Baumarkt statt des Honigs Kunstharz erwarb, weil dieses die gleiche Farbe hatte. Tatsächlich fiel nicht der König vom Wagen, sondern dem Konkurrenten aus dem Inselstaat vor der südlichen Küste des Ozeans brach die Achse und er verstauchte sich den Fuß; dies führte beiläufig zu einer tiefgreifenden Verstimmung jenes Staates mit dem östlichen Königreich und dem Versuch jener Republik, das Reich erst auszuspionieren und später zu annektieren, aber das konnte – außer dem Märchenerzähler – damals noch niemand wissen.

Auch der Versuch, bei einer Lustfahrt auf der Lagune des Staates an der südöstlichen Ecke des Ozeans das Schiff zerfallen zu lassen, scheiterte, weil das Wasser nur knietief war und die Mannschaft des Schiffes die edlen Gäste einfach zum Ufer trug, woraufhin der König aus Dankbarkeit zwölf Matrosen in seinen eigenen Dienst nahm, um auf dem Fluß während der Festwochen der Musikschule eindrucksvolle Feuerwerke abzubrennen. Der Bevölkerung beider Reiche westlich und östlich des Flusses gefiel dies ausnehmend gut, und die Beliebtheit des Königs stieg immer mehr.

Irgendwie, liebe Zuhörer, habt ihr ja auch schon gemerkt, daß dieses Märchen nicht so recht vorangehen will. Es soll eigentlich böse enden, damit die Männer ihr Fett weg bekommen, aber dann doch nicht so böse, damit die Frauen nicht schlecht dastehen. Dabei bietet die Geographie meiner Märchenlandschaft noch viele Möglichkeiten: die östliche Wüste, in der eine Karawane scheitern könnte, den un-

tergegangenen Wald der Phantasie, der sich in einen bemerkenswerten Mangrovensumpf mit vielen Alligatoren und Krokodilen verwandelt hat, vielleicht auch eine kleine Eiszeit, die das nördliche Königreich im Frost erstarren läßt, ein Meteoriteneinschlag, ein erneuter Besuch des Urknalls und vieles mehr.

Aber all das ist eigentlich etwas erzwungen und nicht, wie ausnahmslos alle bisherigen Vorkommnisse in diesem Buch, logisch* hergeleitet. Lassen wir es deshalb damit bewenden, daß alle Versuche scheiterten und daß sich die vier Prinzen, mitsamt ihren Gemahlinnen, freiwillig für die zweite Marsmission meldeten, die, dank der guten Beziehungen des Urgroßvaters ihrer königlichen Schwester zum Weltall, auch erfolgreich verlief. An den vier Abhängen des Olympus Mons haben sie vier eigene Königreiche gegründet, eines im Norden, eines im Süden, eines im Osten und eines im Westen. Der jüngste Prinz, der von Jung-Ingunde inzwischen vier Kinder bekommen hat, mußte dabei die Nordseite wählen, weil die anderen die wärmere Ost-, Süd- und Westseite bevorzugten und bei der Verteilung auf ihr Alter und ihre legitime Ehe pochten. Jedoch genießt das Winterfest auf der nördlichen Eiskappe, das von jenem Reich ausgerichtet wird, im ganzen Sonnensystem einen ausgezeichneten Ruf und wird auch von den intelligenten Kaulquappen vom Jupitermond Europa und von den Archebakterien von der Venus gern besucht (letztere legen allerdings nie ihre Raumanzüge ab, weil es ihnen sonst zu kalt ist). Die vier Marskönigreiche haben ferner einen Raketenabwehrschild gegen die Erde aufgestellt, um vor den dortigen Märchenerzählern sicher zu sein, die ihnen so übel mitgespielt haben – behaupten sie jedenfalls.

Und weil das so ist, muß ich auch auf die übliche Schlußformel verzichten, so daß offen bleibt, ob die vier gestorben sind oder ob sie heute noch leben, sofern sie nicht gestorben sind.

Das 23. Märchen:

Der König und das "Corporate Design" der Monarchie,

oder:

Hüpfdohle 3

Es war einmal ein König, der war sehr traurig, denn sein Reich hatte gerade eine schwere Krise durchleben müssen. Schlimmer noch: seine eigenen Brüder hatten versucht, ihn zu ermorden, und nur durch Zufall war dieser Plan gescheitert. Am meisten bedrückte den König aber, daß er sich selbst eine Mitschuld an dem Fehlverhalten der Prinzen geben mußte, denn er hatte sie hochmütig behandelt. Dies wurde auch in der Presse des Königreichs offen erörtert. Zwar betonten alle Kommentatoren, daß auch die begründete Unzufriedenheit niemals eine Entschuldigung für einen Mordanschlag sein könne; aber der König mußte sich eingestehen, daß die übrigen Fragen nicht unberechtigt waren, die die Zeitungen respektvoll, aber deutlich stellten.

Die Politiker der Regierungspartei sahen das anders. Sie fragten weniger, was man in der Vergangenheit falsch gemacht habe, als vielmehr, durch welche Maßnahmen man das Ansehen des Königshauses in der Öffentlichkeit wieder heben könne. Und hinter vorgehaltener Hand murmelten sie auch, die Zerknirschung des Königs sei bei dieser Perspektive kontraproduktiv. Es wurden mehrere Vorschläge gemacht, auch aus der königlichen Familie selbst. Die Königinmutter schlug vor, den Sport stärker zu fördern: der baseballspielende Prinz habe sich ja nicht an dem Komplott beteiligt. Dessen Lob widersprach aber der Hofprediger, denn der besagte Prinz hatte andere Mängel: er hieß in den Zeitungen nur noch "der Schrecken der Besenkammer".

Der Ministerpräsident regte an, einen eigenen Minister für die königliche Beliebtheit zu ernennen. Für diesen Posten hatte er bereits den Sohn seines Vorgängers im Auge. Der abgedankte König unterstützte diesen Plan, denn dann müsse man ja selbst nichts tun. Die

Königin seufzte laut auf, als der alte König sich so äußerte; sie erinnerte sich daran, wie die Faulheit ihres Vaters seinerzeit dazu geführt hatte, daß sie sogar als Fünfjährige noch keinen richtigen Namen getragen hatte. Die alte Königin, deren scharfe Zunge manchmal mit ihr durchging, murmelte: "Das müßte eher ein Minister für die königliche Beleibtheit sein." Der Hofhistoriograph wies aber darauf hin, daß ein solches Ministerium den Sturz der Monarchie im südlichen Reich nicht verhindert, sondern eher gefördert habe. Aber die Königin erwiderte: "Das lag eher daran, daß der dortige König sein eigenes Land nicht kannte." Und sie hatte recht mit dieser Meinung. Deshalb setzte sie als einziges konkretes Ergebnis dieser Besprechung durch, daß ihre Zwillinge nicht von Hauslehrern erzogen werden sollten, wie noch sie selbst, sondern in die öffentliche Gemeinschaftsschule der Hauptstadt geschickt würden.

Ein Projekt wurde dann wirklich in Angriff genommen: die Monarchie sollte ein neues "Corporate Design" und in diesem Zusammenhang einen neuen Internet-Auftritt erhalten. Die verwitwete Königin-Großmutter, eine praktisch denkende Frau, die ihren in Adelskreisen ungewöhnlichen Namen Sieglinde nicht als Makel, sondern als Mahnung empfand, nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren – die Königin-Großmutter also schlug vor, einen Wettbewerb auszuschreiben: die jungen Damen und Herren Informatikstudentinnen und Informatikstudenten könnten so ihre Kreativität beweisen, und ein so erarbeitetes Design entspreche auch den Vorlieben der Bevölkerung. Der Vorschlag fand kein Gehör.

Statt dessen wurde – für eine vielfach höhere Summe, als die Preisgelder des Wettbewerbs betragen hätten – eine Beraterfirma beauftragt, wobei dieser Auftrag korrekt öffentlich ausgeschrieben wurde. Erteilt wurde der Auftrag an die Internationale Geniale und Neuartige Designlösungs-GmbH & Co. KG, abgekürzt "InGuNDe". Sie erhielt den Zuschlag, weil ihr Bewerbungstext nicht nur die Ausschreibungsbedingungen vollständig erfüllte, sondern auch genau die Kriterien einhielt, die man intern für die Entscheidung aufgestellt hatte. Insbesondere schlug die Firma, wie schon vom Hofinformatiker durchgesetzt, das Programm "Hüpfdohle 3" vor, da dies am leichtesten zu bedienen sei, obwohl davon erst eine Gammaversion auf dem Markt war.

Die Zusammenarbeit mit der Firma war nicht konfliktfrei. Als der erste Vorschlag des neuen Internet-Auftritts präsentiert wurde, ver-

ließen die Minister aus Protest den Raum. Der zweite verbesserte Vorschlag stieß ebenfalls auf Widerstand. Die verwitwete Königin-Großmutter bemängelte, die Schrift sei so klein und blaß, daß man sie nicht lesen könne. Wenn man aber die Schriftgröße erhöhe, überdeckten sich die Felder, und die Raumaufteilung auf der Seite stimme nicht mehr. Die Firma ging über diesen Einwand mit der Begründung hinweg, die Generation 60+ habe halt Schwierigkeiten mit der modernen Technik.

So wurde der Entwurf der Firma InGuNDe schließlich angenommen. Nur der König selbst behielt sich vor, seine persönliche Internetseite nach eigenem Gusto zu gestalten. Diese Seite wurde dann zu einer der am häufigsten besuchten Seiten, da man auf ihr auch Links zu den wichtigsten Unterseiten der allgemeinen Homepage fand, die dort tief in der Hierarchie verborgen waren.

Nach diesem Erfolg machte die Firma InGuNDe GmbH & Co. KG weitere Vorschläge zum Corporate Design der Monarchie. So regte sie an, das Erscheinungsbild der königlichen Familie (im Design Manual hieß es: das Royal Outfit) zu vereinheitlichen: die männlichen Mitglieder der Familie sollte nur noch Kleidung in der Farbe Königsblau (PANTONE #263094), die weiblichen in Kaiserpurpur (PANTONE #861FA0) tragen; auch die Accessoires sollten diese Farbe erhalten. Das führte sofort zu Problemen, denn als man dem jungen Prinzen seinen rosafarbenen Teddybär wegnehmen und durch einen königsblauen ersetzen wollte, erhob dieser – er war nicht umsonst der Sohn seiner temperamentvollen Mutter – ein derartiges Gebrüll, daß das ganze Schloß zusammenlief und der Oberhofmeister, unter Verletzung der Etikette und, schlimmer noch, der Designregeln, im Gesicht vor Zorn kaiserpurpurn (PANTONE #861FA0) anlief, obwohl er ein Mann und kein Mitglied der Königsfamilie war.

Dann beschwerte sich die Königin, daß dieses Purpur nicht zu ihren leuchtend roten Haaren passe. Daraufhin schlug die Designfirma vor, die Royals könnten sich ja die Haare färben lassen, dann gebe es keine Farbkollision. Der König, der inzwischen seinen Humor wiedergefunden hatte, nahm dies wörtlich und erschien bei der nächsten öffentlichen Zeremonie mit königsblau (PANTONE #263094) gefärbten Haaren. Nunmehr machte die Firma InGuNDe GmbH & Co. KG den Vorschlag, in einem ergänzenden – selbstverständlich zusätzlich zu bezahlenden – Additional Design Manual, eigene Haarfarben festzulegen: für die über 40 Jahre alten Mitglieder der Königsfamilie Silbergrau

(PANTONE #A39AA5), für die unter 40jährigen Ebenholzschwarz (PANTONE #00000D), für die über 60jährigen Wolkenweiß (PANTONE #F5F4FF); außerdem sollten die männlichen Schnurrbärte für jedes Lebensjahr 1,5 mm breit, die Haarlänge der Frauen für jedes Lebensjahr 0,5 cm lang sein. Daraufhin fragte die verwitwete Königin-Großmutter an, ob sie statt 45 cm langem Haar auch eine Glatze tragen dürfe. Als diese Anfrage der Inhaberin der Firma vorgelegt wurde, lief diese purpurrot an, schaffte es aber gerade noch, bei PANTONE #861FA9 zu stoppen, um keine Designanmaßung zu begehen.

Die Zeitungen, vor allem die Frauenzeitungen der südlichen Republik, profitierten am meisten von diesen Vorgängen, lieferte die Designdebatte ihnen doch zuverlässig und ohne aufwendige Recherche stetigen Lesestoff für ihr Publikum. Denn natürlich schwärmten die republikanischen Damen hingerissen für die Königsfamilie. Einige verlangten sogar von ihren Ehemännern bzw. Lebensgefährten oder Lebensabschnittsgefährten, sich die Haare blau zu färben. Dem unglücklichen Prinzen wurden ganze Container mit rosafarbenen Teddybären zugesandt. Schwerer Rotwein, der im Pokal eine dunkelpurpurne Farbe aufwies, wurde zum Modegetränk, wobei manche Gastwirte mit diskret getönten Gläsern nachhalfen, um auch den billigeren Rosé verkaufen zu können.

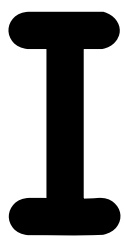
Die Presse in den zwölf Staaten diesseits und jenseits des Ozeans kommentierte all dies mit sanftem Amusement. Zu einem diplomatischen Eklat kam es aber, als ein Satiremagazin in einer Karikatur den Firmennamen als "In(kompetente) G(ewöhnliche) u(nbedarfte) N(aseweiße) De(ppen)" auflöste. Als Reaktion schrieb der König eine flammende Protestnote - "mit purpurfarbener (PANTONE #861FA0) Empörung", so hieß es wörtlich darin - an die südliche Regierung, aber in so pompösem Tonfall, daß jedermann merkte, daß sie nicht ernst gemeint war: er verlangte unter anderem eine Entschuldigung beim gesamten Internet und Schadenersatz für alle 16 Ziffern des Farbcodes.

Daraufhin löste die Firma InGuNDe GmbH & Co. KG den Vertrag mit dem Königshaus auf - verdient hatte sie ja genug daran, warum sollte sie jetzt noch weitere Arbeit hineinstecken, und sie hatte im Moment ohnehin keinen Praktikanten dafür. Statt dessen diente sie sich dem Baseball-Prinzen als Public-Relations-Agentur an. Der verzichtete aber dankend und erklärte, seine Würfe sprächen für ihn selbst, er brauche keine Reklame. Das Satire-Magazin fragte aber, ob er mit "seinen Würfeln" seine Bälle meine oder etwas anderes.

Aber weil es spät geworden ist, ferner einige Erwachsene bei dem letzten Satz "Pfui!" gerufen haben und weil die blaue (pardon: königsblaue) Stunde schon längst vorüber ist und sich am östlichen Horizont die Wolken purpurn (pardon: kaiserpurpurn) zu verfärben beginnen, sollte ich auch noch den Rest der Geschichte erzählen. Aber es gibt nicht viel zu erzählen. Das Design der allerhöchsten Internetseite wurde seltsamerweise nicht verändert – aber vielleicht ist das gar nicht so seltsam, denn was einmal im Internet ist, kommt dort nie wieder hinaus –, und das Programm "Hüpfdohle 3" ärgert die Benutzer heute noch.

Das 24. Märchen:

Der Geheimdienst der Katzen, oder: Politik auf Samtpfoten



In früheren Zeiten war leichter, über die Ereignisse im Palast auf dem Laufenden zu bleiben – jedenfalls für seine nicht-menschlichen Bewohner. Wie schnell sprang ein Floh, der die ganze Audienz des spanischen Botschafters mitbekommen hatte, später aus der Perücke des Königs auf den Schoßhund der Königin, von dort auf den Hundewärter, wo er mehrere Kollegen vorfand, und von diesem auf das Zimmermädchen? Und so gelangte die Nachricht in alle Schlafzimmer. Oder wenn der Hundewärter eine Küchenmagd bevorzugte, in die vielfältige Welt der Speisekammer. Oder der Floh sprang gleich beim Verlassen des Thronsaals in die Samtportiere am Eingang zu den Staubmilben. Ein zuverlässiger Nachrichtenkanal führte auch durch die Puderdosen der Hofdamen.

Das war früher, aber jetzt gab es keine Flöhe mehr im Palast, und die Samtportieren waren durch eine futuristische Laser-Installation ersetzt worden. Nun mußte man sich wohl oder übel an die Haushaltsgeräte wenden, die zwar sehr mitteilsam, aber nicht sehr zuverlässig waren. Außerdem standen sie nur in den Privaträumen der Königsfamilie. Nur selten gelang es einem Putzeimer, sich in einer Ecke des Besprechungszimmers vergessen zu lassen. Eine direkte Information boten zwar die allgegenwärtigen Handys, aber diese waren hochmütig und kommunizierten nur mit ihresgleichen; allenfalls konnte man aus dem mehr oder weniger zornigen Klingeln etwas über ihre Stimmungslage erfahren.

Da wünschte sich eines Tages die älteste Prinzessin, Adelgunde Beatrix, eine Katze, und zwar eine junge Katze von höchstens zwei Monaten. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch die zweitälteste Prinzessin, Cölestine Diotima, ein Kätzchen haben wollte. Ebenso Prinzes-

sin Edeltraud Franziska, Prinzessin Gertrud Helene, Prinzessin Irene Katharina, Prinzessin Leonore Mathilde und selbstverständlich auch das Nesthäkchen Prinzessin Notburga Ottilie. So tummelten sich jetzt sieben kleine – und wenig später nicht mehr ganz so kleine – Katzen im Königspalast. Und weil sie anfangs so süß waren, ließ sie jeder-mann herein, wenn sie vor der Tür maunzten. Später, als sie nicht mehr so süß waren, traute man sich dann nicht mehr, sie nicht her-einzulassen; die Kosten für die Reparaturen der zerkratzten Türen wurden sonst zu hoch.

Noch fanden aber alle Mitglieder des Hofes die Kätzchen niedlich und allerliebste. Indes hätte ein Ereignis eine Warnung für die Zukunft sein können. Als der neue Botschafter des östlichen Reiches, das sich bis dorthin erstreckt, wo die große Wüste beginnt, vom König zur An-trittsaudienz empfangen wurde, wobei auch die Prinzessinnen anwe-send waren, erschienen diese sämtlich mit ihren Kätzchen auf dem Arm. Der König nahm es mit Humor, obwohl es eigentlich der Hofeti-kette widersprach, der Botschafter lächelte undurchdringlich, aber die acht großen Staatsspiegel im Audienzsaal fühlten sich in ihrer Würde gekränkt und drehten sich indigniert zur Wand. Die ganze Versamm-lung erstarrte vor Entsetzen, und daß die Handwerker auf die Rück-seite der Spiegel Sprüche geschrieben hatten, die für einen Staatsakt weniger passend waren, machte die Sache nicht unbedingt besser. Dann aber miaute eines der Kätzchen, alle schauten dorthin, und die Spannung löste sich.

Die Bevölkerung fand die Tierliebe der Prinzessinnen zunächst auch recht anziehend. So wurde der Palast mit geschenkten Kratz-bäumen förmlich überhäuft, und Konservendosen mit Katzenfutter stapelten sich in allen Räumen. Es wurden besondere Sorten für das Katzenfutter bei Hofe erfunden, etwa Stichling mit russischem Kaviar und Spargelspitzen, Wachteleier in rotem Champagner, Forellenbäck-chen mit weißem Trüffel und ähnliches, und das wurde standesgemäß nur auf echtem chinesischem Porzellan serviert. Die Zeitung KRONEN-BILD schrieb einen Wettbewerb um den goldenen Dosenöffner aus. Eine der monarchistischen Parteien übernahm das Kätzchen als Sym-boltier; zuvor war es die purpurne Krabbe gewesen. Und selbstver-ständlich klebten sich die Schülerinnen, als sie zum PISA-Test antra-ten, Schnurrbärte an; über das Testergebnis will lieber nichts sagen. Die Prinzessinnen fanden das alles rührend, nahmen es aber ansonsten

als selbstverständlich hin. Wir erinnern uns: sie waren etwas oberflächlich veranlagt.

Die Kätzchen spielten gerne miteinander, und zwar auch dann noch, als sie älter wurden. Die Menschen fanden das ganz normal, aber den Haushaltsgeräten fiel auf, daß die Katzen gezielt Informationen über die Bewohner des Palastes austauschten, und zwar nicht nur über die Frage, wer sie am zuverlässigsten fütterte und Ähnliches, sondern auch über geheime Angewohnheiten der Menschen: wie lange welcher Minister vom König empfangen wurde, welchen Leutnant der Palastgarde die Königin bevorzugt mit Kurierdiensten beauftragte, wie oft die Königin-Großmutter mit ihrem Gehstock aufgestampft hatte, welches Theaterstück der König zuletzt gelesen hatte usw. Die letzte Palastmaus, die sich fast nur noch im geheimen Besprechungszimmer des nationalen Sicherheitsrates aufhielt, weil dort die Katzen nicht hineingelassen wurden, erzählte dem Käsehobel unter dem Siegel der Verschwiegenheit, eine Katze habe ihr versprochen, sie vor den anderen Katzen zu schützen, wenn sie ihr weitertrage, was dort verhandelt würde. Bald wußte der ganze Palast, daß die Katzen keineswegs so unpolitisch waren, wie sie sich nach außen hin präsentierten, und daß sie irgendeinen geheimen Plan verfolgten. Welcher Plan das war, ließ sich freilich niemals ermitteln, und auch der Märchenerzähler hat ihn nicht erfahren.

Und das ist der Grund dafür: eine Spinne, die in einer Obstkiste eingereist war und in der Küche von den Vermutungen der Haushaltsgeräte über die Katzen gehört hatte, verbreitete die Nachricht in ihrer Heimat, als es ihr gelang, über ein Lunchpaket eines der Prinzen auf einen Ausflugsdampfer zu flüchten. (Die Prinzen machten gern solche Ausflüge, weil ihnen die vielen Katzen auf die Nerven gingen.) Der Prinz wurde natürlich auf der Brücke vom Kapitän begrüßt, die Spinne kletterte eilends ins Logbuch, von dort in die Jackentasche des Kapitäns, und gelangte so auf den Inselstaat vor der Südküste des Ozeans. Dort erzählte sie es ihren Kolleginnen, und über den üblichen Weg erfuhren es die dortigen Politiker. Der Geheimdienst des Inselstaates versuchte nun, sich in dieses Informationsnetz der Kätzinnen einzuschleichen, und so kam es, daß eines Tages auch ein schmucker junger Kater durch die Gänge des Palastes strich und die 007 Katzen schnurrend anzumachen versuchte.

Der Geheimdienst hätte seinen Geheimagenten aber sorgfältiger auswählen oder sich intensiver mit den Eigenschaften von Katzen be-

fassen sollen. Der Kater – es war wirklich ein eleganter junger Kater mit einem verwegenen Schmiß am linken Ohr, unwiderstehlich! – der Kater also nahm zwar sehr schnell die erwünschten Beziehungen zu den Katzen auf, aber er interessierte sich weniger für deren intime Kenntnisse der Politik, sondern für ganz andere intime Dinge. Die Folge war, daß die Zahl der Katzen im Palast exponentiell anstieg; dieser Möglichkeit vorzubeugen, daran hatte natürlich keine der Prinzessinnen gedacht. Die Katzen nahmen schnell den gesamten Palast in Beschlag, sogar in das geheime Besprechungszimmer drangen sie ein, als die Palastmaus es eines Tages nicht mehr schaffte, schnell genug hinter sich die Türe zuzuschlagen.

Die Haushaltsgeräte waren förmlich verzweifelt, denn keines von ihnen blieb ohne Kratzer, oder schlimmer noch: es diente den reinlichen Tieren für einen bestimmten Zweck. Das allgemeine Lamento stieg vom Erdgeschoß in den Keller hinab, zugleich aber auch ins Zwischengeschoß, dann in die Bel-Étage, wo die Schlafzimmer waren, dann hinauf in den Dienerstock und schließlich bis in die Dachkammer. Dort standen immer noch die vier aussortierten Staatsspiegel, und diese erkannten, daß sie etwas unternehmen mußten. Das hatte ja schon einmal geklappt, auch wenn es jetzt schwieriger war, weil sich die Vögel, und das heißt auch: die Elster, nur noch zögernd in die Nähe des Palastes wagten, aber eines Tages schafften sie es doch.

Das war auch höchste Zeit, wie jedem Zuhörer bereits klar ist, der auch nur ein wenig Ahnung von Mathematik hat. Der Geheimagent hatte natürlich nicht nur Töchter, sondern auch Söhne, die sich ihrerseits für die Töchter interessierten. Bald machte sich das auch akustisch bemerkbar, denn immer häufiger mischte sich unter die menschlichen Laute der Königsfamilie und der Dienerschaft ein neues Lemma: Miau. Schließlich wurde es miau dem König und der miau Königin zu viel, und sie miau flohen aus dem Palast. Die miau miau Prinzessinnen hielten etwas länger durch, aber auch sie vermiauließen schließlich den Palast, zumal ihr miau Interesse an den Kätzchen schon längst erloschen miau war. Miau miau. Binnen eines Jahres hielten sich keine Menschen miau mehr miau im Palast auf, sondern das Katzenfutter wurde durch einen großen Lastwagen miau miau in den Hof gebracht und miau dort miau abgeladen. Wie es weiter miau miau ging, konnte ich miau nicht miau erfahren, deshalb miau miau miau miau. Miau miau, miau miau – miau! – miau miau miau miau miau miau noch heute.

Das 25. Märchen:

Der König und die Archäologen, oder: Nicht überall ist Nebra

In letzter, wirklich allerletzter Minute war es der Fee des Königreichs gelungen, sämtliche männlichen Katzen, also die Kater, in Mäuse zu verwandeln. Der Alarmruf der vier Staatsspiegel in der Dachkammer hatte sie, wie schon einmal, gerade noch rechtzeitig erreicht. Es hätte zwar bessere Lösungsmöglichkeiten gegeben, aber, wie wir schon wissen, sind die Feen nicht übermäßig intelligent. Den Kätzinnen gefiel der neue Zustand anfangs recht gut, denn so konnten sie ihrem Jagdinstinkt in doppelter Weise frönen – als Jagd auf Mäuse und als Jagd auf Männer –, aber bald waren alle Mäuse gefangen und verpeist, und die Katzen saßen hungrig vor den Dosen mit Katzenfutter, die ihnen niemand mehr öffnete; die Menschen hatten den Palast ja schon längst verlassen. So verschwanden auch die weiblichen Katzen, und der Palast verfiel und wurde von den Büschen aus dem Schloßgraben her überwuchert.

Die königliche Familie hatte im Nachbarkönigreich Zuflucht gesucht, aber man ließ sie spüren, daß sie Emigranten waren. Die sieben Prinzessinnen mußte in eine normale Gemeinschaftsschule gehen, deren Lehrerin den ungalanten, aber in der Sache treffenden Witz machte, für ihre Leistungen müßte die Note 7 erfunden werden. Schließlich fanden sich aus den Reichen südlich des Ozeans einige Prinzen, die sie heirateten, so daß sich der Märchenerzähler um ihr Schicksal keine Gedanken mehr machen muß. Die beiden Tanten der sieben Prinzessinnen waren noch vor der Katzenplage in ein Damenstift eingetreten. Mit der Begründung, sie seien gegen Katzenhaare allergisch, hatten sie den Palast verlassen, als die erste Katze angeschafft wurde. In dem Damenstift schrieben sie ihre Memoiren. Man hielt sie später für nicht mehr richtig im Oberstübchen, weil sie

ständig von einem Schloß sprachen, von dem niemand je etwas gehört hatte.

Es war nämlich tatsächlich so: das Schloß wurde nicht nur vollständig von den Büschen überwachsen, sondern verschwand ebenso vollständig aus dem Bewußtsein der Bevölkerung, zumal nach dem Weggang der Königsfamilie die Republik ausgerufen worden war, die sich dann auch noch mit der Nachbarrepublik zu einem Staat vereinigte. Das war gegenüber der Fee des Reiches nicht ganz fair, denn diese hatte den Staat ja gerettet und zuvor schon in blühende Landschaften verwandelt – jetzt war sie arbeitslos, und da sie nicht die erforderliche Zahl von Berufsjahren nachweisen konnte, erhielt sie auch keine Abfindung.

Nun sollte aber auch in diesem Märchen etwas Ungewöhnliches, Geheimnisvolles oder wenigstens Groteskes geschehen. Keine Angst! Die Vorbereitungen sind schon getroffen, und das wüßtet ihr, verehrte Leser, wenn ihr auf die Überschrift geachtet hättet. Wie bereits gesagt, wurde das Schloß vollständig von Gebüsch und Gesträuch überwachsen, und weil sich von Süden her der Sumpf ausbreitete, der aus dem versunkenen Wald der Phantasie hervorgegangen war, wandelte sich auch die Umgebung des Schlosses in eine morastige und kaum betretbare Landschaft, die sich allerdings zunehmender Artenvielfalt erfreute. Dann aber begann die Regierung des südöstlichen Nachbarstaates, der also am östlichen Ufer des großen Ozeans gelegen war, mit einem umfangreichen Trockenlegungsprogramm ihrer nördlichen Grenzsümpfe, indem sie große Kanäle und Entwässerungsgräben anlegen ließ. Es gelang zwar nicht, wie eigentlich geplant, dort neues Ackerland zu schaffen, aber die nördlich davon gelegenen Gebiete begannen auszutrocknen. Die große Wüste breitete sich nach Westen aus, und so wurde auch das Gebiet um das ehemalige Schloß herum wieder so trocken, daß man es betreten und später auch befahren konnte.

Der ehemaligen Hauptstadt des östlichen Königreiches hatten sich inzwischen die Märchenerzähler und Sagendichter bemächtigt. Dort habe, so berichtete man, einst ein riesiger Palast gestanden, in dem alles aus Gold gewesen sei: die Fußböden, die Wände, die Decken, das Eßgeschirr, selbst die Nachttöpfe, die Kehrbleche und die Küchenmaschinen. Anstelle der Fenster habe es große Spiegel gegeben, die je nach Tageszeit durchsichtig oder eben reflektierend gewesen seien. Darauf sei der Herrscher jenes Reiches schließlich so stolz ge-

wesen, daß er das Schicksal herausforderte und erklärte, er werde ewig leben und sich auf ewig darin spiegeln. Die Fee des Königreiches sei daraufhin in Zorn geraten – die Berichte lassen übrigens nicht erkennen, ob es sich um eine gute oder eine böse Fee gehandelt hatte – und habe den König in eine Maus, die Königin aber in eine Katze verwandelt, dann das ganze Schloß verzaubert bzw. verflucht, so daß es in einer Nacht völlig mit Büschen, Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen überwachsen war. In Vollmondnächten könne man noch das Piepsen der Maus und das Fauchen der Katze hören, die auf ewig vor einander flöhen bzw. einander jagten.

Eines Tages kam ein reicher Kaufmann, der sich einer Abstammung von der Königsfamilie rühmte, wenn auch möglicherweise einer Bastardlinie, namens Ingo auf den Gedanken: "Jede Sage hat einen historischen Kern; ich werde hingehen und das Schloß ausgraben. Was Schliemann konnte, kann ich auch." Seine Frau freute sich schon auf den Goldschmuck, den er dort finden würde, und stachelte ihn an, ja nicht lange zu zögern. Der Kaufmann Ingo rüstete also eine Expedition aus und ließ mit Metalldetektoren das fragliche Gebiet untersuchen, aber er brauchte zehn Jahre, um allein das Gebüsch im Umkreis bis auf 100 m Entfernung ausreißen zu lassen. Nach sieben Jahren verließ ihn seine Frau mit einem der Baggerfahrer. Aber der Kaufmann, der jetzt nur noch seinen Plan hatte und keine Familie mehr, ließ nicht nach, bis er zum Burggraben vorgedrungen war. Das war nach inzwischen fünfzehn Jahren der Fall. Dann starb er, und vermachte all seine Güter dem Staat, mit der Auflage, die Grabungen weiterzuführen.

Das gut gemeinte Vermächtnis führte zu einer Regierungskrise mit anschließender Parlamentsauflösung und zweimaliger Neuwahl innerhalb von sechs Monaten. Der Streit ging darum, ob man das Geld des Kaufmanns nicht anders und besser verwenden könne oder sogar müsse, z.B. zur Schuldentilgung oder zum Rückkauf der Eisenbahnaktien, oder ob man nicht einen Nobelpreis für Märchenerzähler davon stiften solle (was natürlich das Vernünftigste gewesen wäre ...). Erst ein Prozeß durch sieben Instanzen und ein Beschluß des UNO-Sicherheitsrates führten zu dem Ergebnis, daß das Erbe im Sinne des Erblassers zu verwenden sei. Außerdem verlangte die Akademie der Wissenschaften im östlichen Teil des Staates, die kurz zuvor zur nationalen Akademie erhoben worden war, es dürften ausschließlich Bewohner der eigenen Provinz an den Grabungen beteiligt werden; die

Finanzierung – nach Erschöpfung der Mittel des Kaufmanns – müsse allerdings der Gesamtstaat übernehmen.

Schließlich wurde also – nach fünfjähriger Pause – die Grabung fortgesetzt, die man jetzt "Operation Vinantis"* nannte. Zur Koordination setzte man einen Organisationsstab von fünf Wissenschaftlern ein, der aber bald auf fünfzig anwuchs, dann wurde eine eigene Abteilung im Wissenschaftsministerium geschaffen, aber es kam zu ständigen Kompetenzstreitigkeiten mit dem Kanzleramt, bis schließlich ein spezieller Minister die Aufsicht übernahm. Zehn Jahre nach dem Tode des Kaufmanns wurde schließlich feierlich der erste Spatenstich für die Fortsetzung der Ausgrabungen getan. Die Ministerpräsidentin rünierte sich dabei ihren Hosenanzug, weil sie die Schaufel zu früh umdrehte, der Wirtschaftsminister stolperte anschließend über die Schaufel und verstauchte sich den linken Fuß. (Einige Kommentatoren der Oppositionspresse bedauerten, daß er nicht gründlicher, nämlich politisch gestolpert sei, denn das Ministergehalt für diese wandelnde Schlaftablette sei hinausgeworfenes Geld, aber das soll es in anderen Staaten ja auch geben, und außerdem habe ich diesen Gag schon in einem früheren Märchen verbraucht.) Dem Pressesprecher der Regierung fiel das Mikrofon in den Schlamm, so daß es auf der einen Seite beschmiert war und die Erklärung des Sprechers folglich recht einseitig ausfiel.

Nun dauerte es noch einmal drei Jahre, bis auch nur der Stand von vor dem Beginn des politischen Streites wieder erreicht war, aber wir sind jetzt der ewigen Verzögerungen müde und machen einen Sprung bis in das Jahr, als nach Abschluß der Grabung das Museum eröffnet wurde, zu dem ein eigener archäologischer Wanderweg hinführt. Prunkstück der Ausstellung ist ein goldener Pizza-Teller, der einige seltsame Muster aufweist. Diese hatte einst Prinzessin Notburga Ottilie, die jüngste der sieben Prinzessinnen, mit ihrer Haarnadel dort eingekratzt, als sie sich beim Festessen für den spanischen Botschafter langweilte. Das wußte aber niemand mehr, vielmehr vermutete – nein: erklärte mit Sicherheit – der Katalog, es handele sich um eine Darstellung des Sternenhimmels. Der besonders tiefe Punkt halbrechts oben sei die Wiedergabe einer Supernova, wodurch sich der Fund genau ins Jahr 1054* datieren lasse.

Ein zweiter Raum zeigt die organischen Überreste. Mehrere Vitrinen sind mit Katzenknochen angefüllt. Der Katalog vermerkt dazu, es habe damals einen Katzenkult gegeben: im Verlauf nächtlicher Zere-

monien seien die Katzen rituell geschlachtet und anschließend mit Safransauce verspeist worden. Eine weitere Vitrine zeigt Mäuseknochen, die einem rivalisierenden Kult zugeordnet werden. Infolge einer blutigen Auseinandersetzung der beiden Kulte – so erfahren wir bei der Museumsführung – sei das Reich schließlich zugrundegegangen. Hunde habe es dagegen in diesem Staat niemals gegeben, auch die Jagd auf Hirsche und anderes Hochwild sei nicht üblich gewesen. Wer fragt, woher man das wisse, wird mit der Bemerkung abgefertigt, schließlich sei die Führerin die Fachmännin, und ob man es etwa besser wisse?

Der eigentliche Anziehungspunkt des Museums ist aber die Cafeteria, in der eine (nun wirklich museumsreife) Kaffeemaschine unverdrossen ihren Dienst tut, unter lautem Geschnaufe und Gespruste zwar, aber der Kaffee ist erstklassig und übertrifft die Qualität in den "Coffee"-Shops mehrerer rivalisierender Ketten gegenüber bei weitem. Täglich um zwölf Uhr wird sie von einem als Prinz verkleideten Mitarbeiter nachgefüllt, und allein dabei das Aroma der Kaffeebohnen zu riechen, lohnt den hohen Eintrittspreis des Museums. Die Ausstattung der Cafeteria, von den Wandbespannungen über die Tischdecken bis hin zu den Tassen, ist übrigens ganz in Rosa gehalten.

Während der Ausgrabungen, das muß auch noch berichtet werden, kam es zu einem heftigen (fast handgreiflichen) Streit zwischen sieben Pfostenlöchern auf der westlichen und zwölf Pfostenlöchern auf der östlichen Seite. Ich sagte: "fast" handgreiflich, weil die Pfostenlöcher natürlich ortsfest waren und ihrem Unwillen nur durch starke Intensivierung ihrer Bodenverfärbung Ausdruck geben konnten. Aber die Rivalität übertrug sich auf die Ausgräber, und wenn nicht zwischen den beiden Reihen eine Plane aufgehängt worden wäre, hätten sich die besagten Ausgräber zweifellos mit Schaufeln beworfen, wovon ein Loch in der Plane noch heute Zeugnis ablegt. Davon erfährt man allerdings bei der Museumsführung nichts, weil dieser Teil der Ausgrabungen – es sind ja erst 17 Jahre nach ihrem Abschluß vergangen – natürlich noch nicht publiziert ist.

Und weil dies ein Märchen sein soll, will ich auch den Rest der Geschichte nicht verschweigen. Als ich neulich wieder einmal dort war, um den köstlichen Kaffee zu trinken – ich hatte extra morgens nur Wasser zu mir genommen, um meinen Koffeinspiegel nicht zu überschreiten –, war das Museum geschlossen, da es nach einem neuen museumsdidaktischen Konzept umgestaltet werde, die der neue aus Italien stammende Direktor angeordnet habe. Es sei nun "chiuso per

ristauro", und die Wiedereröffnung sei noch nicht abzusehen, hieß es auf einem handgeschriebenen Zettel an der Türe. Und wenn sich das nicht geändert hat, dauert die Schließung noch bis heute.

Das 26. Märchen:

Das Zauberpferd

Es war einmal ein Zauberpferd, das gerade eben seine Ausbildung abgeschlossen hatte. Es hatte in allen sieben Disziplinen oder Zauberkünsten hervorragende Noten erzielt, aber es war doch noch etwas unreif und noch nicht ganz ausgewachsen. Deshalb wußte es auch noch nicht so recht, was es jetzt anfangen sollte. Deshalb beschloß es, erst einmal die Welt kennenzulernen, ehe es sich dann einen speziellen Herrn suchen würde.

Aber was hieß das: die Welt? Da gab es das östliche, das nördliche und das südliche Königreich, dann den großen Ozean mit seinen zwölf Staaten nördlich und südlich der Küste – aber da hatte das Pferd in der Schule doch nicht so ganz gut aufgepaßt, denn erstens zählen die drei Königreiche bei den zwölf Staaten mit, und zweitens lag einer der Staaten auf einer Insel vor der südlichen Küste des Ozeans. Nun gut, das wäre ihm schon noch aufgefallen. Dann gab es noch den sagemumwobenen Wald der Phantasie, in dem aber eine andere Zeit herrschte als in der übrigen Welt: bald gab es ihn, und man ihn betreten konnte, bald aber schien er ins Meer versunken. Durch diesen Wald stürzte der große Wasserfall herab, auf dessen gegenüberliegender Seite die Feenakademie lag. Im vorletzten Schuljahr waren das Pferd und seine Freunde oft heimlich dorthin getrabt, um die Feen zu beobachten; aber im letzten Jahr hatten sie doch festgestellt, daß es mit der Intelligenz der Feenschülerinnen nicht so weit her war. Außerdem schwärmten diese angehenden Feen immer von menschlichen Freunden und hatten für die Zauberpferde keinen Blick übrig.

Ich könnte auch den Namen des Pferdes nennen, aber da keiner von uns Zweibeinern in der Lage wäre, ihn auch nur annähernd richtig auszusprechen, lasse ich es lieber bleiben. Das Zauberpferd durchstreifte also die Welt, allerdings nur nachts. Das muß ich nämlich

gleich noch hinzufügen: Zauberpferde dürfen von keinem Sonnenstrahl getroffen werden, sonst verlieren sie ihr Leben und verwandeln sich unwiderruflich in einen Felsen. Bei bedecktem Himmel und bei künstlichem Licht besteht diese Gefahr nicht. Allerdings haben sie dann eine ganz fahle, unscheinbare Farbe, so daß sich auf einem Pferdemarkt kein Käufer für sie fände – außer dem Metzger oder einem Fleischgroßhändler, der Lebensmittel-Supermarktketten beliefert. Bei Nacht aber ist ihre Farbe strahlend schön. Und da sie Zauberpferde sind, können sie sich auch zauberhaft schnell fortbewegen und mühelos von einem Bergrücken auf den anderen springen.

Auf seiner Reise durch die Welt kam das Zauberpferd auch in das Königreich ganz im Osten, das sich bis dorthin erstreckt, wo die große Wüste beginnt. Die Menschen dort schätzen die Pferde sehr, und unser Zauberpferd sprach mit vielen seiner "normalen" Gefährten und erfuhr viel über die Menschen. Aber der Aufenthalt in der Wüste war doch ziemlich gefährlich, denn dort geht die Sonne über einem flachen Horizont recht unvermittelt auf. Deshalb kehrte das Pferd wieder nach Westen zurück in die gebirgigen und bewaldeten Königreiche. Auf diesem Rückweg begegnete es ganz kurz auch zwei Wesen, wie es sie noch nie gesehen hatte, von denen auch auf der Zauberschule nie die Rede gewesen war: pferdeähnlichen Wesen, die aber auf der Stirn ein oder zwei lange Hörner trugen; und zwar begegnete es einem älteren Einhorn und einem noch recht jungen Zweihorn. Aber da die beiden nach Osten unterwegs waren und unser Pferd nach Westen, nickten sie sich nur ganz kurz zu und galoppierten weiter.

Am Eingang zum östlichen Königreich entdeckte das Zauberpferd rein zufällig den Brunnen der Könige. Davon hatte es noch nie etwas gehört, und auch der Märchenerzähler wußte bis zu diesem Satz noch gar nicht, daß es ihn gibt. Wer in diesen Brunnen schaute, sah darin nicht sein Spiegelbild, sondern die Köpfe der Könige, die genau zu diesem Augenblick in den Königreichen regierten. Da gab es recht beleibte Gestalten, dann einen König mit kahlgeschorenem Schädel (der dem Pferd, das eine wunderschöne Mähne hatte, gar nicht gefiel), dann auch mehrere Köpfe ohne Krone – das waren wohl die Monarchen der Republiken, die dort an der Regierung wären, wenn sich ihre Vorfahren nicht hätten stürzen lassen. Auch einige Kronen ohne Köpfe waren zu sehen, aber was das bedeutete, konnte unser Pferd nicht herausfinden.

Ein König machte besonderen Eindruck auf unser Zauberpferd, denn er sah recht verwegen aus und oszillierte gewissermaßen zwischen zwei Stellen im Brunnen hin und her. Das konnte sich da Pferd nicht erklären, und auch die weisen Frösche, die auf dem Brunnenrand saßen, wußten nicht, warum das so war. Sie warnten aber das Pferd vor diesem König, der ihnen irgendwie zwiespältig vorkam, ohne daß sie das näher begründen konnten.

Aber es war ohnehin schon zu spät, denn das Zauberpferd hatte bereits beschlossen, genau in seine Dienste zu treten. Es fand heraus, daß es ihn im nördlichen Königreich finden würde, sprang flugs dorthin und spazierte ganz frech in den königlichen Marstall. Dort war bereits eine Box für das Pferd bereit – so ergeht es Zauberpferden eben. Die blondhaarige Königin kam, um es zu besichtigen; besonders freundlich war aber die Königinmutter zu ihm. Kurz vor Mitternacht kam auch der König, legte ihm ganz selbstverständlich den Sattel über, und los ging der Ritt über das Gebirge, das das nördliche vom südlichen Königreich trennte. Der Sprung über das Tal machte dem Pferd besonderen Spaß, und im Nu war man in der Hauptstadt des südlichen Königreichs angekommen.

Erstaunlicherweise war auch dort schon eine Box im königlichen Marstall für das Pferd bereit. Darüber wunderte sich das Pferd schon etwas. Die schwarzhaarige Königin kam, um es zu besichtigen; besonders freundlich war aber die Königinmutter zu ihm. Die anderen Pferde im Marstall ließen den Neuen allerdings spüren, daß er nicht wirklich willkommen war. Aber das störte ihn wenig; er war jung und unbekümmert und dachte sich wenig dabei. Nach genau einem Monat ging die Reise zurück in das nördliche Königreich, und dann wieder nach Süden, und wieder nach Norden, und nach Süden usw., immer nach genau einem Monat. Man hätte sagen können, das nördliche und das südliche Reich waren wie Spiegelbilder zueinander.

Erst nach mehreren Jahren kam das Zauberpferd zu der Erkenntnis, daß der König in jedem seiner Reiche eine eigene Königin hatte und zwischen den beiden Gemahlinnen hin- und herwechselte, ohne daß diese jeweils von der Existenz der anderen wußten. Der König war, brutal formuliert, ein Bigamist. Und das bestätigte ihm auch die Königinmutter, als es sie eines Tages danach fragte. "Und warum läßt du das zu", wieherte das Pferd ganz leise, "daraus kann doch nur ein Unglück entstehen?" – "Ich weiß", erwiderte die Königinmutter, "aber

er ist doch mein Sohn; ich liebe ihn; und was sollte ich denn tun?" Darauf wußte auch das Pferd nichts zu erwidern.

Nach einiger Zeit gerieten die Dinge aus dem Takt. Der König kam immer später in den Stall, um die Reise in das andere Reich anzutreten. Als er eines Tages so spät kam, daß schon das Morgenrot zu sehen war, warnte ihn das Pferd eindringlich; aber er hörte nicht hin und verstand wohl auch gar nicht, was es ihm sagen wollte. Als er das nächste Mal kam, war die Sonne bereits aufgegangen. Das Pferd weigerte sich, sich den Sattel auflegen zu lassen, und als der König es daraufhin mit der Peitsche schlug, trat es nach ihm und fauchte ihn so wild an, daß er wütend den Stall verließ, wobei er etwas vom Pferdemetzger sagte, und mit lautem Krach die Stalltür hinter sich zuschlug. Dabei löste sich der Riegel der Stalltür und fiel auf den Boden. Am nächsten Abend, als die Sonne untergegangen war, verließ das Pferd seine Box und schlich sich heimlich davon; die Türe war ja nicht mehr verriegelt.

"Moment mal!" höre ich euch rufen, "wir haben das aber ganz anders in Erinnerung." Mag sein, aber wer sagt denn, das sich im Märchen alles wiederholen muß? Und wißt ihr nicht aus "Zurück in die Zukunft", daß der Zeitstrahl auch in eine ganz andere Richtung weisen kann? Das Pferd sprang also, so schnell es konnte, in das andere, das nördliche Königreich, wo es so lange laut wieherte, bis die blonde Königin und dann auch die Königinmutter herbeiliefen. Diese erkannte sofort, daß etwas geschehen sein mußte, und schickte ihre Schwiegertochter weg. Dann bestieg sie das Pferd, das dazu galant in die Knie ging, und beide ritten davon.

Währenddessen erlebte der König im südlichen Königreich, wo er jetzt festsaß, eine peinliche Szene. Da er nicht abreisen konnte, kehrte er wohl oder über zu der schwarzhaarigen Königin zurück, die sehr erschrak, als sie ihn sah, sich dann aber schnell faßte. Nur am Abend wurde sie zunehmend nervös. Kaum hatte sie beide zu Bett gelegt, als vom Fenster her – es war Hochsommer, deshalb stand das Fenster offen – eine Stimme zu hören war: "Na, ist der alte Knacker weg? Dann können wir beide ja endlich wieder." Zugleich schwang sich eine Gestalt aufs Fensterbrett und war schon mit einem Bein im königlichen Schlafzimmer. Da fing die Königin an zu schreien: "Hilfe! Ein Verrückter! Wache!" Die Gestalt im Fenster und rief: "Großartig, Klothilde! Jedesmal denkst du dir eine neue Begrüßung aus, aber so

originell wie heute war sie noch nie." Die Königin zischte nur: "Hau ab!"

Inzwischen war auch der König aufgewacht, sprang aus dem Bett, suchte nach seinem Degen, den er schließlich auch fand, und zog ihn. Ich weiß nicht, ob ihr schon einmal einen König im Nachthemd mit gezogenem Degen gesehen habt – jedenfalls fing die Gestalt am Fenster schallend zu lachen an. Der König wurde fuchsteufelwild, stürzte auf die Gestalt zu und stach ihr zwischen die Beine. Der Liebhaber der Königin hatte aber endlich die Situation erfaßt und war nach draußen gesprungen, so daß der König nur noch seine Kehrseite traf, aber das doch recht gründlich.

Inzwischen war der ganze Palast erwacht und in Aufruhr. Sogar die Palastfledermäuse im Obergeschoß hatten sich aufgerichtet und sandten so spitze Ultraschallwellen aus, daß zehn Fensterscheiben zu Bruch gingen. Als der König sich umdrehte, war die Königin allerdings nicht mehr im Zimmer. Sie rannte, nackt wie sie war, durch die Gänge des Palastes und fand sich schließlich, mehr durch Zufall als aus Absicht, im Marstall wieder. Da kam ihr der Gedanke: "Nicht wie weg! Und zwar am besten auf dem tollen superschnellen Pferd." Als sie die Box aber leer vorfand, sank sie wimmernd zur Erde, wo der König sie am andern Morgen entdeckte.

Bei ihr saß – der König hatte gar nicht gewußt, daß sie anwesend war – die Königinmutter und versuchte, sie zu trösten. Die zuverlässigste Zofe der Königin wurde gerufen, um die Königin zu Bett zu bringen und ihr gesüßten Rooibuschtee einzuflößen. Der König wurde nicht zu ihr gelassen, sondern mußte mit seiner Mutter einen langen Spaziergang machen, von dem er sehr ernst und sehr nachdenklich zurückkehrte.

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen. Der König sah ein, daß er sein Doppelleben aufgeben mußte. Er entschied sich, von nun an nur noch im nördlichen Königreich zu herrschen, wo man von der ganzen Aufregung nichts mitbekommen hatte. Die Geschichte ging zwar auch dort durch die Presse, aber niemand wußte, wer die Hauptperson des Skandals bei den Nachbarn gewesen war. Die südliche Königin übernahm zunächst die Regentschaft – man verbreitete, der König sei bei einem Jagdausflug ins Gebirge mitsamt seinem Pferd in eine Schlucht gestürzt, wobei beide, König und Pferd, ums Lebens gekommen seien. Später heira-

tete die Königin einen Bruder des Königs, mit dem sie recht glücklich wurde.

Einige Erzähler verbreiten allerdings eine falsche Version der Geschichte: sie behaupten, die beiden Königinnen seien ihrem Gemahl auf die Schliche gekommen, seien wutentbrannt in Richtung des anderen Königreiches geritten, hätten sich über die Bergschlucht, die die Reiche trennt, unflätig beschimpft und seien schließlich von dem dortigen Berggeist in Gletscher verwandelt worden. Und dann bringen diese falschen Märchenerzähler, wie das heute Mode ist, auch noch die Klimaerwärmung mit ins Spiel und behaupten, die Gletscher seien inzwischen geschmolzen usw. Und wenn man sie läßt und nicht statt dessen die wahre Geschichte erzählt, verbreiten sie diese Lügen heute noch.

Das 27. Märchen:

Die Prinzessin und der Spiegel, oder: Schönheit ist nicht alles

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war so häßlich, daß er alle Spiegel im Palast abräumen ließ. Er fürchtete nämlich, die Prinzessin würde vor sich selbst erschrecken, wenn sie ihr Spiegelbild erblickte, und wäre dann nicht mehr bereit, einen der Prinzen aus den Nachbarkönigreichen zu heiraten. Ob sich allerdings überhaupt einer dieser Prinzen bereit finden würde, die Prinzessin zur Frau zu nehmen, daran dachte der König mit banger Sorge. Zunächst einmal glaubte er aber, er müsse die Prinzessin vor sich selbst beschützen. Abgesehen von ihrer Häßlichkeit war sie nämlich ein sanftes, fröhliches, kluges, aufgewecktes und liebenswertes Geschöpf, das jedermann gern hatte. Und selbst die Boulevardpresse hielt sich zurück und sprach allenfalls von einer "strengen" Physiognomie oder einer "außergewöhnlichen" Gesichtsbildung.

Der König ließ also alle Spiegel abräumen, angefangen von den sechzehn großen Staatsspiegeln im achteckigen Audienzraum über die Spiegel in den Handtaschen der Hofdamen, den Schminkspiegel im Boudoir der Königin bis hin zu seinem eigenen Rasierspiegel, so daß es für die Herren bei Hofe Mode wurde, einen Vollbart zu tragen. Die Leibgarde, in deren goldglänzenden Brustpanzern die Prinzessin sich hätte spiegeln können, wurde aufgelöst und durch eine elektronische Zugangskontrolle ersetzt. Sogar die linke Reihe der Statuen auf der Schloßbrücke wurde abgeräumt, denn sie stellten spiegelbildlich diejenigen der rechten Reihe dar. Es wurde außerdem erwogen, anzuordnen, daß alle Frauen des Königreiches einen Schleier tragen müßten, aber so weit ging der Patriotismus der Untertaninnen dann doch nicht. Als der Hofnarr eine Glatze bekam und die glänzende Kopfhaut sichtbar wurde, nahm er seinen Abschied, denn auch er mochte die Prin-

zessin. Diese war darüber aber sehr traurig, denn der Hofnarr erzählte ihr gerne lustige Geschichten, z.B. über die Vögel im Schloßpark, allerdings niemals über die Elstern.

Unglückseligerweise hatte der König der ganz kleinen Prinzessin – sie sah schon als Baby häßlich aus, aber damals meinte man noch, das sei nur das normale Aussehen kurz nach der Geburt und werde sich im Laufe der Zeit zum Positiven verändern – unglückseligerweise also hatte der Vater ihr den Namen Margarete gegeben. Alle Historiker, die davon erfuhren, waren entsetzt, denn sie dachten natürlich sofort an Margarete Maultasch aus Tirol, die sprichwörtliche "häßliche Herzogin", und auch an die politischen Verwicklungen, deren Zentrum sie war, insbesondere ihre gescheiterte 1. Ehe. Das sei kein gutes Omen für den Prinzen, der sich für sie entscheiden würde.

Da die Presse, wie gesagt, schwieg und auch sonst niemand laut zu sagen wagte, die Prinzessin sei häßlich, stellten sich dennoch zahlreiche Bewerber ein, als die Prinzessin heranwuchs und das heiratsfähige Alter erreichte. Dadurch kam der König in eine schwierige Situation, denn er mußte die Bewerber ja empfangen, und die Prinzessin mußte dabei ja anwesend sein oder wenigstens im Laufe des Empfangs herbeigerufen werden. Er versuchte, durch allerlei Tricks, die Prinzessin nicht deutlich sichtbar werden zu lassen. So ließ er den achteckigen Saal nur ganz schwach beleuchten. Das führte zu einem heftigen Streit mit den ausländischen Pressefotografen, die sich den Gebrauch des Blitzlichtes nicht verbieten lassen wollten. Ein andermal ließ er neben dem Stuhl der Prinzessin einen Käfig mit einem Mops und einer Perserkatze aufstellen, damit eventuelle abfällige Bemerkungen auf diese Tiere bezogen würden. Aber die Heiratskandidaten spürten, daß etwas nicht in Ordnung war, und zogen ihre Bewerbungen zurück. Dabei hörte die Prinzessin abgebrochene Sätze wie: "Sie ist klug, sie ist freundlich, sie weiß sich ausgezeichnet zu benehmen, sie hat eine herrliche Stimme, aber ..." Und das machte sie sehr traurig und dadurch noch häßlicher, wenn das möglich gewesen wäre.

Der aussichtsreichste Kandidat war ein japanischer Prinz. Ihn störte es gar nicht, daß ihm die Prinzessin nur hinter einem Vorhang sitzend präsentiert wurde, denn das war auch in seiner Heimat so üblich. Die Prinzessin, die eigens Japanisch gelernt hatte und sich tagelang mit ihm unterhielt und dabei zeigen konnte, wie intelligent und anpassungsfähig sie war, begann sich schon ein wenig in ihn zu verlieben. Allerdings gelang es ihr nicht, zu lernen, wie man mit Stäbchen

ißt, und so kam es, daß ihr eines Tages ein Reiskügelchen herunterfiel. Der japanische Prinz, der galant sein wollte, hob es ihr auf, und als er es ihr zurückgab, fiel unglücklicherweise doch sein Blick auf ihr Gesicht.

Währenddessen langweilten sich die Spiegel in der Abstellkammer schrecklich. Zunächst langweilten sie sich nur, dann brach ein heftiger Streit aus. Einer der Taschenspiegel der Hofdamen behauptete nämlich, die Prinzessin sei eigentlich gar nicht so häßlich, die großen Staatsspiegel hätten sie nur falsch reflektiert. Daraufhin gerieten diese in ungeheure Erregung und begannen die anderen Spiegel wütend anzufunkeln. Die Spannung stieg schließlich so stark, daß sie einen Kurzschluß im ganzen Palast hervorrief. Und am nächsten Tag gingen die Spiegel mit Knüppeln auf einander los, so daß sie mit lautem Geklirre in Stücke gingen. Seitdem standen nur noch die hohlen Rahmen in der Dachkammer herum, und auf dem Fußboden lagen knöchelhoch die Splitter. Das war nun sehr bedauerlich, denn dadurch ist dem Märchenerzähler die Möglichkeit genommen, mit Hilfe ebendieser Spiegel eine Lösung herbei zu führen, etwa in der Weise, daß einer der Spiegel aus der Bibliothek in einem Buch, das zufällig auf dem Tisch liegen blieb – ein König muß ja nicht ordentlich sein und nicht selbst aufräumen –, die Geschichte von der schönen Prinzessin im östlichen Königreich gelesen habe und wie dort das Problem gelöst wurde usw. usw. Aber das kommt davon, wenn man sich nicht rechtzeitig überlegt, wie die Geschichte weitergehen soll.

Verfolgen wir also eine andere Spur. Das Königspaar hatte außer der Tochter noch zwei Söhne. Der eine Prinz war zwei Jahre älter, der andere zwei Jahre jünger als Prinzessin Margarate. Der ältere, der groteskerweise den Namen Dudley* erhalten hatte, war ziemlich faul und interessierte sich hauptsächlich fürs Essen. Er pflegte zu sagen – aber nur wenn weder sein Vater noch seine Schwester zugegen waren –, selbst wenn er fett wie ein Mastkalb würde, sähe er immer noch besser aus als jene. Das war ziemlich gemein von ihm, und als der König diesen Satz doch einmal hörte, gab es einen riesigen Krach zwischen Vater und Sohn. Der König drohte: "Ich werde dich enterben." Aber Prinz Dudley antwortete: "Dann müßte ja das Margaretchen Kronprinzessin werden! Die kannst du doch nicht vorzeigen, und Hippo hast du ja vertrieben." Da schwieg der König seufzend, denn das entsprach der Wahrheit: mit dem zweiten Prinzen namens Hippokrates hatte es ein Zerwürfnis gegeben, so daß er nach seiner Pagenzeit am

Hof des südwestlichen Nachbarkönigreiches nicht mehr nach Hause gekommen war. Prinz Dudley schob sich also einen Negerkuß in den Mund und rollte aus dem Zimmer.

Warum sich der König und Prinz Hippokrates verfeindet hatten, das gehört in ein anderes Märchen, aber so viel sei gesagt, daß Hippokrates ein intelligenter und geschickter junger Mann geworden war, der seinen prinzlichen Rang nicht benötigte, um im Leben zurecht zu kommen. Er besuchte vielmehr in der Republik auf der Insel vor der Südküste des großen Ozeans die Universität und studierte dort Medizin. Die Königin schickte ihm heimlich Geld – oder besser gesagt, nicht ganz so heimlich, denn der König wußte davon, aber von ihm hätte der Prinz nichts angenommen. So konnte Prinz Hippokrates ohne finanzielle Sorgen sein Studium absolvieren und sogar die Studiengebühren bezahlen, ohne nebenbei arbeiten zu müssen. Als ihm die Urkunde über die bestandene Prüfung überreicht wurde, sagte der Dekan zu ihm: "Ich halte nichts von Voraussagen, aber bei Ihnen gilt wirklich: 'Nomen est omen.' Sie werden ein hervorragender Arzt werden." Das Spezialgebiet des Prinzen war aber die plastische Chirurgie.

Inzwischen war es zuhause zu einem Skandal gekommen. Wir wissen bereits, daß die Presse Zurückhaltung übte, wenn es um das Aussehen der Prinzessin ging, daß aber Prinz Dudley sich weniger vorsichtig auszudrücken pflegte. Und da konnte die Presseagentur "Sinnierer-Medien"* nicht widerstehen, zuzugreifen, als Prinz Dudley einmal betrunken durch die Gassen der Altstadt lief: der Chef der Agentur lud den Prinzen zu einem Interview ein, was dieser auf der Stelle annahm. In dem Gespräch, aus dem fast 90% Gelalle und Gerülpse herausgeschnitten werden mußten, zog er höchst unzart über seinen Vater und seine Schwester her, und die Zeitung KRONENBILD druckte die deftigsten Passagen in der nächsten Ausgabe ab. Auf diese Weise erfuhr die gesamte Bevölkerung haarklein, warum die Prinzessin nicht in der Öffentlichkeit auftrat und warum sie noch nicht verheiratet war.

Die Reaktion war zwiespältig. Die meisten fanden die Veröffentlichung geschmacklos, und die Schrifttumskammer rügte sie. Aber einige, darunter das oberste Gericht des Königreiches, sagten, dies sei ein Triumph der Meinungs- und Pressefreiheit. Ein Parteivorsitzender namens Vigilius* Whisky verlangte sogar die Abschaffung der Monarchie. Eine zweite Folge war, daß der Hof mit Ratschlägen geradezu überschüttet wurde, wie man der Prinzessin helfen könne. Viele boten

auch ihre ganz persönliche Hilfe an. Der König, der ganz verzweifelt war, empfing sie alle, aber kein Angebot war so, daß er es anzunehmen wagte, zumal die Prinzessin selbst von der ganzen Aufregung sorgfältig abgeschirmt werden konnte.

So fiel es nicht auf, daß unter den vielen Besuchern, die kamen, um ihren Rat aufzudrängen, auch ein junger Arzt aus der Republik auf der Insel vor der Südküste des großen Ozeans war. Als er aber aus dem Audienzzimmer kam, bog er heimlich in einen Nebengang ab, zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete eine Tapetentür und gelangte ins Gemach der Königin. Die war zuerst erschrocken und wollte schon den Alarm auslösen – aber da kamen ihr die Gesichtszüge des jungen Mannes bekannt vor.

Als Zuhörer der Geschichte wissen wir natürlich bereits, wer der junge Arzt war – der Zuschauer im Theater ist ja auch immer klüger als die Personen, die auf der Szene stehen –, und so wundert es uns nicht, daß er auch zur Prinzessin vorgelassen wurde und mit ihr ein langes Gespräch führte. Dabei stellte sich heraus, daß die Prinzessin gar nicht so unwissend war, sowohl über ihr "Problem" als auch über Aktionen rings um sie her. Und sie konnte ihrem Bruder auch etwas sagen, was ihr Vater und seine gutmeinenden Ratgeber schlicht übersehen hatten: "Muß eine Prinzessin", fragte sie, "denn strahlend schön sein, schöner als alle anderen, schön wie im Märchen, unendlich schön, einzigartig schön?" Der Bruder stimmte ihr zu: "Auf der Suche nach der vollkommenen Lösung hat unser Vater übersehen, daß auch mit einer kleineren Veränderung viel zu erreichen ist." Und er schilderte ihr, was möglich sei, und die Prinzessin war zufrieden und stimmte zu.

Auf diese Weise nahm die Geschichte ein gutes Ende, und ich kann auch noch den Rest des Märchens erzählen. Der Bruder operierte seine Schwester, und noch ein zweites Mal und ein drittes Mal. Eine Schönheit war sie auch danach nicht, aber die Zeitungen hatten keinen Grund mehr, von einer "strengen" Physiognomie oder einer "außergewöhnlichen" Gesichtsbildung zu sprechen. Viele Bewohnerinnen und Bewohner des Königreichs waren der Prinzessin dankbar für ihre Entscheidung, insbesondere dafür, daß sie es mit der dritten Operation bewenden ließ; die Illustrierte "The Perfect Body" verlor allerdings die Hälfte ihrer Abonnentinnen und mußte ihr Erscheinen einstellen. Kronprinz Dudley war weniger begeistert, aber das spielte keine Rolle mehr, denn eines Tages wurde er nach einer Saufftour im Hinterhof

einer berüchtigten Hafenkneipe tot aufgefunden. So wurde Prinzessin Margarete Kronprinzessin, später sogar Königin – eine sehr beliebte Königin! –, und wenn sie nicht abgedankt hat, regiert sie heute noch.

Das 28. Märchen:

Der König und die beiden Feen,

oder:

Männlicher Charme zwischen den Fronten

Es war einmal ein König, der wollte sein Reich besonders sicher gegen mögliches Unglück schützen. Deshalb beantragte er die Entsendung von zwei guten Feen. Normalerweise wäre dieser Antrag chancenlos gewesen, denn, wie wir wissen, hat jedes Reich nur eine gute – und leider auch eine böse – Fee. Aber die junge Fee, die damals im Sekretariat des Feenkongresses Dienst tat, war unerfahren, und außerdem hatte sie Liebeskummer. Deshalb unterschrieb sie den Antrag, ohne ihn wirklich zu lesen, und so bekam das Königreich tatsächlich zwei gute Feen.

Die beiden Feen hießen Kriemhild und Brünhilde. Das war ein böses Omen, wie jeder weiß, der das Nibelungenlied gelesen oder, falls ihm/ihr das zu anspruchsvoll war, wenigstens Wagner gehört hat. An sich verstanden sich die beiden Feen recht gut, denn sie hatten die dieselbe Klasse in der Feenakademie besucht und fast dieselben – zugegeben nicht gerade glänzenden – Noten erzielt. Aber unglücklicherweise hatten sie denselben Menschentag für sich gewählt. (Ihr erinnert euch: jede Fee kann einen Wochentag auswählen, an dem sie in menschlicher Gestalt erscheinen kann, indem sie die Gestalt einer bestimmten Person annimmt, die während dessen einen ganzen Tag lang schläft und dabei wunderbare Träume – bzw. bei einer bösen Fee grauenvolle Alpträume – hat.) Beide Feen hatten sich also den Montag ausgesucht, wobei sich Kriemhild in eine der jüngeren Prinzessinnen namens Jasmina, Brünhilde aber, die sich zu spät entschlossen hatte, in eine Küchenmagd verwandelte. Die beiden Feen hätten übrigens

tauschen können, und Brünhilde schlug vor, das im wöchentlichen Turnus zu tun, aber Kriemhild lehnte ab, was ihr Brünhilde übel nahm.

Auf der anderen Seite hatte Brünhilde als Küchenmagd aber viel leichteren Zugang zur Kaffeemaschine. Bekanntlich sind alle Haushaltsgeräte neugierig, aber niemand spitzt so sehr die Ohren wie eine Kaffeemaschine. Leider sind sie auch ziemlich launisch und leicht beleidigt. Dann kochen sie vor Wut und schäumen vor Empörung. Die dummen Menschen glauben, das geschieht, weil sie einen Espresso oder einen Capuccino zubereiten wollen; in Wirklichkeit ist es aber die Maschine, die auf ihre Umgebung reagiert und ihr Mißfallen kundtut. Glücklicherweise gelang es nun Brünhilde, ein positives Verhältnis zur Hofkaffeemaschine aufzubauen, indem sie gar nicht erst den Versuch unternahm, ihre wahre Identität als Fee vor ihr, die übrigens Mokka hieß, zu verschleiern. So kam es, daß sie über alles, was im Palast geschah, gut informiert war, während Kriemhild sich nur fade Komplimente anhören mußte.

Aber "Nomen est omen", wie der Lateiner sagt, und so gerieten die beiden guten Feen sehr bald in Streit. Zunächst brüsteten sie sich nur voreinander mit den guten Taten, mit denen sie das Königreich beglückt hatten – oder besser gesagt: beglückt zu haben vermeinten. Dann machten sie sich gegenseitig Konkurrenz dabei. Da kam es vor, daß Kriemhild gutes Wetter zauberte, als die Königin ausreiten wollte, und zugleich Brünhilde es zu regnen anfangen ließ, weil die jüngere Prinzessin diese öden Jagdausflüge haßte. Oder daß Brünhilde alle Uhren im Palast für zehn Minuten anhielt, als sich der fesche junge Botschafter aus dem westlichen Nachbarreich bei der Antrittsaudienz verspätete; das führte dazu, daß Kriemhild als Prinzessin Jasmina zu spät zum Bahnhof kam und der Sonderzug zum Erdbeererntefest ohne sie abgefahren war. Daraufhin erhielt die echte Prinzessin Jasmina einen strengen Verweis vom Minister für die königliche Beliebtheit und wurde ganz traurig über diese ungerechte Behandlung, denn sie hatte geträumt, daß ihr auf diesem Fest alle zugejubelt hätten. Darüber beklagte sie sich im Frühstückszimmer, während ihr der Kaffeepage zum Trost einen besonders starken Mokka bereitete. Die Kaffeemaschine prustete vor Lachen über den Streich, den ihre bevorzugte Fee der anderen gespielt hatte.

So harmlos blieb das Verhältnis der beiden Feen aber auf die Dauer nicht. Sie entsannen sich ihres Unterrichts auf der Feenakademie: dort waren ihnen nämlich nicht nur die nützlichen Zaubersprüche

beigebracht worden, sondern die Lehrerin hatte sie auch in den Schandenzauber eingeführt: diesen muß eine gute Fee ja kennen, um ihm vorbeugen und ihn unwirksam machen zu können. Es war seit Anbeginn der Feengeschichte noch nie vorgekommen, daß eine gute Fee dieses Wissen mißbraucht hatte. Aber was tun zwei Frauen nicht, wenn sie um die Gunst eines jungen Prinzen konkurrieren?

Das kam nämlich noch hinzu, daß sich beide in den jüngsten Prinzen namens Adelbert verliebt hatten! Er war gerade erst Leutnant en suite* des Garderegiments geworden, also noch sehr jung, und wirkte – aber das schrieben nur die Satireblätter der benachbarten Republiken – unter dem viel zu großen Helm mit dreifachem Federbusch wie ein aus dem Nest gefallenes Küken. Kriemhild als Prinzessin Jasmina steckte ihm auf Seidenpapier hingehauchte Liebesgedichte zu, und Brünhilde als Küchenmagd nutzte ihre Verbindungen zu den Zimmermädchen, um jeden Montag ein herzförmiges Betthupferl auf seinem Kopfkissen zu plazieren. Der Prinz verdrückte die Schokolade und wischte sich anschließend mit dem Gedichtblatt den Mund ab, ohne den Text auch nur zu lesen, denn das Lesen war nicht seine Stärke.

Als diese Nachricht über den Papierkorb im Prinzenzimmer, den Mülleimer im Wirtschaftsgebäude, in den auch der Kaffeesatz ausgeleert wurde und den Filtereinsatz der Kaffeemaschine zu dieser selbst gelangte, hatte diese nichts eiligeres zu tun, als es Brünhilde brühwarm – im wahrsten Sinne dieses Wortes brühwarm – zu erzählen. Daraufhin fand Kriemhild am nächsten Morgen, also dem Dienstag, an dem alle Feen ihre Wochenberichte schreiben müssen, in ihrer Schreibmappe einen Zettel vor: "1 zu 0 für dich, aber noch ist nicht aller Tage Abend!"

Kriemhild, die von diesem Informationskanal ausgeschlossen war, wußte gar nicht, was damit gemeint war und stellte Brünhilde zur Rede, als beide gerade das Wohnzimmer betreten wollten. So kam es nicht nur zu einem Streit darüber, wer von beiden als erste durch die Türe gehen durfte, sondern auch über Prinz Adelbert und die Frage, wer ihn aufmerksamer und geschickter vor den Fallstricken der bösen Fee bewahren könne. Der Streit wurde schließlich so heftig, daß beide Feen Fieber bekamen und eine volle Woche lang, bis zum nächsten Dienstag einschließlic, das Bett hüten mußten. Als daher an diesem Dienstag morgen Prinzessin Jasmina der Küchenmagd begegnete, die sehr müde aussah, sagte sie huldvoll zu ihr: "Hast du auch so schlecht geschlafen?" – "O ja, kö' Hoheit", antwortete diese, "dabei habe ich

sonst gerade in dieser Nacht immer so süße Träume." – "Ich träume dann immer von zwei Feen. Die eine sieht ganz passabel aus, die andere ist wunderschön."

Eigentlich hätte es im Feensekretariat auffallen müssen, daß zwei Wochen hintereinander keine Berichte der beiden Feen einlangten. Aber die neue Sekretärin – die vorige hatte man nach ihrem Fauxpas in das Büro für die Regulierung des großen Wasserfalls versetzt – die neue Sekretärin also war unsterblich in eine magische Pfingstrose verliebt und vernachlässigte daher ihre Aufgaben noch mehr als ihre Vorgängerin. (Das ist übrigens schon die vierte verliebte Fee in diesem Märchen; ich bin gespannt, wie das weitergeht.)

Als die beiden Feen wieder genesen waren, begannen sie ernstlich mit dem Versuch, einander bzw. ihren menschlichen Projektionen zu schaden. So kam es, daß die Küchenmagd immer wieder stolperte und Schüsseln und Töpfe fallen ließ und dafür immer strenger gescholten wurde. Dadurch wurde sie so nervös und zittrig, daß ihr am fünften Tag sogar die große Suppenterrine aus den Händen glitt und zerbrach und sich die Suppe auf dem Fußboden der Küche ausbreitete. Dabei zeigt sich, daß der Köchin aus Versehen ihr Gebiß in die Schüssel gefallen war. Das hätte an der Hoftafel ein Hallo gegeben, wenn der König es in seinem Teller gefunden hätte! So war die Köchin der Küchenmagd sogar dankbar für ihr Mißgeschick und sah davon ab, sie zu bestrafen.

Prinzessin Jasmina geriet derweil immer häufiger mit dem Minister für die königliche Beliebtheit aneinander, weil sie ständig zu spät kam, das falsche Kleidungsstück trug oder während der Rede eines Botschafters gähnte – was der Botschafter allerdings mit einem verschwörerischen Lächeln quittierte. Als sie einmal sogar während der öffentlichen Ordensverleihung einen Pups ließ, kam es zu einem so heftigen Disput mit dem Minister, daß dieser die Fassung verlor und die Prinzessin als (Zitat) "fuzenden Nichtsnutz" beschimpfte. Das ging dann doch zu weit, der Minister mußte seinen Abschied nehmen. Als man dann aber sein Büro ausräumte, stieß man auf einen verschlossenen Aktenkoffer, den der Minister offensichtlich in der Eile seines Aufbruchs – er war sofort nach seinem Rücktritt außer Landes gegangen – dort vergessen hatte. Die Geheimpolizei öffnete den Koffer, und siehe da! er enthielt unwiderlegbare Beweise dafür, daß der Minister für den Nachbarstaat spioniert und dafür hohe Schmiergel-

der erhalten hatte. Somit erwies das Mißgeschick der Prinzessin im nachhinein als staatserhaltend.

Wer sich in der Feenwelt auskennt, weiß, daß es gar nicht anders kommen konnte: gute Feen sind durch ihre Berufung und ihre Ausbildung gar nicht in der Lage, Böses zu tun; und selbst wenn sie es versuchen, geht es letztlich zum Guten aus. Kleine Mißgeschicke sind möglich, auch Pflichtvernachlässigung, besonders wenn die Feen keine Leuchttürme der Intelligenz sind, wie das meistens der Fall ist – dieser Zusatz wird allmählich auch langweilig –, aber wirklich Böses können sie nicht einmal dann anrichten, wenn sie es ernsthaft versuchen. Es kann natürlich sein, daß ihre Mühen umsonst sind, wenn die Menschen nicht mitarbeiten.

Eine Frage brennt uns schon seit längerem auf den Nägeln: warum nutzte die böse Fee des Königreiches den Kleinkrieg der beiden guten Feen nicht zu ihrem Vorteil aus? Nun ja: sie war anderweitig beschäftigt, denn sie war – verliebt, und zwar (wie nicht anders zu erwarten, wenigstens nicht bei diesem Märchenerzähler) ebenfalls in den Prinzen Adelbert. Die böse Fee stand vor einem noch schwierigeren Problem: aufgrund ihrer Berufung und ihrer Ausbildung konnte sie den Menschen nur Schaden zufügen, und genau das wollte sie doch nicht. Normalerweise hätte sie darauf vertraut, daß ihre gute Gegenspielerin alles zum Positiven gewendet hätte, aber was wollte sie mit zwei solchen Pisaweibchen* wie in unserem Fall anfangen? So dachte sie sich: wenn ich ihn ein bißchen ärgere und ihm dann klar werden lasse, wieviel böser ich eigentlich hätte sein können, dann wird er zumindest auf mich aufmerksam werden.

Sie hatte auch kleine sadistische Züge bei ihrem Schwarm entdeckt: so ließ er schon als kleines Kind den Wachtposten am Tor gerne Spinnen in den Hals fallen, während diese strammstehen mußten und sich nicht wehren konnten. Oder er blendete sie mit einem Spiegel, so daß sie beim Marschieren aus dem Tritt kamen und später nachexerzieren mußten. Vielleicht, so träumte die böse Fee, würden sie und der Prinz sich auf die Dauer gut vertragen und gemeinsam anderen Leuten Streiche spielen. Und vielleicht würde ihr ja sogar der ganz große Wurf gelingen und er würde sich so sehr in sie verknallen, daß sie es schaffte, die Grenze zwischen Feen- und Menschenreich zu überschreiten und eine große Zauberin zu werden. Dann hätte sie die Möglichkeit, ihre Kenntnisse nach Belieben zum Guten oder zum Schlechten einzusetzen. Jede böse Fee sehnt sich ja insgeheim da-

nach, eine gute Fee zu sein, und daß ihr das nicht gelingt, macht sie gewöhnlich noch viel böser.

So wurde unser Prinz also von drei Feen gleichzeitig angehimmelt und nach Feenart umsorgt. Freilich ist mein Märchen dadurch in eine Sackgasse geraten, und ich weiß nicht, wie ich es beenden soll. Sollen sich die beiden guten Feen auf ihre Aufgabe besinnen, ihren Streit begraben und gemeinsam der bösen Fee Paroli bieten? Das wäre doch ziemlich langweilig. Oder soll sich eine der beiden guten Feen mit der bösen Fee zusammentun, um die andere gute Fee auszutricksen? Das wäre zu politisch. Oder lasse ich die drei Feen allesamt vom Feenkongreß wegen Pflichtverletzung abberufen werden? Das wäre zu diplomatisch und auch zu unwahrscheinlich. Oder soll ich den Prinzen sterben lassen? Das wäre zu traurig, und es würde außerdem den guten Feen ein zu schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn sie nicht einmal ihren geliebten Prinzen retten können.

Was soll ich also tun? Ein grotesker Schluß wäre natürlich am leichtesten, etwa daß alle drei Feen zusammen durch den Kamin in das Schlafzimmer des Prinzen fahren wollen, dort stecken bleiben, und wenn sie niemand befreit hat, dann stecken sie dort noch heute – aber das gefällt mir auch nicht. Ich höre euch einwenden: das Märchen muß nicht dem Erzähler gefallen, sondern den Zuhörern, aber ich teile diese Meinung nicht.

Im Fernsehen käme an dieser Stelle eine Werbeunterbrechung, und warum nicht auch im Märchen?

Also: die Farben werden knalliger, der Ton wird lauter, das Laufband mit den Nachrichten verschwindet. Statt dessen erscheint eine naiv blickende junge Fee, die mit großen Augen ihren Zauberstab anschaut – sie ähnelt Brünhilde –, und eine Stimme aus dem Off fragt suggestiv: "Ist Ihr Zauberstab auch zu teuer?" An dieser Stelle kann ich nicht anders und wechsele das Programm. Eine schwammähnliche Gestalt, die entfernt an einen Pegasus erinnert, schwebt über den Bildschirm; auf ihrem Rücken trägt sie eine naiv blickende junge Fee, die mit großen Augen ihren Zauberstab anschaut – sie ähnelt Kriemhild – – –

Es reicht, wir müssen zu etwas Solidem zurückkehren, zum Beispiel zu unserem Märchen. Unseren beiden Feen ist nämlich eingefallen, daß sie ja noch gar nicht ordentlich als Staatsfee bestellt sind, sondern nur ein Praktikum machen. Da die ordnungsgemäße Fee, die sie vertreten sollten, aus dem Urlaub zurückgekehrt ist, übergeben

sie ihr die Geschäfte, kehren an die Feenakademie zurück, und Kriemhild verfaßt ihren Praktikumsbericht: "Das Praktikum hat mir sehr viel Spaß gemacht. Alle waren sehr nett zu mir; mit typischen Praktikantinnenarbeiten wie Kaffeekochen und Kopieren wurde ich nicht betraut. Eine eigentliche Einweisung in meine Tätigkeit ist nicht erfolgt, aber das war auch sehr gut, denn so konnte ich meiner Kreativität freien Lauf lassen. Die Hierarchien waren sehr flach, alle redeten sich mit Du und dem Vornamen an. Für meine weitere Tätigkeit habe ich vor allem gelernt, selbstbewußt aufzutreten. Ich konnte außerdem wichtige Verbindungen für meine künftige Tätigkeit knüpfen. – P.S.: da ich übermorgen meine Prüfungsarbeit anmelden will, müßte das Praktikum bis allerspätestens morgen anerkannt sein."

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen. Irgendwie fiel der regulären Fee dieser Bericht in die Hände, und da sie zwar eine gute Fee war, aber doch sehr grantig und humorlos, hatte sie nichts Besseres zu tun, als sich mit der Kaffeemaschine im Frühstückszimmer des Schlosses darüber zu unterhalten. Besonders die Stelle "ich mußte keinen Kaffee kochen" empörte die Kaffeemaschine aufs Äußerste, denn die Fee hatte sehr wohl an ihr herumhantiert, um für sich selbst Espresso zu kochen, und war dabei sehr grob mit der altgedienten Maschine umgegangen. Wirklich beleidigt war der hünenhafte Apparat darüber, daß Kriemhild ausgerufen hatte: "In dieses Museumsstück muß man ja das Pulver von Hand einfüllen!" Sie kannte nämlich nur Maschinen mit Pads. Während die gute Fee noch mit ihrem Doppelkinn wackelte und der Kaffeemaschine beipflichtete: "Das ist ja unerhört!", kam heimlich die böse Fee des Königreichs hinzu, nutzte die Gelegenheit, daß ihre Kollegin völlig abgelenkt war, und sperrte sie mit einem kurzen Zauberspruch in die Kaffeemühle ein, die neben der Kaffeemaschine stand. Den Zauberstab der guten Fee nahm sie an sich, denn er war im Unterhalt viel billiger als ihr eigener. Und wenn seitdem die Tarife nicht erhöht worden sind, zaubert sie mit ihm noch heute.

Das 29. Märchen:

Der melancholische Schloßgeist, oder:

Gespenster sind schließlich auch nur Menschen

Es war einmal ein Schloßgeist, der tat schon über fünfhundert Jahre lang seinen Dienst und war darüber müde und auch ein wenig melancholisch geworden. Da traf es sich gut, daß er das turnusmäßige Spukfreijahrzehnt erhielt. Er überlegte, ob er nicht eine Reise machen solle, und weil es gerade Vollmond war, bat er seinen Freund, den Minivampir, ihm aus dem Reisebüro Prospekte zu besorgen. Er hatte im wöchentlichen Anzeigenblatt gelesen – auf der Seite, wo auch die Horoskope stehen und diese unsäglichen Artikel über Esoterik, Engel usw. – dort also hatte er gelesen, es gebe im nördlichen Nachbarreich, demjenigen, das auf der Insel vor der Küste liegt und den Katzengeheimdienst besitzt, – daß es also dort einen Geistheiler gebe, einen Mann mittlerer Alters mit einer fortschreitenden Stirnglatze und einem langen, etwas unordentlichen Vollbart. Er überlegte, ob er ihn aufsuchen und wegen seiner Melancholie konsultieren solle.

Der Schloßgeist war auch deshalb melancholisch geworden, weil ihn niemand mehr so recht ernst nahm, wenn er spukte. "Stell dir vor," sagte er zu seinem Freund, dem Minivampir, der auf einer künstlichen Blutorange kauerte, "da habe ich gerade meine schauerlichste Vorstellung im Zimmer der jungen Prinzessin angefangen, aber die schläft seelenruhig ein. Statt dessen kommt die Königin ins Zimmer gerauscht, sieht mich, sieht ihre Tochter an, die Tochter wacht auf, und die Alte giftet: 'Du sollst doch nicht diese Horrorfilme im Bett ansehen. Dann bist du morgen wieder ganz zappelig.' Dann macht sie das Licht an, und ich muß verblassen. Huh, du weißt doch, daß ich helles Licht nicht mehr vertragen kann, seit ich vor fünfzig Jahren den Kurzschluß im Keller verursacht habe." – "Ja, ja", erwiderte der

Vampir, "die moderne Technik hat ihre Tücken. Neulich komme ich ins Schulzimmer der Prinzen und sehe, wie in einem kleinen Metallkasten das Blut in Strömen fließt. Ich stürze mich sofort darauf, mir läuft schon das Wasser im Munde zusammen, aber nichts da: ich schlage mir den Kopf an einer Glasscheibe an. Dann ist das Blut plötzlich weg, und ich lese eine Schrift: 'Sie sahen das medizinische Schulfernsehen. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.' Vor dem Kasten saß der Prinz und starrte auf ein kleines Gerät in der Hand, in dem lauter Dreiecke auf und nieder hüpfen. Ich hätte ihn um ein Haar gebissen, um wenigstens eine kleine Mahlzeit zu erwischen, aber erstens dürfen wir das bei den Prinzen und Prinzessinnen ja nicht, und außerdem wird mir von dem blauen Blut sowieso schlecht. Wenn du dann fährst, schau doch nach, ob es dort einen Vampirzahnarzt gibt; ich habe mir nämlich auch die Spitze meines rechten Fangzahns abgebrochen."

Der Schloßgeist band sich also ein schwarzes Tuch vor die Augen, um von den Straßenlaternen nicht geblendet zu werden – diese neu-modische Erfindung hatte er vor fünfzig Jahren bei einem kleinen Ausflug schon entdeckt – und flatterte davon. Der Minivampir leistete ihm noch eine Meile weit Gesellschaft, dann aber wurde er von einer Mülltonne, in der blutige Spritzen lagen, wie magisch angezogen und ließ seinen Freund, den Schloßgeist, alleine weiterfliegen. (Es ist übrigens normalerweise nicht so, daß Schloßgeister und Vampire Freunde sind, im Gegenteil: früher haben die Geister die Menschen oft vom Schlafen abgehalten, so daß die Vampire nicht unbemerkt zubeißen konnten. Aber die beiden kannten sich schon so lange, daß sie sich gut verstanden. Und mit irgend jemandem muß ein alter Schloßgeist halt reden. Nicht immer wird das Schloß ja von einer amerikanischen Familie mit einer vorlauten Tochter gekauft.)

Der Schloßgeist flog also durch die Abenddämmerung nach Norden, bis er zum Hafen kam. Er suchte sich ein Motorschiff aus, um auf die Insel überzusetzen, denn er wurde schon etwas müde, und wollte nicht die ganze Strecke fliegen. Ein Motorschiff wählte er, weil man bei den Segelschiffen ja nie weiß, ob nicht in der Takelage ein Klauterbaum sitzt und sein Territorium mit Klauen und Zähnen verteidigt. Der Schloßgeist auf Reisen suchte sich zwischen den Koffern der heimkehrenden Urlauber ein gemütliches Plätzchen und döste ein. Dann träumte er – aber das kann ich euch nicht berichten, weil ein Geist niemals weitererzählt, wovon er geträumt hat, nicht einmal einem Märchenerzähler. Es kommt zwar gelegentlich vor, daß die weib-

lichen Nachwuchsgeister sich verplappern, aber das ist dann meistens ziemlich langweilig.

Das Schiff fuhr also ab, und die Maschinen stampften den Geist in einen tiefen, erholsamen Schlaf. Eine Stunde vor Sonnenaufgang hörte er aber ein leises Fiepen aus dem Nachbarkoffer. Dem Aufkleber nach gehörte der Koffer zu einem Urlauberpaar, das im südlichen Sumpfgelände – dort könnte er eigentlich auch einen Besuch machen, schoß dem Schloßgeist durch den Kopf, die Moorleichen erzählten immer so lustige Geschichten – er kann sich nur schwer auf einen Gedanken konzentrieren, unser alter Geist – hörte er also aus dem Nachbarkoffer ein leises Fiepen, das nicht sehr glücklich klang. Der Geist, der ein freundlicher älterer Herr war, fragte höflich: "Gib's Probleme?" – "O ja, ich bin fast am Ersticken, und ich habe seit gestern früh kein Wasser mehr gehabt." – "Dann komm doch heraus, es hat geregnet, und auf Deck sind überall Pfützen." – "Ja wie denn? Ich bin doch eingesperrt." – "Dann mach doch das Schloß auf." – "Das geht nicht. Der Mann hat es abgesperrt." Und dieser letzte Satz klang schon ziemlich verzweifelt und auch etwas atemlos.

Da wurde dem Schloßgeist klar, daß er nicht mit einem anderen Geist sprach, wie er zuerst gedacht hatte, sondern mit einem Wesen aus der wirklichen Welt. Er schlüpfte also ein Stückchen in den Koffer hinein – das sah grotesk aus: der Geist mit dem Kopf im Koffer und mit dem Hinterteil an der freien Luft, erzählten später die Isobaren des gerade abziehenden Tiefdruckgebietes, aus dem es auch geregnet hatte – und fand in dem Koffer eine Sumpfschildkröte, die ihm erzählte, daß der Mann sie gefangen und in den Koffer gesperrt hatte. "Wenn du mich nicht rettetest, muß ich ersticken. Der Papagei im anderen Koffer ist schon ohnmächtig geworden." – "Ich könnte den Kapitän auf der Brücke erschrecken, so daß er daß Schiff zum Kentern bringt und die Koffer über Bord gehen." – "Bist du verrückt, dann ersticken wir erst recht, wir sind doch im Koffer gefangen!" – "Da will man helfen und wird angeschrieen", dachte da der Schloßgeist, aber dann wurde ihm klar, daß die Schildkröte doch schon sehr verzweifelt war und vielleicht nicht mehr so ganz auf ihre Wortwahl achten konnte. Und dann fiel ihm ein, was er tun konnte.

Nach zehn Minuten kam das Schiff an Land. Die Passagiere gingen von Bord, die Zöllner, die von der Nachtschicht müde waren, winkten alle ohne Kontrolle durch. Oder fast alle, denn die beiden Pudel der älteren Dame mit dem wasserstoffblonden Haar – es sah gräßlich aus,

weil die jugendliche Frisur nicht zu dem faltigen Hals paßte –, die beiden Pudel also rissen sich los und sprangen laut jaulend und bellend um zwei Koffer herum, so daß die Zöllner schließlich aufmerksam wurden und sich diese beiden Koffer öffnen ließen. Sie fanden darin eine matt hechelnde Schildkröte und einen kaum noch atmenden Papagei und eine ganze Tüte voll Fotos des Mannes, dem der Koffer gehörte, der aber erstaunlicherweise schon längst durch die Sperre gegangen war, ohne an sein Gepäck zu denken ...

Nach diesem Abenteuer fühlte sich der Schloßgeist schon weitaus weniger melancholisch. Er folgte seinen beiden neuen Freunden ins Tierheim, aber seine Anwesenheit dort machten die vielen Hunde, Katzen, Meerschweinchen, Kaninchen, Degus usw. – alle geimpft, kastriert und gechipt – doch zu nervös; deshalb zog er sich in die benachbarte Villa zurück, wo er ein bißchen herumspukete, so daß der Besitzer sein Beschwerdetagebuch, in dem er registrierte, wann ein Hund aus dem Tierheim nach 22 Uhr gebellt hatte, aus Versehen statt der Tiefkühlpizza in die Mikrowelle schob, so daß es anschließend nicht mehr zu lesen war. Er freundete sich auch ein wenig mit der Festplatte im Computer des Mannes an, auch wenn deren Drehgeschwindigkeit ihn schwindlig machte, und sie versprach ihm, jedesmal die Textverarbeitung abstürzen zu lassen, wenn der Mann einen Beschwerdebrief gegen das Tierheim beginnen würde. Es war ohnehin ein etwas sentimentaler Computer, der viel lieber zarte Liebesbriefe auf sich hätte schreiben lassen, aber das tat der Mann schon lange nicht mehr.

So ging das mehrere Wochen. Der Geist fühlte sich sehr wohl, wurde aber etwas träge und setzte auch schon ein wenig Fett an. Da geschah etwas Neues, das ihm der Hahn des Tierheims laut krähend mitteilte, wie das vereinbart war. Die Schildkröte, der Papagei – die beiden hießen übrigens jetzt Servata und Imitator, die Tierheimleiterin war eine gebildete Frau – und mehrere Hunde und Katzen, ferner zwei Degus und ein Halsbandsittich wurden in ein Auto verladen, auf dem in grüner Kursivschrift stand "Insel-TV". Auch die Tierheimleiterin stieg ein; sie wirkte etwas aufgeregt, aber nicht unglücklich. "Da muß ich sehen, was passiert", sagte sich der Schloßgeist und schmiegte sich in die hintere Stoßstange.

Der Fernsehauftritt von Servata und Imitator geriet allerdings zur Katastrophe. Der Schloßgeist wurde durch den vielen elektrischen Strom im Studio so angeregt, daß er sich manifestieren mußte und

hinter der Moderatorin sichtbar wurde. Das erschreckte den Kameramann so sehr, daß er die Kamera fallen ließ und selber in Ohnmacht fiel. Die Aufzeichnung mußte abgebrochen werden. Aber der Zwischenfall war den Abendnachrichten eine Meldung wert, so daß die Tiere (und viele andere aus dem Tierheim, das von der plötzlichen Berühmtheit sehr profitierte) dennoch vermittelt werden konnten. Der Geist mußte freilich infolge der Aufregung eine Woche lang das Bett hüten; so jung war er ja nicht mehr. Immerhin ging es ihm aber, als der Minister selbst ins Tierheim kam, denn die Wahlen standen unmittelbar bevor, schon wieder so gut, daß er sich wenigstens kurz zeigen und dem eitlen Minister einen Schauer über den Rücken jagen konnte. Danach lebte er dort etwa zwei Jahre zufrieden mit sich selbst und sogar ein wenig glücklich; und das will bei einem melancholischen Schloßgeist doch etwas heißen, oder nicht?

Dann erhielt er – von einem Blutegel unter dem Fell eines Chow-Chows, der als Fundtier neu ins Tierheim kam, überbracht – einen Brief seines Freundes, des Minivampirs. "Während du den Fernsehstarspielst und es dir gut gehen läßt, hat sich hier einiges verändert, und zwar nicht zum Guten", las er in dem Brief. "Ein grünes Jüngelchen, ein 'Nachwuchsgeist', hat sich eingeschlichen und versucht, deine Stelle zu übernehmen. Er nennt sich 'Weingeist', stinkt schrecklich nach Alkohol und heult die ganze Nacht über. Es ist nicht zum Aushalten! Der König und die Königin sind schon ganz nervös und haben einen Geisterjäger bestellt. Und denke dir, er hat geraten, das Schloß abzureißen, weil man den Heulgeist nur so loswerden könne. Einen Architekten für einen Neubau hat er auch schon empfohlen. Aber wo soll ich dann hin? Tu mir den Gefallen, komm nach Hause und vertreibe diese Möchtegern-Märchengestalt!"

Geben wir es zu: der alte Schloßgeist fühlte sich an seinem derzeitigen Aufenthaltsort durchaus wohl, aber allmählich hatte er schon etwas Heimweh bekommen. Er machte sich also auf die Rückreise. Auf dem Schiff untersuchte er gewissenhaft alle Koffer. Die Isobaren stießen sich an und bliesen sich zu: "Da ist der verrückte Geist schon wieder." Aber das bekam er nicht mit, denn er war schon ein wenig schwerhörig.

Die folgenden drei Tage blieben den Schloßbewohnern in lebenslanger Erinnerung. Zusätzlich zu dem Geheule des Weingeistes, das immer schriller und höher wurde, erklang noch ein lautes Gestöhne und Geseufze, das unangenehm wütend klang und ebenfalls immer lau-

ter wurde. Der Minivampir bekam schon Angst, sein Freund könne sich so in Rage geistern, daß er einen Herzanfall bekäme, und überlegte, ob dann wohl eine Bluttransfusion als erste Hilfe nützlich sei. Der Hofphotograph versuchte, mit seiner neuen Digitalkamera Aufnahmen zu machen, aber die Pixel drückten sich vor Schreck alle in eine Ecke, so daß das Bild völlig schwarz blieb. Nur der Großvater des Hofphotographen erinnerte sich an die guten alten Zeiten und sagte zu seinem Enkel: "Das klingt wie unser alter Schloßgeist. Wir haben ihn, wenn ich es recht überlege, lange nicht mehr gehört, und so wütend war er damals nicht." Der Geisterjäger wurde erneut gerufen, aber er hatte just an diesem Tag zu viel Jägermeister getrunken und lallte nur: "Ich werde 's diesem Meistergeist schon zeigen." Daraufhin wurde er in die Arrestzelle der Schloßwache gesperrt, wo er bibbernd zusammenbrach.

Und weil dies ein Märchen ist, wollen der Schloßgeist, der Minivampir und ich auch noch den Rest der Geschichte erzählen. Nach drei Tagen war abrupt Schluß mit dem Lärm. Der Geisterjäger wurde aus der Arrestzelle entlassen, erzählte aber später überall herum, er habe im Traum einen Vampir gesehen, der genüßlich einen Flaschengeist in einer Dreiliterflasche durch die Luft schwenkte. Aber niemand glaubte ihm, denn wir wissen ja, daß es weder Vampire gibt noch Flaschengeister, zumindest solange die Flasche geschlossen bleibt. Die Tochter und einzige Erbin des Architekten löste allerdings ihre Verlobung mit dem Geisterjäger noch im selben Monat auf. Das alte Schloß steht noch: sowohl materiell als auch unter Denkmalschutz; und pünktlich um Mitternacht – während der Sommerzeit erst um 1 Uhr, denn ein alter Geist stellt sich nicht mehr um – geht zwei Minuten lang ein lautes Gestöhne durch alle Räume. Dann weiß jedermann: jetzt ist es Zeit, einzuschlafen, und was soll ich euch sagen: so gut wie in diesem Schloß schläft man nirgendwo sonst im ganzen Land.

Das 30. Märchen:

Das unglückliche Märchen

Es war einmal ein Märchen, das war ganz unglücklich darüber, daß niemand es erzählen wollte. Dabei war es ein lustiges Märchen, in dem fröhliche Dinge geschahen, und keine dieser brutalen Erzählungen mit häßlichem Ausgang, wo am Schluß die Hexe verbrannt wird oder die böse Stiefmutter in glühenden Schuhen tanzen muß oder die falsche Prinzessin in die Nageltonne kommt usw. Nein, es war ein heiteres Märchen, das man den Kindern auch vor dem Einschlafen hätte erzählen können – aber niemand tat das.

Das Märchen wurde deswegen ganz traurig und überlegte, was es tun sollte. Vielleicht, wenn es seine Geschichte etwas dramatischer und gewalttätiger gestaltete – aber nein, das brachte unser Märchen nicht fertig, denn das wäre es ja nicht mehr das Märchen gewesen, das es war. Deshalb beschloß es, nicht auf eigene Faust (schon wieder so ein brutaler Ausdruck!), also nicht aus eigenem Antrieb etwas zu ändern, sondern zunächst einmal die Experten um Rat zu fragen. Es suchte also mehrere ihm bekannte Märchenerzähler auf. Dabei kam es ganz schön weit herum: nach Dänemark, wo ihm aber ganz anders wurde und es mit einer Prinzessin zusammen Erbsen zählen mußte, schließlich auch nach Nordhessen, wo es von zwei grimmigen Brüdern zwar empfangen wurde, aber sofort hieß es: "Haben wir dich schon einmal erzählt? Nein? Dann können wir dir auch nicht helfen. Da mußt du schon allein hinaus in die weite Welt und deine Abenteuer bestehen. Und dann komm wieder!"

Das tat das Märchen nun auch. Nach einer Weile begegnete es an einer Weggabelung einem sehr kleinen und sehr häßlichen Pferd, das ebenfalls sehr traurig aussah. Das Märchen fragte das Pferd: "Was ist denn mit dir los? Du schaust ja ganz traurig aus." – "Ja soll man denn nicht traurig werden", erwiderte das Pferd, "wenn man von niemandem ernst genommen wird? Ich bin doch ein richtiges Pferd, aber

alle Leute sagen nur, wenn sie mir begegnen: 'Da kommt ja wieder das Märchen!'" - "Moment mal", sagte da das Märchen, "ich bin ein Märchen, nicht du." - "Da siehst du es", gab das Pferd zurück, "auch du nimmst mich nicht ernst, dabei sagen die Leute wirklich 'Märchen' zu mir." Und es begann ganz traurig zu wiehern, was allerdings auch recht krächzend klang.

Das Märchen begann zu überlegen, wie es dem Pferd helfen könnte, und fragte sich, warum es ausgerechnet ein Märchen sein wollte. Und indem es seinen Weggefährten genauer betrachtete und sah, wie kümmerlich es ausschaute, da fiel ihm plötzlich ein, warum die Leute es so bezeichneten: nennt man nicht ein häßliches altes Pferd eine Mähre? Und da es auch noch sehr klein war, lag es nahe, von einem Märchen zu sprechen. Also sagte das Märchen zum Märchen: "Jetzt weiß ich, warum die Leute dich so nennen. Aber was gehen uns die Leute an: wir können doch trotzdem Freunde werden." Und es erzählte ihm von seinem eigenen Problem. Da sagte das Märchen zum Märchen: "Willst du nicht auf meinem Rücken reiten? Du bist doch sicher ganz müde, und außerdem bist du so leicht, dich kann ich ohne Mühe tragen." Und so geschah es dann auch. Und da das Märchen sich selbst dem Märchen erzählte, verging die Zeit wie im Fluge, und sie kamen gut voran.

Nach einer Weile - das Märchen hatte sich schon dreimal erzählt, aber das Märchen hörte immer noch aufmerksam zu - kamen sie an einen kleinen See, der mühsam einige Zentimeter über sein Ufer schwappte, bis das Wasser dann wieder zurücklief. Eigentlich war es mehr eine Pfütze, aber sie rief den beiden schon von weitem zu: "Vorsicht! Vorsicht! Gebt acht, daß ihr nicht in mir ertrinkt!" Da fing der Bauer, der zufällig daneben stand, an zu lachen und sagte: "Unser Rinnsal hält sich wieder einmal für den Ozean! He, Kleiner", rief er der Pfütze zu, "du bist kein Meer, du bist bestenfalls ein Meerchen!" Der See wurde wahnsinnig wütend und versuchte, einen Hurrikan zustande zu bringen, aber es spritzten nur ein paar Tropfen in die Höhe. Der Bauer brach daraufhin in schallendes Gelächter aus und ging davon.

Unsere beiden Reisegefährten wußten sofort, was zu tun war. Das Märchen ritt schnurstracks in die Pfütze hinein, und da es sehr klein war, schaute bald nur noch sein Kopf aus dem Wasser heraus, woraufhin das Märchen auf seinem Rücken laut um Hilfe rief. Als der See das bemerkte, zog er sich sofort ein Stück weit in die andere

Richtung zurück – zwar nur einen halben Meter, aber für Pferd und Reiter wirkte es wie eine Ebbe, und sie konnten umkehren. Alle drei kamen anschließend ins Gespräch, und Märchen und Märchen beschlossen, sich am Ufer des Meerchens für den Rest ihres Lebens niederzulassen.

Nun fehlt nur noch der vierte Bremer Stadtmusikant. Und damit kommt der Märchenerzähler in Schwierigkeiten: soll er feststellen, daß der See in Mähren lag – nicht im ganzen Land Mähren, sondern in einer winzig kleinen Ecke davon, also gewissermaßen in "Mährchen"? Oder soll das Pferd ein Möhrchen finden, das von riesengroßen Erbsen verfolgt wird? Oder soll er alle drei wachsen lassen, so daß sie größer werden? Natürlich nicht viel, sondern nur etwas mehr, gewissermaßen nur "mehrchen"? Oder soll er einen Zwerg aus Hessen ankommen lassen, der von seinen langen Märschen erschöpft ist? Er könnte auch einen Zauberer kommen (zum Beispiel Merlin), der das kleine Pferd in ein stolzes Roß und die Pfütze in einen wogenden Ozean verwandelt. Aber was wäre dann mit dem Märchen, von dem die ganze Geschichte ihren Ausgang genommen hat? Also lassen wir es dabei: die drei – Märchen, Mährchen und Meerchen – blieben, was sie waren, und sie blieben beieinander und waren zufrieden mit ihrem Schicksal und damit, daß sie Freunde gefunden hatten, die sie nahmen, wie sie waren. Und wenn keiner von euch eine bessere Idee hat, dann ist das heute noch so.

Das 31. Märchen:

Die Königin und die Spiegel oder:

Intrigen lohnen sich nicht

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war so schön, daß er ernsthaft überlegte, ob er nicht alle Spiegel im Palast abräumen lassen sollte. Er fürchtete nämlich, die Prinzessin könne sich in ihr eigenes Spiegelbild verlieben und wäre dann nicht mehr bereit, einen der Prinzen aus den Nachbarkönigreichen zu heiraten. Die Königin aber, mit der er alle wichtigen Angelegenheiten besprach, wandte sich gegen diesen Plan. Sie war nämlich selbst sehr schön und liebte es, sich im Spiegel zu betrachten, während die Zofen sie frisierten. Außerdem war sie auf diese Weise sicher, daß das Personal sorgfältig arbeitete und sich nicht irgendeinen Schabernack mit ihr erlaubte. So blieben die Spiegel also an ihrem Platz.

Die Prinzessin wuchs heran und wurde noch schöner. Deshalb kam der König nach zwei Jahren auf seinen Vorschlag zurück. Die Königin aber erwiderte: "Sie ist doch noch ein Kind! Außerdem bin ich auch nicht gerade häßlich und habe dich trotzdem geheiratet." Darauf wußte der König nichts zu entgegnen und sprach nicht mehr davon.

Wieder zwei Jahre später war die Prinzessin noch schöner und ihr Vater noch besorgter geworden, während sich bei der Königin die ersten Runzeln im Gesicht zeigten, wie dem König auffiel, wenn die beiden nebeneinander an der Hoftafel saßen. Da sagte er eines Tages zu der Königin: "Ich werde die Spiegel jetzt doch entfernen lassen." Die Königin raunzte ihn daraufhin unfreundlich an: "Dann mußt du auch die goldenen Teller abräumen lassen, von denen wir essen! Und vergiß nicht, den Schloßgraben leer zu pumpen, damit sich das Fräulein nicht in der Wasserfläche betrachten kann, und laß die Fensterscheiben alle durch Bretter ersetzen, denn auch in ihnen kann man

sich spiegeln. Und übrigens: unser Hofnarr bekommt eine Glatze, den müssen wir dann auch rausschmeißen!"

Daraufhin war der König beleidigt und sprach drei Wochen nicht mehr mit der Königin. Diese bemerkte schließlich selbst, daß sie zu weit gegangen war, und sagte begütigend: "Mach dir doch keine Sorgen! Sie ist doch noch so jung, es ist noch viel zu früh, an ihre Heirat zu denken. Und von den Männern interessiert sich doch noch gar niemand für sie." Das war erstens unlogisch – aber so sind die Frauen nun einmal –, denn es ging ja gar nicht darum, ob sich die Männer für die Prinzessin interessierten, sondern darum, ob die Prinzessin sich für die Männer interessieren würde. Und außerdem stimmte es nicht: der König beobachtete sehr wohl die Blicke der Herren von der königlichen Leibgarde und der Diener, die bei Tische auftrugen. Einmal stolperte sogar ein Lakai, weil er die Prinzessin zu tief anschaute, und ließ die Schüssel mit der dampfenden Suppe fallen; er behauptete allerdings, der Hofnarr habe ihm ein Bein gestellt.

Mehr noch: der König merkte bei sich selbst, daß ihn, wenn er der Prinzessin über die Haare oder den Arm oder über die nackte Schulter strich, nicht nur väterlicher Stolz erfüllte, sondern daß sich ein Gefühl mit einmischte, daß er gegenüber dem eigenen Kinde nicht empfinden sollte. Deshalb berief er den geheimen Staatsrat ein und erklärte, er werde den Nachbarkönigreichen eine Eheverbindung der dortigen Prinzen mit der Prinzessin vorschlagen. Bewerber sollten beim nächsten Sommerfest der königlichen Musikschule den Kunstgenuß in der königlichen Loge mit der Brautschau verbinden. Das Sommerfest war immer ein besonderes Ereignis, denn der Ruf dieser Schule war auf dem ganzen Kontinent erstklassig.

Die Briefe wurden sofort ausgefertigt, vom König unterschrieben und eigenhändig mit rotem Wachs besiegelt. Das Sommerfest fand statt. Die Prinzessin in ihrem fliederfarbenen Kleid sah hinreißend aus. Aber von den Prinzen aus der Nachbarschaft war kein einziger erschienen. Was war geschehen? Die Schuld daran lag, und damit nimmt das Märchen eine unerfreuliche Wendung – die Schuld lag bei der Königin. Diese haßte nämlich ihre Tochter und unternahm alles, um ihr zu schaden. Anfangs war es nur eine politische Intrige: in jenem Königreich konnte eine Prinzessin nur dann den Thron erben, wenn sie verheiratet war; sonst ging das Erbrecht auf den nächsten männlichen Verwandten über, in unserem Fall einen entfernten Vetter, dem die Königin aber sehr gewogen war. Deshalb kam ihr die Befürchtung

des Königs, die Prinzessin könne etwa unverheiratet bleiben, sehr zu paß.

Im Laufe der Zeit kam aber ein zweiter Grund hinzu: die Prinzessin wurde, wie schon erwähnt, immer schöner, je mehr sie heranwuchs, während sich bei der Königin, wie ebenfalls erwähnt, allmählich die ersten Zeichen des Alters zeigten. Daraufhin begann die Königin ihre Tochter hemmungslos um ihre Schönheit zu beneiden. Deshalb ließ sie die Briefe mit den Einladungen zum Sommerfest abfangen und vernichten. Nur der König ahnte nichts davon, und er faßte auch keinen Verdacht, als beim Sommerfest des nächsten Jahres ebenfalls kein Bewerber erschien. Die Prinzessin trug diesmal ein lindgrünes Kleid, das noch besser zu ihren schwarzbraunen Haaren paßte.

Als aber zu Ostern des darauffolgenden Jahres der König des Nachbarreiches auf Staatsbesuch kam und diskret andeutete, ob man nicht eine Gelegenheit finden könnte, daß sein Erstgeborener sich einmal zwanglos mit der Prinzessin unterhalten könne, da fragte unser König seinen Kollegen: "Ja warum ist Ihr Sprößling denn nicht zu unserem Sommerfest gekommen?" - "Zu welchem Sommerfest?" - "Dem Sommerfest der Musikschule. Das Programm war wieder hervorragend." - "Warum haben Sie ihn denn nicht eingeladen? Er wäre gerne gekommen, aber einfach so aufzutauchen, hat er sich nicht getraut." So kam ans Licht, daß die Einladungen ihre Adressaten gar nicht erreicht hatten. Der Postmeister wurde vor das Königspaar zitiert, und als er sich entschuldigen wollte, die Briefe seien ordnungsgemäß abgegangen, da ließ ihn die Königin gar nicht zu Wort kommen und verlangte, ein derart unzuverlässiger Beamter, der dann auch noch frech leugne, müsse entlassen und aus dem Königreich verbannt werden. Und das geschah dann auch.

Dem nächsten Sommerfest mit prinzlichem Besuch stand somit nichts mehr im Wege, und sehr bald trafen auch die ersten Zusagen ein. Da änderte die Königin ihre Strategie und verlangte nun ihrerseits, die Spiegel abzuräumen. Sie habe, so erklärte sie dem König, beobachtet, wie die Prinzessin vor dem großen Spiegel in ihrem Ankleidezimmer kokette, um nicht zu sagen: lüsterne, Posen einübe. In Wirklichkeit hatte die Prinzessin nur ihr neues, elfenbeinfarbenes Kleid bewundert, das sie auf dem Sommerfest tragen sollte. Aber der König ging auch gar nicht auf die Forderung der Königin ein. Einen ungetreuen Diener zu entlassen, der Briefe unterschlage, das sei richtig, sagte er, aber die Spiegel hätten jederzeit getreu ihre Aufgabe

wahrgenommen und zuverlässig das wiedergegeben, was sich vor ihnen abgespielt habe.

Die Königin geriet allmählich in Panik. Sie versuchte auf alle Art und Weise, die Anreise der Prinzen zu verhindern. So stachelte sie die Lokführer des Nachbarreiches zu einem Streik an, aber die Prinzen kamen ohnehin mit dem Hubschrauber. Sie ließ die Instrumentenkammer der Musikschule unter Wasser setzen, wobei zwölf wertvolle Geigen und drei Mandolinen verdarben, aber das diesjährige Programm bestand aus A-Capella-Chören. Sie begann im Palast Spiegel zu zerschlagen, aber der König beobachtete sie dabei zufällig und erklärte ihr, sie müsse den Schaden aus ihrem Kleidergeld ersetzen, woraufhin sie den Vandalismus bleiben ließ; allerdings brachte ihr diese Aktion die Feindschaft der Spiegel ein, was sie noch bereuen sollte. Schließlich versuchte sie, die Zofen der Prinzessin zu bestechen: sie sollten diese für das Sommerfest auf so lächerliche Weise frisieren, daß alle Bewerber sie für überdreht und durchgeknallt halten müßten und nicht um ihre Hand anhalten würden. Sie werde ihnen noch genaue Anweisungen dafür geben; eher sollten sie nicht damit beginnen, die Prinzessin zu frisieren.

Unklugerweise stand sie dabei vor ihrem eigenen Spiegel in ihrem Ankleidezimmer. Dieser Spiegel war ohnehin schon etwas gegen die Königin aufgebracht, denn sie hatte ihm mehrmals vorgehalten, er zeige ihr Runzeln in der Haut, obwohl ihr Teint doch noch ganz jugendlich sei ... An sich verbreitet ein Spiegel niemals weiter, was er gesehen hat, aber diesmal siegte die Verärgerung über die Berufsehere. Binnen kurzem erfuhren deshalb alle anderen Spiegel im Palast von dem perfiden Plan der Königin.

Als sie dann am Morgen des Sommerfestes durch den Thronsaal ging und sich wohlgefällig in den mannshohen Staatsspiegeln dort betrachtete – wie in jedem Reich, das etwas auf sich hält, gab es im Schloß einen Spiegelsaal –, da bemerkte sie plötzlich, wie sich ihre Figur in den Spiegeln verzerrte und immer breiter wurde. Richtig fett sah sie auf einmal aus. Dann hatte sie den Eindruck, sie sei völlig abgemagert und dürr geworden. Dann kam sie sich wieder fett und untersetzt vor, aber mit einem ganz kleinen schiefen Kopf. Spiegel können sich nämlich – das ist die einfache Erklärung dafür – in die verschiedenen Richtungen ein wenig verbiegen, allerdings nur, wenn sie sehr zornig sind, und das waren sie ja. Die Königin wußte das aber

nicht, begann sich nach links und nach rechts zu drehen, ihr wurde heiß und kalt, und schließlich sank sie ohnmächtig zu Boden.

Die Zofen der Prinzessin warteten unterdessen auf die Anweisungen der Königin, wie sie ihre junge Herrin frisieren sollten. Sie hatte ihnen ja eingeschärft, ja nicht von sich aus zu beginnen. Es wurde immer später, das Fest begann schon, und schließlich war es zu spät, um noch eine kunstvolle Hochfrisur aufzubauen. Die Prinzessin war natürlich ungeduldig und konnte sich die Verzögerungen nicht erklären. Schließlich war es zu spät, die erste Fanfare ertönte, und die Prinzessin rannte, so wie sie war, mit offen herabfallendem Haar ins Freie. Ein Raunen, ein Ah und Oh, schließlich tosender Beifall empfing sie: ihr Haar hatte nie zuvor so schön und so natürlich ausgesehen.

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen. Alle anwesenden Prinzen verliebten sich auf der Stelle in sie, aber keiner trat ihr so galant gegenüber wie der Kronprinz des Nachbarreiches. Die Ehe wurde verabredet und die Hochzeit fand statt. Die Königin konnte allerdings nicht teilnehmen, sie war unpaßlich. Die Prinzessin brach mit ihrem Gemahl in dessen Heimat auf, wo sie sich schon bald so wohl fühlte, daß sie auf ihre Erbrechte in der alten Heimat verzichtete, so daß jener entfernte Vetter in die Erbfolge eintrat. Allerdings verbannte er, als er beschlossen hatte, selbst zu heiraten, schon nach sechs Monaten die alte Königin in das Jagdschloß, wo es keine Spiegel gab. Die alte Königin mußte sich deshalb im Dorfweiher betrachten, aber was sie dort sah, gefiel ihr gar nicht, und so unterließ sie es nach wenigen Tagen. Einige Jahre später starb der König des Nachbarreiches, der Kronprinz wurde König, die Prinzessin folglich Königin, und wenn sie nicht gestorben sind, regieren sie noch heute.

Das 32. Märchen:

Der eitle Spiegel

Es war einmal ein Spiegel, der war so eitel, daß er nur schöne Dinge und Personen abbilden wollte. Wenn daher eine Person vorüberging, die seinen ästhetischen Ansprüchen nicht genügte, zeigte er einfach ein früheres Spiegelbild, das ihm noch im Gedächtnis war.

Zunächst führte dies nicht zu Problemen, denn der Hofintendant hatte den Spiegel an ein Mädchenpensionat ausgeliehen. Da die Schülerinnen im Grunde alle gleich aussahen, gleich gekleidet waren und die gleiche Frisur und den gleichen watschelnden Gang hatten – wie das bei den heutigen jungen Damen ja so üblich ist –, fiel es niemandem auf, wenn der Spiegel nicht diejenige zeigte, die zuletzt vor ihm gestanden und kontrolliert hatte, ob die Haarsträhne auch richtig ins Gesicht fiel. Im Gegenteil: die Schülerinnen sagten sogar zueinander: "So dick um die Hüften bin ich ja gar nicht, und ein Doppelkinn habe ich auch nicht, ich muß also nicht auf Cola light umsteigen."

Nach einer Weile holte der Hofintendant den Spiegel allerdings in den Palast zurück und hängte ihn im Vorzimmer der Kronprinzessin auf. Auch hier erwies sich die Marotte des Spiegels zunächst als harmlos: wenn die Königin ihre Tochter besuchte, sah sie mit Wohlgefallen im Vorbeigehen, daß sie sehr wohl noch mit der nächsten Generation konkurrieren konnte – der Spiegel zeigte natürlich statt der ältlichen, mit Krähenfüßen übersäten Königin deren Tochter.

Leider war der Spiegel nicht nur maßlos eitel, sondern auch ziemlich dumm. So kam es, daß er die Personen verwechselte und zum Beispiel statt der Prinzessin anstelle der Königin den Hofintendanten zeigte. Die Königin glaubte, dieser stehe hinter ihr, drehte sich um und war erstaunt, wie schnell er sich aus dem Staub gemacht hatte. Leicht verwirrt ging sie ins Zimmer ihrer Tochter, wo sie zu ihrer Überraschung denselben Hofintendanten antraf, der mit der Kronprinzessin die Einzelheiten ihrer Hochzeit im Sommer besprach. Indigniert

raunzte sie ihn an: "Sie müssen sich nicht einfach an mir vorbeidrängen, ohne mich zu grüßen! Überhaupt erweisen Sie mir in letzter Zeit nicht mehr die geschuldete Ehrerbietung; da ist wohl einmal ein Personalwechsel fällig." Aber damit war ihr Zorn schon verrauchert, denn sie war mindestens ebenso oberflächlich wie der Spiegel, nur daß ihre Oberfläche weniger glatt und glänzend war.

Als allerdings am selben Abend die Prinzessin zur Hoftafel lief – sie war wegen der Besprechung mit dem Hofintendanten spät dran – und im Vorbeigehen in den Spiegel schaute, fragte sie sich leicht irritiert: "Habe ich schon so eine faltige Haut? Da wird es ja Zeit, daß ich heirate, denn sonst nimmt mich niemand mehr! Aber Gott sei dank ist die Ehe ja schon fest verabredet, und ich werde sicher auch einen Schleier tragen." In der Tat verlangte das Zeremoniell, daß der Schleier der Braut erst nach vollzogener Hochzeit zurückgeschlagen werden durfte, was manchmal zu Überraschungen führte. An der Hoftafel kam es dann zu einem kleinen Skandal, weil die Oberfläche des Puddings nicht ganz glatt war, sondern leichte Risse aufwies, was die Prinzessin als indezente Anspielung auf ihren Teint auffaßte. Der König aber seufzte: "Man hat schon seine Last mit dem anderen Geschlecht!"

Der Spiegel allerdings verbrachte einen unerfreulichen Abend. Er war mit sich selbst unzufrieden. Wie hatte er nur der Prinzessin versehentlich ihre Mutter zeigen können! Wenn die Prinzessin sich jetzt nicht mehr in ihm ansehen wollte! Oder wenn er gar in einen anderen Raum umgehängt wurde, zum Beispiel in den Aufenthaltsraum der Hofdamen der Königinmutter! Das nagte an ihm, und so war er unaufmerksam, als am späteren Abend die Kronprinzessin zurückkehrte und nachdenklich vor ihm stehenblieb. Er zeigte ihr – der Märchenerzähler wagt fast nicht, es auszusprechen – das Bild einer dieser Hofdamen, an die er soeben so intensiv gedacht hatte. Aber die Prinzessin war ganz in Gedanken, denn sie schämte sich der Szene, die sie im Speisesaal gemacht hatte: der Koch hatte ihr doch extra ihren Lieblingspudding serviert, und sie hatte ihn so behandelt! Und so ging sie in ihr Zimmer, ohne den Irrtum überhaupt zu bemerken.

"Puh", sagte der Spiegel zu sich selbst, "das war knapp! Aber das Leben eines Ästheten ist eben nicht leicht. Ich muß in Zukunft wirklich besser aufpassen." Aber das war einsacher gesagt als getan, denn in den folgenden Tagen liefen ständig Damen unterschiedlicher Schönheit an ihm vorbei. Es wurde nämlich das Brautkleid der Prinzessin zu-

erst aus den neuesten Modejournalen ausgesucht – wobei es zu lauten Auseinandersetzungen zwischen der Hofschneiderin, der Königin und dem Hofintendanten kam, der Einwände wegen des Preises hatte –, dann angefertigt und fast zehnmal anprobiert. Dabei flogen immer wieder die Türen auf, die Hofschneiderin lief weinend und wütend aus dem Zimmer, die Königinmutter hinterher, um sie zu besänftigen, während der Hofintendant zur Prinzessin sagte – der Spiegel hörte es ganz genau –: "Als Gattin eines Hofintendanten hättet Ihr solche Probleme nicht ..." Dann folgte noch eine schallende Ohrfeige, und am nächsten Tag verlangte die Prinzessin, daß das Kleid zusätzlich mit einer besonders teuren Brüsseler Spitze besetzt wurde.

Ja, es ging schon lustig zu im Damenflügel des Palastes. Kein Wunder, daß dem Spiegel weitere Fehler unterliefen, auf die aber niemand so recht achtete. Dann aber geschah etwas, was den Spiegel vor Wut schäumen ließ. Er war ein zwar feiner und ästhetischer, aber eben nur zwei Ellen hoher Wandspiegel. Uns Menschen wundert es daher nicht, daß für die letzte Anprobe des Brautkleides ein mannshoher, beweglicher Spiegel in das Zimmer der Prinzessin gerollt wurde. Der Wandspiegel begann dieses Monstrum sofort anzumotzen und brachte den großen Spiegel schließlich so aus der Fassung, daß dieser zu zittern anfang und sich nicht beruhigen konnte. "Jetzt haltet das Ding doch endlich still", schrie daraufhin die Prinzessin, "da kann ich mich ja in dem kleinen Spiegel im Vorzimmer besser betrachten!"

Und richtig: sie lief ins Vorzimmer und betrachtete sich in unserem Spiegel. Das war seine große Chance, und um ja nichts falsch zu machen, dachte er intensiv an die Prinzessin, wie sie als zwölfjähriges Mädchen ausgesehen hatte; in diesem Alter hatte sie nämlich am reizendsten, wenn auch noch recht kindlich und ein wenig pummelig ausgesehen. Die Prinzessin fiel beinahe in Ohnmacht, als sie sich im Spiegel sah: "Mit diesem Schleier sehe ich aus wie ein Baby", schrie sie, riß sich den spitzenbesetzten Stoff vom Kopf und fiel weinend ihrer Lieblingshofdame in die Arme.

Wie sollen wir, liebe Leser, aus diesem Schlamassel wieder herauskommen? Wir könnten den König vorbeischaun lassen: dieser wird, weil ihm das ganze Getue ohnehin zu viel wird und er eigentlich dem Hofintendanten sucht, um ihn zu fragen, wie diese wahnsinnig hohe Summe wegen eines simplen Brautkleides zustande kommt – dieser wird also so wütend, daß er die Hochzeit absagt und die Tochter ins Kloster schickt: dort gibt es keine Spiegel! Eventuell könnte ihr Prinz

sie von dort entführen und dann doch heiraten. Nein: so jähzornig ist der König dann doch nicht, und eine abgesagte königliche Hochzeit bringt auch diplomatische Verwicklungen mit sich.

Wir könnten das Märchen ganz schnell beenden, indem jemand in dem ganzen Trubel aus Versehen mit dem Arm in den Spiegel stößt und ihn zertrümmert. Aber das wäre nicht fair gegenüber dem Spiegel, der sich ja immerhin um das Schöne bemüht, und das muß in einer Zeit der schwarzen und indigoblauen Einheitsmode doch belohnt werden.

Wir könnten die gute Fee des Königreichs bemühen, aber die würde alles ja noch mehr durcheinander bringen – natürlich in bester Absicht. Am besten, wir schlafen erst einmal über dem Problem, und genau das war es, was der König auch vorschlug und durchsetzte. Und weil alle so furchtbar aufgeregt waren und deshalb lange brauchten, um einzuschlafen, schliefen sie am folgenden Morgen um so länger.

So kam es, daß die königliche Putzfrau, die bei Morgengrauen leise das Vorzimmer betrat, um es zu reinigen, dieses Zimmer ganz leer und verlassen vorfand. Wie sie es gewohnt war, wischte sie mit einem feuchten Lappen auch den Spiegel ab; da hörte sie ganz deutlich, wie jemand sagte: "Oh, tut das gut!" Sie schaute sich erstaunt um, sah aber niemand, und ging wieder an ihre Arbeit. Auf dem Spiegel war noch ein Streifen, deshalb wischte sie noch einmal über ihn, und wieder: "Oh, tut das gut! Bitte, nicht aufhören! Ich habe solches Fieber!"

Die Putzfrau hatte noch nie davon gehört, daß Spiegel sprechen können – außer im Märchen von Schneewittchen –, aber in diesem Palast war ja alles möglich. Deshalb fragte sie: "Bist du es etwa, der Spiegel, der mit mir spricht?" Und als der Spiegel das bejahte und dabei herzerreißend stöhnte und sogar leise klirrte, da hatte sie Mitleid mit ihm, nahm einen besonders weichen Lappen – den, mit dem gewöhnlich die Flacons der Prinzessin aus Bergkristall poliert wurde – und begann den Spiegel ganz behutsam abzureiben. Der erzählte ihr daraufhin alles, was am Vortag geschehen war und wie er aus bester Absicht am Schluß alles verdorben hatte. Daraufhin polierte ihn die Putzfrau noch einfühlsamer. Nun wurde ihr auch klar, warum überall im Vorzimmer Tüll, Spitze, Seide und andere kostbare Stoffstreifen herumlagen. Und um den Spiegel irgendwie zu trösten, nahm sie das schönste Stück Spitze und dekorierte den Spiegel damit. Dann mußte sie schnell verschwinden, denn sie hörte die Prinzessin im Nebenzimmer aus dem Bett aufstehen.

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen. Die Prinzessin trat ganz verschlafen ins Vorzimmer, sah den dekorierten Spiegel und rief: "Das ist ja ein richtiger Hochzeitsspiegel! Den muß ich unbedingt mitnehmen, wenn ich verheiratet bin." Genauso geschah es. Und weil der Prinzessin auffiel, wie hübsch sie in dem weißen Nachthemd aussah, das sie gerade trug, entschied sie sich für ein ganz einfaches weißes Hochzeitskleid. Das war eine gute Wahl, wie alle Gäste einhellig bestätigten. Den Spiegel nahm sie tatsächlich mit in ihre neue Heimat und hängt ihn im Kinderzimmer auf, wo er eine wachsende Schar wunderschöner Kinder reflektieren konnte. Und wenn nicht eines von diesen ihn aus Versehen zerschlagen hat, hängt er dort noch heute.

Das 33. Märchen:

Die sittenstrenge Königin

Es war einmal eine Königin, die nahm sich vor, ihre Tochter streng und einfach zu erziehen. Deshalb ließ sie im Palast sämtliche Spiegel abräumen. So wollte sie verhindern, daß sich die Prinzessin allzu wohlgefällig im Spiegel betrachtete oder sich etwa gar in ihr Spiegelbild verliebte und dann nicht mehr bereit wäre, einen der Prinzen aus den Nachbarkönigreichen zu heiraten. Eine Thronerbin soll, so pflegte die Mutter zu sagen, vor allem durch ihre Tugend glänzen. Die Sorge der Königin war aber überflüssig, denn die Prinzessin war zwar ganz angenehm zu betrachten und zu jedermann freundlich, aber schön war sie nun wirklich nicht, ebensowenig wie ihre Mutter. Außerdem zeigte sie, obwohl erst 18 Jahre alt, schon deutliche Ansätze zur Korpulenz. Das war das Erbe ihres Vaters, bei dem allerdings von bloßen Ansätzen schon längst nicht mehr die Rede sein konnte. Einige Hofbediente machten gerne den Witz: "Gott sei dank ist die Königin so hager, sonst würden beide zusammen nicht in die Hofkutsche passen." Das sagten sie aber nur, wenn sie nach Dienstschluß im Ort in der Gastwirtschaft beisammen saßen.

Die Königin ließ also alle Spiegel abräumen. Der König widersprach nicht, denn was ihn selbst aus den Spiegeln angeschaut hatte, wenn er an einem vorbeiging, war nicht so sehenswert gewesen. Er sagte nur zum Hofnarren: "Sieh zu, daß du keine Glatze bekommst, sonst müssen wir dich rauswerfen, wenn hier alles verpönt ist, worin man sich spiegeln kann!"

Nun war das Schloß nicht sehr groß – wir hörten schon, daß die Bediensteten außer Haus schliefen. Aber nicht einmal eine Königin kennt alle Räume, Ecken und Winkel eines jahrhundertealten Palastes. So war es nicht schwer für die Bediensteten und die Hofdamen, Spiegel zu verstecken. Am leichtesten fiel dies den Hofdamen der Prinzessin, die allesamt in deren Alter waren. Sie hatten nämlich das Recht,

ihre Schlafräume nachts abzuschließen, seit während der Schwangerschaft der Königin der König allzuoft überraschend bei ihnen aufgetaucht war. Überhaupt machte sich das Personal geradezu einen Spaß daraus, überall Spiegel zu verstecken, und zwar möglichst nahe an den Räumen und Gängen, in denen die Königin sich regelmäßig aufhielt oder die sie passierte. Der königliche Nachttopfentleerer trieb die Gaudi auf die Spitze und klebte einen Rasierspiegel auf die Unterseite des Nachttopfes. Als der König das zufällig entdeckte, brach er in so unbändiges Gelächter aus, daß die Königin ins Schlafzimmer stürzte, aber ebenso schnell wieder hinausstürzte, als ihr der König mit rutschender Schlafanzug hose den Nachttopf entgegenstreckte.

Schließlich kam es aber doch heraus: eine Küchenmagd schrieb mit Lippenstift einen Liebesbrief auf einen der versteckten Spiegel und malte ein besonders schönes Herz darunter. Dabei war sie so in ihre Gedanken versunken, daß sie die Schritte der Königin nicht bemerkte. Diese kehrte nun im Palast das unterste zu oberst, durchforstete alle Räume vom Keller bis zum Dach und zerschlug alle Spiegel, die sie finden konnte. Auch die Palasthasen wurden aus diesem Grunde abgeschafft, denn auch sie trugen ja einen Spiegel am Körper. Schließlich "reinigte" die Königin auch die Schloßbibliothek und entfernte alle Bücher mit Titeln wie "Fürstenspiegel" und dergleichen. Als sie dann auch noch ganze Jahrgänge einer Illustrierten mit dem Namen "Der Spiegel" entdeckte, fiel sie beinahe in Ohnmacht.

Indessen wurde die Verheiratung der Prinzessin zu einem echten Problem. Wenn diese früher an einem der großen Spiegel im Thronsaal vorbeiging, schaute sie sich zwar an, aber keineswegs wohlgefällig, denn ihr entging nicht, daß ihre Hüften eine Neigung zur Breite hatten. Danach nahm sie sich jedesmal drei Tage lang beim Essen zusammen und wies sogar den Nachttisch zurück. Ihrer Mutter gefiel diese asketische Neigung, jedoch blieb ihr der wahre Grund verborgen. Jetzt blieben diese Kontrollblicke aus, und die Folgen zeigten sich immer deutlicher, denn die Prinzessin glich von Tag zu Tag immer mehr ihrem Vater und immer weniger ihrer Mutter. Die Zeitungen der benachbarten Staaten berichteten darüber, und in der östlich des Königreiches gelegenen Republik nannte man sie ungeniert die Sumo-Prinzessin. Geschmackvoll war das nicht, zumal der Präsident dieser Republik – aber das ist eine andere Geschichte.

Der König wollte seine Tochter nun endlich verheiraten, erhielt von den kontaktierten Reichen aber nur taktvolle Absagen. Schließlich

sagte die Königin: "Warum muß sie denn überhaupt heiraten? Es hat schon einmal eine 'jungfräuliche Königin' gegeben, und die hat sehr erfolgreich regiert." Da war der König beleidigt, denn mit dem Vater dieser Königin wollte er nun wirklich nicht verglichen werden – moralisch, meine ich, denn vom körperlichen Format her entsprach er ihm. Und weil ein beleidigter König sich zu unerwarteter Energie aufrufen kann, faßte er zwei Beschlüsse, die auch sofort in die Tat umgesetzt wurden, so sehr die Königin dagegen giftete. Erstens: es wurden in allen Räumen des Schlosses mannshohe Spiegel aufgestellt. Zweitens: er verkündete, seine Tochter und er wollten gemeinsam etwas gegen ihr Übergewicht tun. Das Essen wurde fortan im Thronsaal serviert, und zwar so, daß am einen Ende des Saales die festen Speisen aufgestellt wurden und am anderen Ende die Getränke. Wenn man also zum Essen trinken wollte – und das war nötig, denn es wurde kräftig gewürzt – mußte man immer den ganzen Thronsaal durchqueren, und der war immerhin 50 Meter lang.

Schon nach zwei Wochen wollte der König aufgeben, aber nun widersprach der Zeremonienmeister: die Etikette dürfe traditionsgemäß nur einmal im Jahr geändert werden. So watschelte die Prinzessin und rollte der König weiterhin zwischen den beiden Enden des Thronsaals hin und her. Und was soll ich euch sagen? Die Kur hatte Erfolg. Nach einem Monat zeigte die königliche Waage eine deutliche Gewichtsreduktion der Prinzessin. Beim König war noch nichts zu erkennen, die Nadel klebte weiterhin am oberen Anschlag; aber das heißt nicht, daß nicht auch er abgenommen hätte. Nach drei Monaten wurde der König wieder schwach: er ließ heimlich die Tische an beiden Enden des Saales etwas mehr zur Mitte rücken, und am nächsten Tag noch etwas weiter, und dann noch ein Stück. Jetzt aber wurde die Prinzessin energisch: die Tische wanderten an die Wand zurück und wurden dort festgenagelt. Noch hundert Jahre später war dieses "angenagelte Buffet" eine der Attraktionen bei der Schloßbesichtigung.

Der König ging nun ernsthaft daran, die Hochzeit der Prinzessin zu planen. Sofort nach der Hochzeit wollte er zu ihren Gunsten abdanken und in das Jagdschloß übersiedeln – nicht um zu jagen, sondern weil dort die Räume alle viel kleiner waren. In einem benachbarten Reich hatte es sich bewährt, ein Sommerfest zu veranstalten, damit sich die Prinzessin und eventuelle Kandidaten zwanglos kennenlernen konnten. So wurde es auch hier gehalten. Es gab zwar noch einen Eklat, als der Hofintendant als Festoper Verdis "Falstaff" vor-

schlug und daraufhin fristlos entlassen wurde. Aber dann klappte es doch; statt einer Festoper gab es ein Ballett im Freien mit einer zauberhaften Choreographie.

Nur mit der Eheanbahnung funktionierte es nicht so recht. Es hatte sich zwar überall herumgesprochen, daß die Prinzessin von stattlicher Figur sei, aber ihre jüngsten Bemühungen um mehr Eleganz waren noch nicht bekannt geworden. So kam es, daß hauptsächlich sehr korpulente Prinzen anreisten bzw. von ihren Vätern geschickt wurden, da man glaubte, so bessere Chancen zu haben. Sogar ein leibhaftiger Sumo-Ringer reiste an; er hatte die Presseberichte wohl nicht ganz richtig verstanden, ertrug die Blamage aber tapfer. Auch die Gäste waren etwas enttäuscht, als sie feststellen mußten, daß sie für Speisen und Getränke immer zwischen den beiden Enden des Schloßparks hin- und herpendeln mußten, was einigen schwerfiel. Etliche reisten sogar verärgert vorzeitig ab. Einige blieben, hielten sich allerdings nur bei den Getränken auf, die sie um so eifriger konsumierten (vor allem die alkoholischen Getränke), bis mehrere von ihnen Probleme mit dem korrekten prinzlichen Betragen bekamen. Als Heiratskandidaten schieden sie dadurch aus.

Zwei Monate nach dem Sommerfest hatte der König ein beglückendes Erlebnis: auch bei ihm löste sich die Nadel der königlichen Waage von Anschlag und zeigte eine meßbare Zahl. Daß die Prinzessin zuvor mit dem Hofmechaniker ein längeres geheimes Gespräch geführt hatte, wußte er nicht, und wir wollen es auch nicht wissen. So stimmte der König zu, noch im selben Jahr ein Herbstfest zu veranstalten. Der zurückgeholte Hofintendant arrangierte ein prachtvolles musikalisches Programm, an dessen Ende der Schlußchor des "Falstaff" konzertant aufgeführt wurde; der König prüfte zuvor den Text und war zufrieden. Und nun stellten sich auch die Bewerber ein, die man erhofft hatte, darunter auch der eine, der die Prinzessin überzeugen konnte.

Und weil dies ein Märchen ist, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen oder – wie man heute wohl sagen muß – das "happy end". Die Hochzeit fand statt. Als Trauzeugen wurde der Sumo-Ringer eingeladen, der sich anschließend angeregt mit der Königin unterhielt. Der König dankte wie geplant ab und zog sich ins Jagdschloß zurück. Dort war, als besondere Aufmerksamkeit der Prinzessin für ihren Vater, eigens ein Getränkepavillon errichtet worden – in 50 m

Abstand vom Speisesaal. Und wenn der Pavillon nicht inzwischen abgebrochen wurde, dann steht er heute noch.

Das 34. Märchen:

Fürstliche Ehen

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war so schön, daß er sämtliche Spiegel im Palast abräumen ließ", begann der Hofgeschichtenerzähler seinen abendlichen Vortrag im Kaminzimmer des königlichen Schlosses. Die jungen Prinzessinnen hingen an seinen Lippen, und auch die jungen Prinzen achteten darauf, kein Wort zu versäumen, auch wenn sie den Kopf etwas seitwärts drehten, damit es nicht so aussah, als interessierten sie sich noch für Märchen. "... Spiegel im Palast abräumen ließ, denn er fürchtete, die Prinzessin würde sich in sich selbst verlieben, wenn sie ihr Spiegelbild sähe, und wäre dann nicht mehr bereit, einen der Prinzen aus den Nachbarkönigreichen zu heiraten."

"So ein Stuß", ließ sich da auf einmal die trockene Stimme des Hofgeschichtslehrers vernehmen, "seit wann werden denn Prinzessinnen gefragt, wen sie heiraten wollen? Da geht doch die Staatsraison vor." Den Prinzessinnen stockte der Atem, und auch die Prinzen drehten irritiert die Köpfe. "Was mischen Sie sich hier ein?" versetzte indigniert der Hofgeschichtenerzähler. "Kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten, und lassen Sie mich meinen Job tun!" - "Was heißt hier: Ihren Job tun", kam die Antwort des Geschichtslehrers. "Sie setzen den Gören doch nur Flausen in den Kopf." Und mit lauterer Stimme, weil die Prinzessinnen empört zu murren begannen: "Eine Prinzessin hat zu gehorchen und dem Staat zu dienen, ob sie nun schön ist oder häßlich." Und dann zu den feixenden Prinzen: "Und das gilt auch für die jungen Herren, die, wie ich höre, ihre Hausaufgaben auch noch nicht gemacht haben." - "Sie sind eine erbärmliche Kreatur, wenn Sie so wenig Interesse für die Poesie aufbringen", gab der Geschichtenerzähler zurück. "In unserer Zeit braucht man keine Poesie, sondern Tatkraft, und die lernt man aus der Geschichte." - "Von wegen, nur die Poesie fördert die Kreativität, die heute ein Politiker haben muß. Und außerdem ist in der Geschichtsschreibung ja sowieso

das meiste gefälscht. Sie können ja nicht einmal beweisen, ob Karl der Große jemals existiert hat!"

So ging es eine Weile hin und her, bis der Geräuschpegel schließlich so stark angestiegen war, daß der König, der in seinem Lehnstuhl vor dem Kaminfeuer vor sich hindöste, erwachte und verwundert fragte: "Was ist denn hier los? Augenblicklich seid ihr alle still!" – "Der Kollege hat mein Fach beleidigt!" riefen der Hofgeschichtenerzähler und der Hofgeschichtslehrer wie aus einem Munde. "Ich sagte, ihr sollt still sein", donnerte da der König. "Verlassen Sie augenblicklich den Raum!" Das mußten die beiden dann auch tun, aber man hörte sie noch bis auf den Hof hinaus keifen.

Nun fingen die Prinzessinnen an zu weinen. "Wir haben uns so auf das Märchen gefreut!" schluchzten sie allesamt. Da sagte der König, der ein weiches Herz hatte und seine Kinderschar mochte, auch wenn sie ihm zuweilen auf die Nerven gingen: "Dann werde ich euch ein Märchen erzählen." Und er begann:

"Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn – nein: eine Tochter –, die war so schön, daß er alle Flügel im Palast abräumen ließ" – leises Kichern aus der Ecke der Prinzessinnen – "denn er fürchtete, sie könnte sich in sich selbst verlieben, wenn sie ihr Spiegelbild sähe, und wäre dann nicht mehr bereit, eine der Prinzessinnen aus den Nachbarkönigreichen zu heiraten." Nun begannen die Prinzen miteinander zu tuscheln. "Also ließ er alle Spiegel auf den Speicher schaffen", fuhr der König unbeirrt fort, "angefangen von den zwölf Staatsspiegeln im Thronsaal über die Spiegel in den Ankleidezimmern der Hofdamen bis hin zum Parabolspiegel im astronomischen Observatorium. Schließlich wurde sogar die Königin entlassen, als sie eine Glatze bekam, während der Hofnarr die Leibgarde frisierte ... Nein, es geht nicht, ich bekomme die Geschichte nicht mehr zusammen", brach der König schließlich resigniert ab. "Dabei habe ich es früher so gern gehört, aber das ist auch schon Jahrzehnte her."

"Papa, wie viele Megabyte hatte der Speicher denn?" fragte da einer der Prinzen. Da mußte der König lachen und meinte zu der neben ihm sitzenden Hofdame: "Die Kinder kennen sich nicht einmal mehr in unserem Schloß aus." Und zu dem Prinzen gewandt: "Speicher sind die unbenutzten Räume im Dachgeschoß, du naseweißer Bengel." – "So unbenutzt nun auch wieder nicht", sagte da die Hofdame augenzwinkernd zum König. "Erinnern Sie sich nicht mehr an das letzte Sommerfest? Um ein Haar wäre ich von Ihnen schwanger geworden ..." Der König errötete bis unter die Haarwurzeln, aber die

Der König errötete bis unter die Haarwurzeln, aber die jüngste Prinzessin fragte: "Was ist ein Schwanger? Ist das auch ein Spiegel?" – "Wißt ihr was", rief der König, "ich lasse uns allen Pistazieneis aus der Hofküche holen, und dann gehen wir ins Bett, es ist schon spät geworden." – "Allein?" fragte der älteste Prinz den zweitältesten, aber Gott sei Dank so leise, daß es der König nicht hörte. "Erinnerst du dich an die Küchenmagd, die Prinzessin wurde und dann wieder abtreten mußte?" – "Das verwechselst du, das war in einem anderen Märchen." – "Das macht doch nichts, in diesem geht doch auch alles durcheinander." – "Da hast du auch wieder recht. Ich bin gespannt, wie der Märchenerzähler sich da wieder herauswindet." – "Er könnte einfach sagen: 'Da dies ein Märchen ist, will ich nun auch noch den Schluß ...' " – "Oh nein, nicht das schon wieder!"

Inzwischen ist das Eis aufgetragen und aufgegessen worden und die Prinzen und Prinzessinnen sind zu Bett gegangen, und auch der König und die Hofdame haben das Kaminzimmer verlassen – durch verschiedene Türen wohlgemerkt. Aber noch ist nicht ganz still im Schloß: die gute und die böse Fee des Königreichs sind noch unterwegs. "Soso, der König und die Hofdame", sinniert die böse Fee, "das wußte ich noch gar nicht, da mußte sich doch etwas machen lassen." Und die gute Fee überlegt, wie sie die Hofdame vom Hof entfernen kann, ohne daß jemand auf Gedanken kommt, die sie nicht zulassen kann.

Am nächsten Morgen bat der Minister für die königliche Beliebtheit um eine Audienz bei seinem Herrscher. Er hatte in der Nacht einen herrlichen Traum gehabt, in dem eine wunderbare Idee vorgekommen war, wie man die Beliebtheit des Königs im ganzen Land steigern könne: eine Rundreise des Königs durch die Provinzen seines Reiches, wobei er auf jeder Station die Kinder einladen und ihnen ein Märchen erzählen solle. Und weil das Reich ziemlich groß war und die Reise sehr lange gedauert hätte, solle er die südliche Provinz bereisen, die Königin die westliche, und in die östliche und nördliche Provinz sollten in Stellvertretung des Königs die Hofdamen abgeordnet werden. Der Minister hatte auch schon eine Liste dabei, auf welcher der Hofdame von gestern abend die am weitesten entfernte nördliche Provinz zugewiesen war. Der König hörte freundlich zu, erbat sich aber – in Erinnerung an das Debakel seines Erzählversuchs am Abend – einen Tag Bedenkzeit.

Das war die Chance für die böse Fee. Sie ließ nämlich den König träumen – und brachte es mit größter Mühe fertig, keinen Albtraum daraus werden zu lassen –, wie man das Ganze noch attraktiver gestalten könne. Statt der Hofdamen sollten der älteste Prinz in die nördliche und die älteste Prinzessin in die östliche Provinz fahren, damit überall die königliche Familie selbst aufträte, und jeden Erzähler sollte eine Hofdame bzw. bei Königin und Prinzessin ein Leutnant der Palastwache begleiten, um bei der Erzählung als Dialogpartner und notfalls als Souffleur zu fungieren. Und es wurden auch gleich die Hofdamen und die Leutnants bestimmt. Es dürfte klar sein, wer den König begleiten sollte. Die böse Fee rieb sich zufrieden die Hände und gönnte sich zur Belohnung einen Tagesausflug in den Wald mit den Giftpilzen.

In dieser Nacht hatten alle vier vorgesehenen Begleiter wunderbare Träume, in denen sie auf die Reise gingen, und wie zufällig lagen am nächsten Morgen auf ihren Nachttischen Prospekte genau der Provinzen, in sie abgeordnet werden sollten. Sie liefen daher zum König und baten darum, doch schon vorausreisen zu dürfen: sie könnten dann auch gleich die geeigneten Räumlichkeiten für die allerhöchsten Märchenstunden herausfinden und reservieren. Der König stimmte zu, und die Begleiter und einen Tag später auch Prinz, Prinzessin und Königin fuhren schon voraus. Der König selbst mußte aber noch die Sitzung des Staatsrates am Donnerstag abwarten. Noch während dieser Sitzung begann es, in Strömen zu regnen. Der Landwirtschaftsminister rief aus: "Endlich! Gott sei dank hat die Trockenheit ein Ende! Diesen Regen muß uns eine gute Fee geschickt haben!"

Und so war es auch. Allerdings konnte unter diesen Umständen keine Rede davon sein, über Land zu fahren, denn dann hätten die Untertanen, die den König selbstverständlich auf jeder Station begrüßen würden, ja im strömenden Regen auf ihn warten müssen. Das sollte man ihnen doch nicht zumuten, gab der Minister für die königliche Beliebtheit dringend zu bedenken. Auch am Freitag, Samstag und Sonntag wollte der Regen nicht nachlassen, so daß der König seiner Hofdame ein Telegramm schickte, sie solle schon einmal allein mit dem Märchenerzählen anfangen. Er selbst werde für die Kinder der Hauptstadt eine Märchenstunde abhalten.

Am Abend kamen also die Kinder der Hauptstadt ins Schloß, und der König begann sein Märchen: "Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn – nein: eine Tochter –, die war so schön, daß er alle Flü-

gel im Palast abräumen ließ" – leises Kichern aus der Ecke der Mädchen – "denn er fürchtete, sie könnte sich in sich selbst verlieben, wenn sie ihr Spiegelbild sähe, und wäre dann nicht mehr bereit, eine der Prinzessinnen aus den Nachbarkönigreichen zu heiraten." Nun begannen die Buben miteinander zu tuscheln. "Also ließ er alle Spiegel auf den Speicher schaffen", fuhr der König unbeirrt fort, "angefangen von den zwölf Staatsspiegeln im Thronsaal über die Spiegel in den Ankleidezimmern der Hofdamen bis hin zum Parabolspiegel im astronomischen Observatorium. Schließlich wurde sogar die Königin entlassen, als sie eine Glatze bekam, während der Hofnarr die Leibgarde frisierete ... Nein, es geht nicht, ich bekomme die Geschichte nicht mehr zusammen", brach der König schließlich resigniert ab. "Dabei habe ich es früher so gern gehört, aber das ist auch schon Jahrzehnte her." – "Papa", rief da einer der Prinzen, "warum gehen wir nicht einfach ins Hofkino und schauen uns einen Märchenfilm an?" Und schon war er aufgesprungen, und alle Kinder liefen ihm hinterher.

Kaum waren die Kinder davongestoben, da trat der Hofpostillon ein und überreichte dem König ein Telegramm der Königin: "Seit drei Tagen sitze ich hier ganz allein und erzähle Märchen. Die Kinder sind ja ganz lieb, aber ich habe Sehnsucht nach dir." Wieso war die Königin allein? War nicht einer der Leutnants abgeordnet worden, um sie zu begleiten? Nun ja, bei der Reisedisposition hatte es ein Mißverständnis gegeben: der Leutnant, der eigentlich die Königin in die westlichen Provinzen begleiten sollte, war aus Versehen in die südliche Provinz geschickt worden, wo die Hofdame auf den König wartete. Der Leutnant war charmant, er war aus gutem und noch dazu reichem Hause, so daß die Hofdame bald nicht mehr an den König dachte. Dieser hatte das ganze Arrangement sowieso schon vergessen und folgte dem Ruf der Königin, die ihn aufs zärtlichste empfing, als er bei ihr eintraf.

Die Filmvorführung im Schloßkino geriet allerdings zur Katastrophe: dreimal riß der Film – so wütend war die böse Fee –, und als er zum vierten Mal riß, rief der Prinz: "Im Garten gibt es Pistazieneis und Nutellabrote!" Sämtliche Kinder folgten ihm und stürzten sich auf Eis und Brote, und wenn sie nicht satt geworden sind, essen sie heute noch.

Das 35. Märchen:

Der König, der keine Märchen mochte

Es war einmal ein König, der mochte keine Märchen. Er erklärte: "Wozu soll man in meinem Reich solche phantastischen Geschichten erzählen? Bei mir soll es ordentlich und nüchtern zugehen. Seit man mich in meiner Kindheit mit diesen überdrehten Erzählungen gequält hat, habe ich nie mehr ein Märchen angehört oder ein Märchenbuch in der Hand gehabt. Also kommt mir nicht mit sprechenden Fröschen und Spiegeln, mit gläsernen Särgen, mit Feen und Zauberpferden, mit maulenden Kaffeemaschinen und ähnlichem Unsinn!" So sprach er und ließ die Prinzen und Prinzessinnen – immerhin jeweils sieben an der Zahl – einfach stehen, obwohl sie ihn gebeten hatten, ihnen ein Märchen zu erzählen, denn die Zwillinge hatten heute Geburtstag. Der König aber kümmerte sich nicht um sie und sah auch nicht, wie ihnen die Tränen in die Augen traten, sondern er verschwand in sein Schreibkabinett, wo die Tischbeine alle wie Paragraphen geformt waren, und schlug ein Gesetzbuch auf.

Aber halt: so leicht kommst du uns nicht davon, Majestätchen, wer nicht erzählen will, muß eben erzählt werden. Und noch etwas, lieber Freund: in welchem Märchen kommt denn eine Kaffeemaschine vor? Bei den Gebrüdern Grimm nicht, und auch nicht bei Andersen. Es gibt zwar ein Märchenbuch mit Kaffeemaschinen, aber das war zu deiner Jugendzeit noch gar nicht erschienen. Solltest du etwa doch ... ?

Es dauerte nicht lange, und der ganze Palast wußte, was geschehen war. Kurz nachdem der König gegangen war, kam die Königin in das Geburtstagszimmer und fand die Zwillinge schluchzend und die anderen Prinzen und Prinzessinnen betreten vor. Sie konnte die beiden nur dadurch beruhigen, daß sie ihnen Kastanien mit Pistazieneis gefüllt servieren ließ – es war bereits die vierte Portion, aber was tut man nicht alles am Kindergeburtstag – und ihnen selbst ein Märchen

erzählte. Dabei brachte sie zwar alles durcheinander – so spielte der Frosch mit einer goldenen Kugel, und die Prinzessin saß im Brunnen, die böse Fee hatte einen Drosselbart, und Schneewittchen wurde mit Pech übergossen –, aber das machte nichts, denn es brachte die Kinder zum Lachen, und am Ende gingen sie dann erschöpft, aber nicht mehr schluchzend ins Bett.

Erschöpft war auch die Königin. Deshalb ging sie ins Frühstückszimmer, um sich auf den Schreck hin einen Espresso zu machen, und während die Maschine noch lief, seufzte sie vor sich hin: "Kann dieser alte Knacker nicht wenigstens am Geburtstag den Kindern eine Freude machen? Ein ganz kurzes Märchen hätte er ihnen doch erzählen können, auch wenn er selbst keine Märchen mag!" Und zur Kaffeemaschine gewendet sagte sie: "Nicht wahr, du bist doch auch immer für mich da, selbst jetzt mitten in der Nacht."

Die Kaffeemaschine war überglücklich. Noch nie hatte sich jemand bei ihr bedankt, und jetzt tat das sogar die Königin! Die Dienstmädchen, die morgens den Kaffee bereiteten, gähnten immer nur dabei und würdigten sie keines Wortes, und die jungen Pagen, die sich ab und zu heimlich einen Capuccino bereiteten, obwohl sie das eigentlich gar nicht durften, waren immer ungeduldig und schimpften sogar: "Was brauchst du denn wieder so lange? Wenn jemand kommt und mich erwischt!" Die Königin trank ihren Espresso und ging dann ins Bett. Dabei vergaß sie ganz in Gedanken, den Stecker abzuziehen, wie es eigentlich die Feuerverhütungsvorschriften anordneten, und so war es der Kaffeemaschine ein Leichtes, über das Stromkabel ihren Triumph im ganzen Palast zu verbreiten. Binnen weniger Sekunden wußten es alle Lampen, alle Elektroherde, alle Kühlschränke und Gefriertruhen, die Alarmanlage und sogar die elektrischen Rolladenöffner an den großen Fenstern im Erdgeschoß. Man fand die Kaffeemaschine zwar etwas überheblich, und der Verteilerkasten nahm sich vor, sie bei passender Gelegenheit zu ärgern, aber die Empörung über den gefühllosen König war allgemein.

Nur hatte niemand eine Idee, was man unternehmen könnte. Zwar brauchte die Kaffeemaschine doppelt so lange wie sonst, als der König sein Frühstück bestellte, die Rolläden gingen während des Empfanges für den spanischen Botschafter mehrmals auf und nieder – was dieser auf eine Intrige des portugiesischen Botschafters zurückführte –, und mitten in der Nacht schrillte sogar grundlos die Alarmanlage. Aber der König merkte den Zusammenhang natürlich nicht, und die kleinen

Prinzen und Prinzessinnen bekamen während des Alarms sogar Angst, und so war das ja nicht gemeint. Schließlich kam dem Computer im Amtszimmer des Hofintendanten der rettende Gedanke, den er sofort seinen Kollegen in den Amtsstuben und Zeitungsredaktionen mitteilte. Der König selbst war es, der ihm den Gedanken eingegeben hatte. Am Morgen nach dem falschen Alarm hatte er nämlich eine Besprechung mit dem Hofintendanten, und dabei ließ er die Bemerkung fallen: "Ohne diesen blöden Alarm hätte ich heute märchenhaft geschlafen." Der Intendant, der eine etwas spitze Zunge hatte, antwortete: "Ich dachte, Sie mögen keine Märchen." Aber da der König in diesem Augenblick laut gähnte, bekam er die Bemerkung nicht mit.

Von diesem Tag an änderte sich das Vokabular der amtlichen Berichte an den König und der Nachrichten und der Leitartikel in den Zeitungen. Immer öfter wurden Entwicklungen und Ergebnisse nicht mehr als positiv oder erfreulich oder überraschend oder erstaunlich bezeichnet, sondern als märchenhaft. Der Wetterbericht kündigte nicht mehr strahlenden Sonnenschein an, sondern märchenhaften, und als im November schon Schnee fiel, titelte die Zeitung KRONENBILD "Ein Wintermärchen". Als der König im Dezember Geburtstag feierte, überschrieb die Illustrierte Die Farbige ihren Bericht "Große Party für unseren Märchenkönig".

Dem König gefiel das gar nicht, sondern er wurde immer mürrischer und in seinen Entscheidungen immer willkürlicher und autoritärer. Als das Parlament den ersten Sonntag im März zum Märchen-sonntag erklären wollte, löste er das Unterhaus vorzeitig auf und setzte keine Neuwahlen an. Als ein Regimentskommandeur in seinem Rapport von den märchenhaften Leistungen seiner Truppe beim Frühjahrsmanöver schwärmte, degradierte der König ihn zum Oberleutnant und beförderte seinen Stellvertreter zum Obersten. Er konnte nicht wissen und erfuhr nie, daß dieser seine - ebenso unerwartete wie unverdiente - Beförderung seiner Frau in einem Brief mitteilte, der mit den Worten begann: "Ein Märchen ist wahr geworden; endlich bin ich Oberst."

Am Geburtstag der Königin schließlich fand ein Happening im Schloßhof statt, bei dem die Abschlußklasse der Kunstakademie eine Herde Schafe vor die Ehrentribüne trieb, auf deren Flanke mit roten Buchstaben "RCHEN" geschrieben war. Der König fragte den Akademiedirektor, was das solle, und der antwortete: "Aber das ist doch ganz klar: 'Mä' sagen die Schafe selber!" Daraufhin löste der König

die Kunstakademie auf. Der Direktor floh in die benachbarte Republik und gab dort eine Satirezeitschrift heraus; auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe stand: "Märchenkönig verbietet Schafen, Mä zu sagen!" Sämtliche zwölf Staaten diesseits und jenseits des großen Ozeans lachten daraufhin über den König. Das Magazin wurde auch in seinem eigenen Reich verkauft, aber nur heimlich unter der Ladentheke.

Kurz darauf nahm der König an einer Kabinettsitzung teil. Als der Ministerpräsident den 33. Tagesordnungspunkt aufrief: "Förderung der Mädchenschulen", da verstand der König, der schon müde war und nicht mehr genau zuhörte, statt dessen "Märchenschulen". Sofort ging er in die Luft, rauschte wütend aus dem Saal und entließ sämtliche Minister. Wie man sieht, geriet er immer tiefer in eine politische Sackgasse, die eigentlich nur mit einer Revolution und der Abschaffung der Monarchie enden konnte.

Und in genau so einer Sackgasse befindet sich jetzt auch der Märchenerzähler: eine Revolution wäre nämlich nicht besonders originell, sie hat es schon einmal gegeben, im südlichen Königreich, wie man sich erinnert. Was ist also zu tun? Da hilft nur ein unwahrscheinlicher Zufall: als der König eines Abends schlafen ging, sah er auf dem Nachttisch der Königin ein kleines Buch liegen. Er hob es hoch und las den Titel: "Nachrichten aus dem nördlichen, dem südlichen und dem östlichen Königreich" – der Rest des Titels war durch den Schutzumschlag verdeckt. Ein politisches Buch also! Aber seit wann interessierte sich die Königin für Politik? Was heckte sie gegen ihn aus? Mißtrauisch schlug er das Buch auf und entdeckte, daß der Inhalt gar nicht (oder nur teilweise) aus Politik bestand, sondern es handelte sich um Märchen – und das in seinem Schlafzimmer !!!

Schon wollte er das Buch in den Kamin schleudern und verbrennen. Dann aber dachte er daran, daß es um ihn herum doch recht einsam geworden war, seit er sich so tyrannisch gebärdete, und den Applaus im Parlament nach der Thronrede hatte er immer sehr genossen, aber der Reichstag war ja aufgelöst und noch nicht wieder gewählt. Deshalb wollte er sich nicht auch noch die Königin entfremden, und widerwillig begann er zu lesen. Nun weiß jeder, der dieses Buch kennt, daß es sich um ein äußerst spannendes und modernes Märchenbuch handelt, das man so schnell nicht wieder aus der Hand legt, wenn man einmal mit dem Lesen begonnen hat. Und manche Stellen sind ja auch ausgesprochen witzig. So fand die Königin ihn in ihrem Märchenbuch lesend vor, als sie ebenfalls zu Bett ging. "Darf ich mein Nachrich-

tenmagazin wieder haben?", fragte sie den König. "Ich möchte gern noch einen Artikel vor dem Einschlafen lesen." Da mußte der König doch lachen: "Ein schönes Nachrichtenmagazin hast du da! Wie gefällt dir denn diese Stelle?" Und er las vor: "Es war einmal ein König, von dem wurde behauptet, er möge keine Märchen, aber das stimmte gar nicht. Er hatte nur nie richtig zugehört, wenn eines vorgelesen wurde." Und dann rückte er näher an die Königin heran und fragte: "Liest du mir eines vor?" Und das tat die Königin denn auch, und dann noch eines, und wenn es nicht Morgen geworden ist, lesen die beiden immer noch.

Natürlich war das jetzt ein Schluß wie im Märchen, aber ganz unpassend ist das ja nicht – oder?

Das 36. Märchen:

Die Prinzessin und der Küchenjunge, oder:

Fortunae rota volvitur

Es war einmal eine Prinzessin, die war ein bißchen hochnäsiger. Sie war nicht eigentlich arrogant oder böse, aber da alle Leute ihr sagten, wie schön sie sei und wie glücklich sie doch als Prinzessin sein müßte, daß sie später einen feschen Prinzen heiraten dürfe und – wer weiß? – vielleicht sogar Königin würde ... ; da also alle Welt ihr schmeichelte, da begann sie selbst ein wenig zu glauben, daß sie etwas ganz Besonderes sei.

So richtig überzeugt war sie aber doch noch nicht davon, denn sie wußte: sie hatte eine Stupsnase und auch eine viel zu blasse Haut, der ein wenig Farbe gut getan hätte. Deshalb stellte sie sich vor ihren Spiegel und fragte: "Spieglein, Spieglein, an der Wand, wer" – "Laß doch den Blödsinn", fiel ihr der Spiegel ins Wort, "sprechende Spiegel gibt es nur im Märchen! Und außerdem: wenn ich dir die Wahrheit sagen würde, würdest du doch bloß hingehen und die andere vergiften." Da begann die Prinzessin zu weinen, als sie so grob angesprochen wurde. Der Spiegel hatte eigentlich nur einen Witz machen wollen, deshalb begann er sich zu schämen und errötete. Die Prinzessin, die inzwischen die Tränen weggezwickelt hatte, schaute genau in diesem Augenblick wieder in den Spiegel und hatte in dem erröteten Spiegel nun eine sehr schön kräftige Hautfarbe und sah wirklich bezaubernd aus. Und das sagte sie dem Spiegel auch, der es vorzog zu schweigen. Man weiß ja als Spiegel nie, ob die Prinzessinnen nicht wütend werden und dann mit ihrem Fächer auf einen einschlagen; aber nein, das war ja die häßliche alte Hofdame gewesen, ich bringe die Märchen etwas durcheinander.

Am frühen Nachmittag desselben Tages ging die Prinzessin im Hofgarten spazieren. Auf diesen Augenblick wartete jeden Tag der

Küchenjunge, der sich unsterblich in sie verliebt hatte. Die Hofküche war ein Stück in die Erde eingelassen, so daß der Küchenjunge auf einen Hocker steigen mußte, um durch das Fenster – es war eines jener Fenster, bei denen auf zwei Drittel Höhe ein flacher Bogen aufgesetzt ist – um also durch dieses Fenster hinauszuschauen und die Prinzessin zu beobachten. Natürlich hätte er eine heftige Ohrfeige gefangen, wenn der Koch ihn dabei erwischt hätte – und wenn schon: ist es im Märchen nicht so, daß genau dann das Schloß in einen hundertjährigen Schlaf versinkt? Aber wie der Spiegel schon bemerkt hatte: wir sind ja nicht im Märchen. Oder doch?

Drei Tage später hielt es der Küchenjunge nicht mehr aus. Er schlich sich heimlich aus der Küche und paßte die Prinzessin bei ihrem Spaziergang ab. Er hatte auch ein drei Seiten langes Gedicht geschrieben, in dem er sie mit allen möglichen Speisen und vor allem mit den schönsten Würsten verglich, die er kannte. Es gelang ihm auch, das Gedicht zu überreichen. Mit weichen Knien stand er dabei, als die Prinzessin anfing, das Gedicht zu lesen. Zuerst lächelte sie huldvoll, denn die Verse waren sehr poetisch formuliert. Als sie aber an die Stelle kam, wo es hieß: "Wie Bratwurst schlank sind deine Beine, und deine Arme wie Cevapcici", da brach sie in hemmungsloses Gelächter aus, warf dem Küchenjungen das Blatt ins Gesicht und lief davon.

Als dieser wieder in die Küche kam, empfing ihn der Koch, der fuchsteufelswild war und ihm nicht eine, sondern eine ganze Schüssel voll Ohrfeigen versetzte, ohne daß deshalb die Zeit stehen blieb. Der Küchenjunge hatte nämlich den Topf mit dem Zucker auf dem Herd vergessen, den er karamelisieren lassen sollte. Es stank fürchterlich, und der Küchenjunge mußte anschließend den Topf ausscheuern, und noch zehn andere Töpfe dazu.

Aber die Lektion hielt nicht lange vor. Keine drei Tage später schlich er sich wieder aus der Küche, wurde wieder erwischt und wieder verprügelt. Und beim dritten Mal packte ihn der Koch am Kragen und schleppte ihn zum Hofintendanten, der ihn in den Karzer des Schlosses einsperrte. Die Prinzessin erfuhr davon, hatte aber kein Mitleid mit ihm, sondern rief ihre Freundinnen zusammen, stellte sich vor den Karzer und las ihren Freundinnen dort das Gedicht des Küchenjungen vor, so daß er hören mußte, wie sich die jungen Damen – wenn wir sie so nennen wollen – vor Lachen ausschütteten.

Als sie wieder gegangen waren und der Küchenjunge seinen Weinkampf überwunden hatte, begann er sich in dem Karzer umzusehen.

Da erblickte er gegenüber dem Eingang, halb durch die Pritsche verdeckt, eine weitere Tür. Diese Tür sollte natürlich abgeschlossen sein, und das war sie normalerweise auch; aber aus irgendeinem Grund, den nur der Märchenerzähler und die gute Fee des Königreiches kennen, war sie diesmal nicht verschlossen. Der Küchenjunge öffnete sie vorsichtig und gelangte in einen Raum voller Regale und Schachteln. Der Karzer war nämlich ursprünglich ein Nebenraum des geheimen Schloßarchivs gewesen, den man abgetrennt hatte. Der Küchenjunge stöberte ein wenig in den Schachteln und stieß schließlich auf einen Brief der Königin an den Oberhofkoch. Aus dem Brief ging eine Geschichte hervor, die ihm den Atem raubte: die Königin, die offenbar in den Oberhofkoch verliebt gewesen war, bevor sie den König heiraten mußte, schrieb diesem, wie sehr sie sich nach der Geburt von drei Prinzen endlich eine Tochter gewünscht habe. Deshalb sei sie glücklich, daß es ihnen gelungen sei, den vierten Prinzen gegen die Tochter des Kochs auszutauschen. Die Tochter entwickle sich recht gut, und der vertauschte Prinz sei als Küchenjunge ja auch gut untergebracht.

Dem Küchenjungen stockte der Atem. Demnach war er ein Prinz, und die hochnäsige Prinzessin die Tochter eines Hofbediensteten! Ich will nicht im einzelnen schildern, wie es dem Prinzen-Küchenjungen gelang, bei der Königin einzudringen und sie mit dem verräterischen Schriftstück zu konfrontieren, und wie diese die ganze Geschichte dem König beichtete, der sich ohnehin noch einen Prinzen gewünscht hatte und deshalb nicht wirklich böse war. Jedenfalls gab es jetzt einen vierten Prinzen, und die bisherige Prinzessin wurde zur Küchenmagd herabgestuft und lernte, Würste zu braten und Zucker zu karamelisieren, was ihr übrigens recht gut gelang.

Ganz zufrieden mit seiner neuen Stellung war der ehemalige Küchenjunge aber doch nicht. Er sehnte sich nämlich immer noch nach der – wie sollen wir sie jetzt nennen? – der jetzigen Küchenmagd und ehemaligen Prinzessin, aber das Märchen ist ja noch nicht zu Ende. Die Küchenmagd war natürlich zunächst wütend und sperrte sich bei der Arbeit, aber der Koch sparte auch bei ihr nicht mit Ohrfeigen. Dann wurde sie traurig und dachte an das Gedicht, das neben den grotesken Vergleichen auch einige sehr zarte Stellen hatte; sie las es jetzt immer wieder (das Blatt hatte sie nämlich aufgehoben).

Nach einer Woche wurde die Küchenmagd von dem brutalen Koch erlöst, und das kam so: als der Koch wieder einmal zu einer Backpfeife ausholte, trat gerade der Oberhofkoch in die Küche und herrschte

den Koch an: "Was machen Sie denn da?" Der Koch erschrak, drehte sich um, konnte aber den Schwung der Hand nicht mehr aufhalten, und die Ohrfeige landete mitten im Gesicht des Oberhofkochs. Die Folge war die sofortige Entlassung des Kochs, und darüber hinaus wurde er auf zehn Jahre aus dem Königreich verbannt.

Die Hofgesellschaft war erstaunt über diese Strenge, zumal der Koch mit der Schwester des Oberhofkochs verheiratet war. Auch die Frau des Kochs wurde verbannt. Aber die erfahrenen alten Hofdamen meinten, der König werde zumindest sie schon bald zurückrufen; und sie sollten recht behalten: schon nach drei Monaten war sie wieder da! Der neue Koch gab der Küchenmagd keine Ohrfeigen mehr, sondern gelegentlich eine Klaps auf den Po, und dann war er es, der die Ohrfeigen kassierte. Und da der neue Koch weder besonders intelligent noch besonders fleißig war, übernahm die Magd sehr bald das Regiment in der Küche: zu befehlen war sie ja noch aus ihrer Zeit als Prinzessin gewohnt. Und auch wenn in der Küche etwas schief ging und der Koch wieder einmal nicht alle Schrotkugeln aus dem Hasenbraten entfernt hatte, war sie es, die vor dem König erscheinen und das Donnerwetter über sich ergehen lassen mußte, das dann aber erstaunlich milde ausfiel.

So vergingen einige Jahre. Die beiden jungen Leute, Prinz und Küchenmagd, wurden erwachsen. Und da war nicht mehr zu übersehen, wie sehr der Prinz dem König, nicht aber der Königin ähnelte; die Küchenmagd war dagegen der Königin wie aus dem Gesicht geschnitten. Was sollte man davon halten? Die Hofgesellschaft diskutierte hinter vorgehaltener Hand, die erfahrenen alten Hofdamen lächelten schweigend.

Dann wurde die Küchenmagd schwanger. In Verdacht geriet der Prinz, der aber alles abstritt, obwohl die Königin ihm hart zusetzte. Als sie wieder einmal in ihn drang – die königliche Familie stand gerade auf den Stufen der Kathedrale, um den jährlichen Festgottesdienst zu besuchen – und dem verzweifelnden Prinzen mit schneidender Stimme vorwarf, es sei feige, nicht zu seinen Verfehlungen zu stehen, da rief ihr die Schwester des Oberhofkochs zu: "Du alte Schlampe mußt das gerade sagen!" und drängte sich an der Königin vorbei in die Kirche. Die Gebete beim anschließenden Festgottesdienst waren nicht sehr andächtig.

Während der Festtafel ging der Streit weiter. Als die Küchenmagd den Braten auftrug, zog sie alle Blicke auf sich; da rief die Kö-

nigin: "Tatsächlich! An diesem Hof folgt ja ein Bastard auf den anderen!" In dem Tumult, der darauf folgte, ging der Braten zu Boden – jammerschade, denn er war ein Meisterwerk der Kochkunst! –, die älteren Prinzen wurden miteinander handgemein, der König rang verzweifelt die Hände, die Jagdhunde, die an diesem Tag mit in den Speisesaal durften, erhoben ein lautes Gejaule – bis sich schließlich die älteste Hofdame dadurch Aufmerksamkeit verschaffte, daß sie ihren Likör in Brand setzte. In dem kurzen Moment der Stille, der dadurch eintrat, rief sie mit zitternder, aber energischer Stimme: "Setzt euch hin, jetzt sage ich, was wirklich los ist!" Daraufhin fiel der Oberhofkoch in Ohnmacht, aber niemand nahm das zur Kenntnis.

Dann enthüllte die Hofdame, wobei sie jedes Wort durch einen energischen Schlag auf den Tisch mit ihrem Lorgnon begleitete, was der Zuhörer bereits weiß oder ahnt. Warum hatte der König der Königin so schnell verziehen, als sie ihm gestand, die Prinzessin, jetzt Küchenmagd, sei gar nicht seine, sondern des Oberhofkochs Tochter? (Der Oberhofkoch erwachte gerade aus der Ohnmacht, als sie das sagte, fiel aber sofort in eine neue.) Warum wohl? Ganz einfach: weil der Prinz, ehemals Küchenjunge, einem Seitensprung des Königs mit der Schwester des Oberhofkochs entstammte. Kein Wunder, daß sie nicht lange in der Verbannung bleiben mußte! An dieser Stelle brachen die drei älteren Prinzen in unbändiges Gelächter aus und fragten: "Und wie sind wir an diesen Hof gekommen? Am Ende ist die Küchenmagd von unserem Vater schwanger!" Und sie umarmten die Küchenmagd und riefen: "Willkommen in der Familie, Stiefmama!"

Und weil dies ein Märchen ist und weil inzwischen niemand mehr die Verwandtschaftsbeziehungen durchschaut, will ich auch noch den Schluß der Geschichte erzählen. Am nächsten Morgen, als sich die Aufregung gelegt hatte, empfing der König, obwohl er schreckliches Kopfweg hatte, den Minister des königlichen Hauses. Der Prinz, vormals Küchenjunge, könne nicht mehr Prinz bleiben, erklärte der Minister, denn ein echter Prinz müsse den König zum Vater und die Königin zur Mutter haben, und außerdem sei mit den drei älteren Prinzen der Fortbestand der Monarchie ja gesichert. Auch schicke es sich nicht, daß eine Tochter der Königin, wenn auch eine uneheliche, weiter als Küchenmagd arbeite. Der Prinz war nicht unglücklich über die neue Wendung seines Schicksals, denn jetzt konnte er endlich die gewesene Prinzessin heiraten. Daß sie ein Kind vom König erwartete, wie die Prinzen richtig vermutet hatten – es wurden übrigens Zwillinge,

aber das ist eine andere Geschichte -, störte ihn keineswegs. Beide erhielten eine großzügige Abfindung und eröffneten ein Restaurant am Hauptplatz der Stadt, in dem sie ihre Kenntnisse aus der Schloßküche anwenden konnten. Das Gebäude stellte die uralte Hofdame zur Verfügung, die übrigens die Mutter des Oberhofkochs und seiner Schwester war, mithin die Großmutter des Prinzen und der Prinzessin und die Urgroßmutter der Zwillinge. Die Schloßküche wurde nun von dem jungen Koch allein weitergeführt, ohne Küchenmagd, aber er hatte nur wenig zu tun, weil König und Königin es vorzogen, in dem neuen Restaurant zu Mittag zu essen, denn dort wurde mit viel mehr Phantasie gekocht. Das Monarchenpaar hatte dort einen eigenen Raum, der so durch eine Glasscheibe vom übrigen Restaurant abgetrennt war, daß man zwar ihre Köpfe sehen konnte, nicht aber, was auf ihrem Tisch serviert wurde. Auf der Karte stand zwar immer ein recht teures "Königsmenü", aber ob es wirklich das war, was die gekrönten Häupter tatsächlich aßen, blieb Küchengeheimnis. Bei besonderen Gelegenheiten wurde der Nachtisch mit Likör flambiert. Und wenn sie nicht gestorben sind, tafeln sie dort noch heute.

Das letzte Märchen:

Das Einhorn und das Zweihorn

Es war einmal ein Einhorn, das die Welt durchstreifte auf der Suche nach einer Gefährtin. Aber es fand keine, und da kam ihm allmählich der Gedanke, es könnte das Letzte seiner Art sein. Es war ein sehr schönes weißes Tier, etwa so groß wie ein Pferd, und im Licht des Vollmondes wirkten seine Flanken zartblau. Wie bei allen Einhörnern war sein Horn genauso lang wie sein Vorderbein und stand in einem Winkel von $22,5^\circ$ nach oben, also wie die Richtung der Erdachse. Wenn es nachts durch die Äcker, Wiesen und Flächen streifte, bewegte es sich mit unvergleichlicher Eleganz. Tagsüber versteckte es sich aber meist in den Wäldern, nur wurde dies zusehends schwieriger, weil es kaum noch dichte Waldflächen gab.

In der Nacht traute sich das Einhorn auch in die Städte. Einmal kam es zu einer Buchhandlung, in deren Schaufenster lauter Bücher über Einhörner ausgestellt waren, darunter auch solche eines Autors, der selbst "Einhorn"* hieß. Aber das gefiel unserem Einhorn gar nicht. "Ihr redet über alles", sagte es, "aber ihr tut nichts, um mir zu helfen." Und es stieß mit seinem Horn in die Scheibe des Schaufensters, das daraufhin zersplitterte. Die Polizei am anderen Morgen war ratlos, denn die Scheibe war zerstört, aber es war nichts gestohlen.

Ein anderes Mal schlich sich das Einhorn in ein Naturkundemuseum ein und betrachtete die ausgestellten ausgestopften Tiere: Riesenalk - "ausgestorben" -, Mammut - "ausgestorben" -, Dinosaurier - "ausgestorben" -, Neandertaler - "ausgestorben" -, Orang-Utan - "vom Aussterben bedroht" ... Daraufhin wurde das Einhorn sehr traurig und weinte drei Tage lang blaue Tränen. Um sich aufzuheitern, besuchte es einen Film "Jurassic Park", aber die Geschichte war so unwahrscheinlich und die Menschen in dem Film redeten so laut und so hektisch, daß das Einhorn schon nach 10 Minuten das Kino wieder verließ. Am nächsten Morgen hatte es ein langes Gespräch mit dem Sonnen-

aufgang, aber wir wissen nicht, worüber sie geredet haben. Jedenfalls war das Einhorn danach wieder etwas zuversichtlicher.

Wenn es schlief, träumte das Einhorn jetzt sehr oft von der Vergangenheit: wie man es herbeigerufen hatte, um zu überprüfen, ob eine königliche Braut noch Jungfrau war; wie es sich mit dieser Braut am Vortag der Probe heimlich am Brunnen getroffen hatte; wie die Braut ihm dann ganz leise ihre Geschichte zugeflüstert hatte, die sie Angst vor der Probe haben ließ; wie dann später kurz nach Sonnenuntergang auch der Prinz gekommen war und sich über die Zeremonie beklagt und erklärt hatte, er liebe seine Braut und alles andere sei ihm gleichgültig und er könne ohne sie nicht leben. Und wie dann am anderen Tag der Priester, der das Einhorn aufrufen sollte, so betrunken war, daß er die magischen Worte nicht herausbrachte, so daß die Probe nicht stattfinden konnte. Und das Einhorn erinnerte sich auch, daß sogar der Prinz, der den restlichen Abend vor der Probe gemeinsam mit dem Priester verbracht hatte, irgendwie nicht ganz sicher auf den Beinen war und ganz leicht torkelte, als ob auch er dem Alkohol zu stark zugesprochen hätte. Aber das führte jedermann auf die Aufregung zurück, und so blieb das Geheimnis gewahrt.

Das waren so die Geschichten, an die sich das Einhorn erinnerte. Und es war stolz auf sich: es hatte tatsächlich geschafft, nie eine vermeintliche Jungfrau aufspießen zu müssen. Aber das war jetzt lange her; die Probe war inzwischen abgeschafft worden, und das war auch gut so. Aber diese glückliche Erinnerung hielt nicht lange an. Allmählich wurde das Einhorn wieder trauriger und begann erneut, die Wälder und Ebenen zu durchstreifen auf der vergeblichen Suche nach einer Gefährtin. Und wiederum mußte es sich eingestehen, daß es wohl das letzte seiner Art war. Da begann es sich zu fragen, wie sich wohl der letzte Riesenalk, das letzte Mammut, der letzte Dinosaurier, der letzte Neandertaler gefühlt haben mochten und sich der letzte Orang-Utan fühlen würde.

Eines Tages kam es an einer Schule vorbei und legte der Lehrerin heimlich einen Zettel in ihre Schultasche, auf dem es als Aufsatzthema vorschlug: "Wie fühlte sich der letzte Dinosaurier?" Aber die Lehrerin lachte nur, als sie den Zettel las, und stellte statt dessen das Thema: "Wie finde ich im Internet die neuesten Musiktitel?" Denn sie war eine moderne Lehrerin, die nur solche Aufsatzthemen stellte, die die Kinder auch wirklich interessierten – oder zumindest glaubte sie das

Das Einhorn hatte aber gar nicht abgewartet, was passieren würde, als es am Morgen der Klassenarbeit die Lehrerin heimlich beobachtet hatte. Als es nämlich sah, daß sie, obwohl sie hellblondes Haar hatte, sich die Augenbrauen mit einem schwarzen Stift nachzog und außerdem eine Strähne ins Gesicht hängen ließ, da wußte es: ich habe keine Chance, und war sehr schnell und diesmal gar nicht elegant davongelaufen. Die Kinder sahen übrigens später die Hufspuren des Einhorns auf der Wiese neben der Schule, aber niemand konnte sie ihnen erklären. Die Lehrerin meinte, vielleicht sei da ein Geländewagen mit stotterndem Motor gefahren, aber die Kinder glaubten ihr das nicht. Danach wurde das Einhorn längere Zeit nicht mehr gesehen.

Eine Weile hatte es sogar ernsthaft überlegt, sich klonen zu lassen. Es hatte dazu sorgfältig die Presse gelesen und auch schon begonnen, Schottisch und Koreanisch zu lernen. Aber dann kam ihm der Gedanke – und wir müssen zugeben, daß dieser Gedanke nicht falsch war –, daß es nämlich diesem Klon ja ganz genauso ergehen würde wie ihm selbst. Und da ging das Einhorn wieder auf die Suche nach einer Gefährtin und zog dabei immer weitere Kreise. Die Freunde des Einhorns, z. B. der Minivampir aus dem 29. Märchen oder die Nymphen aus dem Schloßgraben oder die Feen oder der Berggeist, wurden unruhig und machten sich Sorgen um das Einhorn, denn sie ahnten, daß ihr Schicksal irgendwie mit dem seinen zusammenhing: aber was sollten sie tun?

Eines Tages geschah nun etwas Überraschendes: das Einhorn fand im Zwielflicht der Abenddämmerung – oder war es die Morgendämmerung? oder die Nacht nach einem Gewitter? – jedenfalls fand das Einhorn auf einer Wiese ein kleines Zweihorn. Es war ein ganz junges Zweihorn, sicher nicht älter als zwei bis drei Jahre, und von einer herrlichen beigen Farbe. Das Einhorn hatte noch nie ein Zweihorn gesehen, aber es wußte sofort, worum es sich handelte. Ein Zweihorn sieht nämlich aus wie ein Einhorn, nur hat es statt des einen Horns, das so lang ist wie ein Vorderbein, zwei Hörner auf der Stirn, die jeweils halb so lang sind. Auch diese Hörner stehen im Winkel von $22,5^\circ$ in die Höhe, und sie haben Jahresringe. Da das kleine Zweihorn, wie gesagt, noch ganz jung war, konnte man die Jahresringe noch ganz deutlich sehen. Zweihörner sind aber nicht weiß wie die Einhörner, sondern haben eine sanfte, aber sehr intensive Farbe. Es gibt pfirsichfarbene, blaßgrüne, blaßblaue, neapelgelbe, zartpurpurfarbene und eben – aber nur ganz selten – beigefarbene Zweihörner. Manche

Märchenerzähler behaupten, es gebe außer Einhörnern und Zweihörnern auch noch Siebenhörner, aber das trifft nicht zu; jedenfalls habe ich noch nie eines gesehen.

Das Einhorn wußte sofort, daß es sich um das kleine Zweihorn kümmern mußte. Es fragte: "Wie heißt du denn? Hast du Hunger? Seit wann liegst du hier? Fürchtest du dich? Möchtest du auf meinem Rücken reiten?" Es war nämlich sehr besorgt um das kleine Zweihorn; aber dieses war so jung, daß es noch kaum sprechen gelernt hatte, und deshalb gab es auf keine dieser Fragen eine Antwort, sondern blökte nur leise. Aber es wirkte nicht eigentlich unglücklich oder ängstlich, sondern nur etwas müde und schlief bald ein. Als es wieder erwachte, wiederholte das Einhorn seine Fragen, und das Zweihorn gab auch ein paar Worte von sich. Und dann traute sich das Einhorn schließlich auch zu fragen: "Wo sind deine Eltern?" Diese Frage war auch ein wenig selbstsüchtig, denn das Einhorn hoffte: "Vielleicht finde ich über dieses Zweihorn seine Eltern, und wo Zweihörner sind, sind meistens auch Einhörner, und dann wäre ich nicht mehr allein." Aber das kleine Zweihorn sprang nur mit zierlichen Schritten durch die Wiese und glänzte beige in der Morgensonne; antworten konnte es auf diese Frage nicht.

Das Einhorn sagte sich: "Ich muß mich um dieses Kind kümmern und es erziehen, denn sonst bleibt es nicht lange am Leben. Ich muß es vor den Menschen warnen und ihm beibringen, wem es vertrauen kann und wem nicht." Und dabei seufzte es laut auf, denn es wußte, daß das besonders schwierig war und daß ein Zauberwesen dafür eine sehr lange und gründliche Erfahrung braucht. Auch meinte das Einhorn, daß sein Zögling einiges von den Menschen lernen könne, zum Beispiel Lesen und Schreiben. So zogen Einhorn und Zweihorn also durch die Wälder und die Flußebenen; jedesmal, wenn sie dabei an einer Buche vorbeikamen, blieben sie für einen kurzen Schreibunterricht stehen, so daß das Zweihorn schon sehr bald alle Buchstaben kannte und sogar in verschiedenen Alphabeten, ebenso die Ligaturen und Abkürzungen.

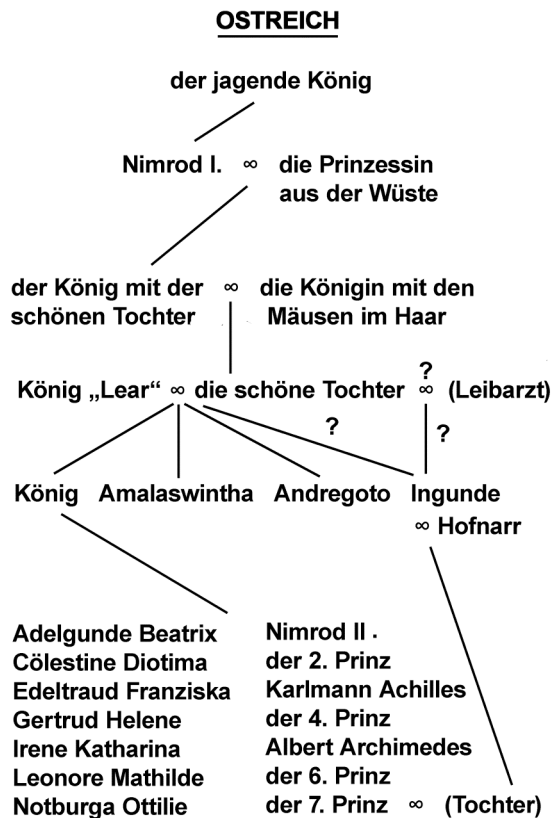
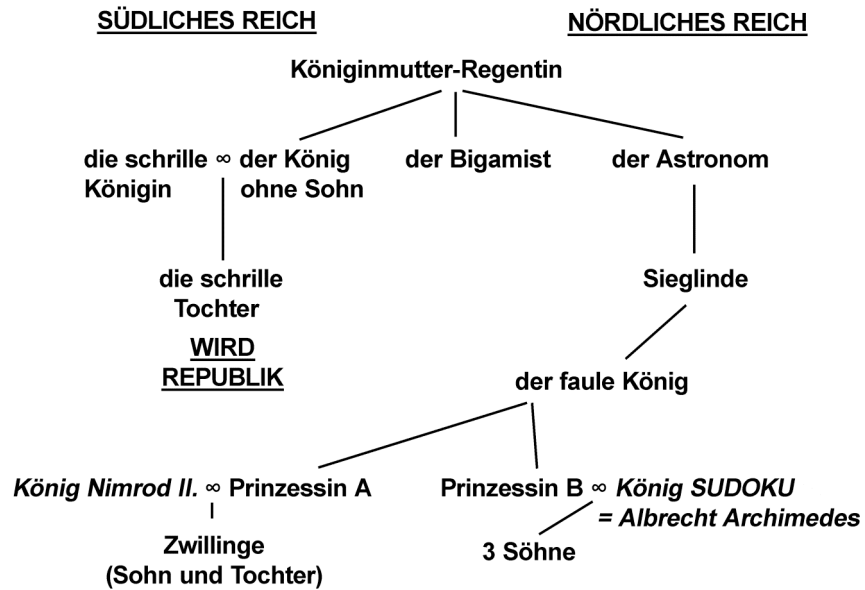
Das Zweihorn hielt das Einhorn für seinen Vater oder seine Mutter, wie das kaum anders zu erwarten war. So zogen sie – das Einhorn leise hoffnungsvoll, das Zweihorn zutraulich und unbekümmert – durch die Wälder, bis das Zweihorn eines Tages fragte, warum sie beide unterschiedlich viele – nicht Finger, wie in einer anderen Geschichte* –, sondern unterschiedlich viele Hörner trugen, das große eines, das klei-

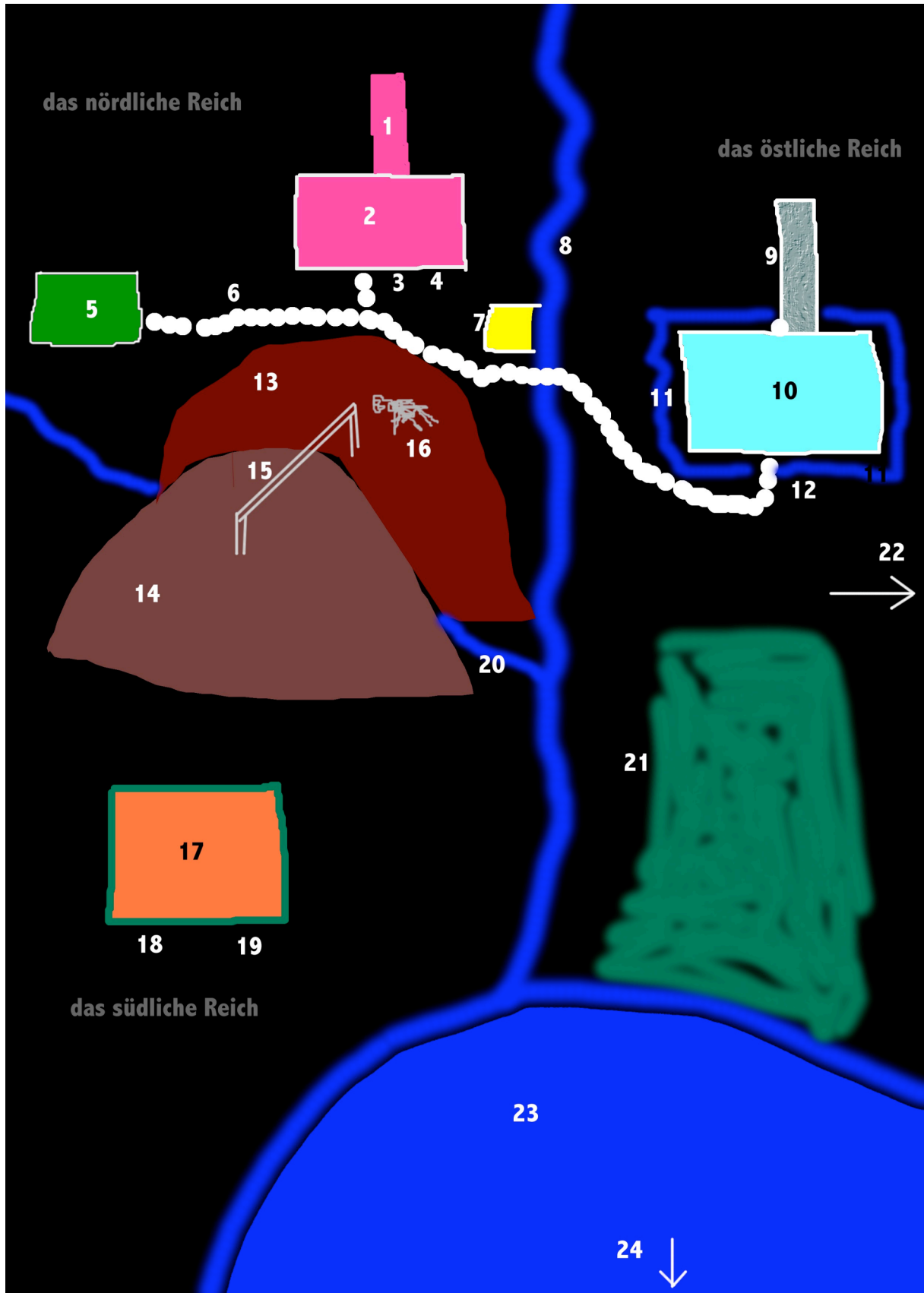
ne zwei. Das Einhorn antwortete ausweichend, denn es ahnte, wie das Zweihorn auf die Antwort reagieren würde. Es beriet sich bei dem großen Wasserfall mit dem Minivampir, aber dieser sagte: "Du mußt ihm die Wahrheit sagen, denn es wird sie ohnehin herausfinden."

Das geschah dann auch. Ich meine, das Einhorn erklärte dem Zweihorn, das inzwischen schon fast so groß war wie das Einhorn, nur noch sehr viel zarter gebaut, daß sie beide nicht derselben Art angehörten und daß es irgendwo zwei Zweihörner gegeben haben müsse, die seine Eltern seien. Da erklärte das Zweihorn: "Ich will sie suchen" und trabte davon. Das Einhorn weinte wiederum drei Tage lang blaue Tränen, dann lief auch es davon, um dem Zweihorn bei seiner Suche zu helfen – und vielleicht auch bei seiner eigenen endlich Erfolg zu haben. Und je weiter sie sich entfernten, um so mehr entfernte sich auch der Zauber der Märchenwelt.

"Da hat er uns aber eine melancholische Geschichte aufgetischt, unser Märchenerzähler", meinte Prinzessin Amalasintha und setzte ihre Brille ab. "Ja", erwiderte Prinzessin Andregoto, sobald sie ihren Reizhusten überwunden hatte, "manchmal hat er solche Anwandlungen. Aber auch ich finde die sanften Erzählungen eigentlich schöner. Und ein bißchen Hoffnung war ja doch darin." – "Manchmal ist er aber auch ganz schön boshaft. Erinnerst du dich noch, wie er" – "Ja, ich weiß, was du meinst, aber ich fand die jetzige Erzählung schöner." Und während die beiden Prinzessinnen, die schon etwas schwerhörig waren, sich noch unterhielten, war ein seltsames Wesen ins Zimmer getreten, das irgendwie endgültig aussah. Amalasintha dachte noch nach, wer das sein könne, aber Andregoto, die schon immer etwas mehr mit dem Mund vorneweg war, hatte es schon gefragt: "Und wer bist du?" Das Wesen antwortete: "Ich bin das Ende des Märchenbuches."

Genealogische Tabellen und Landkarte





Legende zur Landkarte

- 1: das alte Observatorium
- 2: das Schloß des faulen Königs
- 3: Schulmuseum
- 4: Museum für historische Technik
- 5: Jagdschloß(hausen)
- 6: die ICE-Strecke
- 7: die Musikschule
- 8: der große Fluß, der das östliche Reich vom nördlichen und südlichen trennt
- 9: das neue Observatorium
- 10: das Schloß der schönen Prinzessin sowie von Amalasintha, Andregoto und Ingunde
- 11: der Schloßgraben, wo die Nymphen wohnen
- 12: das Schloßmuseum
- 13: das nördliche Gebirge
- 14: das südliche Gebirge
- 15: die Brücke der verwunschenen Königinnen
- 16: das versteinerte Pferd
- 17: das Schloß des Königs ohne Sohn
- 18: die Multimediaschule
- 19: das Historische Museum der Republik
- 20: der kleine Fluß, der das nördliche vom südlichen Reich trennt
- 21: der Wald der Phantasie (später im Meer versunken)
- 22: zum ganz östlichen Reich, das sich bis zur Wüste erstreckt
- 23: der Ozean
- 24: zu den Staaten südlich des Ozeans

Professorales Nachwort

Sie haben, verehrter Leser, nicht nur eine Sammlung von Märchen gelesen, obwohl das keine seriöse Lektüre aus dem Bereich der "schönen Literatur" war, sondern Sie haben Sie jetzt sogar in dieses "professorale" Nachwort geschaut. Was erwarten Sie dort eigentlich? Nun ja, seien wir nicht so streng mit Ihnen, ein paar Kommentare sind schon ganz nützlich.

Sie haben bereits gemerkt, daß es in diesen Märchen nur eine Grundregel gibt: es kommt immer ganz anders, als man erwartet. Und warum auch nicht? Ich selbst habe beim Schreiben dieser Geschichten sehr viel Neues erfahren: ich wußte zuvor nichts über die Intelligenz von Feen, über die Diskretion von Haushaltsgeräten usw. Und ich war mehr als einmal erstaunt, wie sich eine Geschichte entwickelt hat – nämlich ganz anders, als ich anfangs gedacht hatte. Womit wir wieder bei der Grundregel sind.

Und warum schreibt ein Geschichtsprofessor Märchen? Etwa, weil er seinen Studenten Märchen erzählt und mit der Phantasie ergänzt, was die Quellen nicht hergeben? Hoffentlich nicht! Oder doch eher, weil er es bei jeder Verlautbarung der Bildungspolitik mit Märchen zu tun hat? Das Urteil überlasse ich Ihnen.

Sie haben auch schon gemerkt, daß die Märchen etliche Anspielungen auf die wirkliche Welt enthalten. Anders als in der seriösen Literatur ist das kein Zufall, oder etwa doch? Alle Anspielungen haben Sie nicht verstanden, deshalb folgen hier einige Erläuterungen, mit deren Hilfe Sie dann weiter auf Konnotationsjagd gehen können. Sicher haben Sie auch Anspielungen gefunden, wo ich gar keine gemacht habe – um so besser!

Und noch eines: anders als in gewöhnlichen Märchen gibt es Zusammenhänge zwischen den einzelnen Erzählungen, die sich Ihnen am besten erschließen, wenn Sie meine Reihenfolge einhalten. Am Schluß des Bandes finden Sie auch eine Genealogie der Königshäuser und eine Landkarte.

Hier also der Apparatus critico-exegeticus fabularum:

1. Märchen

Jagdscenen: wie die Malereien dorthin gekommen sind, erklärt das 10. Märchen (Der König auf der Jagd); die Qualität war offenbar nicht sehr hoch.

Geheimer Makel: tatsächlich wurden früher die Prinzessinnen vor der Eheschließung von einem Arzt des Bräutigams auf geheime Makel untersucht, wobei sie sich vollständig ausziehen mußten. Dies berichtet etwa die Schwester Friedrichs II. von Preußen in ihren Memoiren.

Artischocke im Haar: Marie Antoinette ließ sich einmal eine Auswahl an Obst in die Hochfrisur dekorieren, um sich über das Hofzeremoniell lustig zu machen. Wie man weiß, ist ihr das auf die Dauer nicht gut bekommen.

Fräulein von und zu Tigerklau: offenbar aus einer besonders alten und vornehmen Familie, die, wie das "von und zu" angibt, noch auf ihrem namengebenden Stammschloß wohnte.

Büffelhaar aus Amerika: die Helmbüsche der Offiziere der königlich bayerischen Armee bestanden tatsächlich aus amerikanischem Büffelhaar.

2. Märchen:

"ich weiß nicht, ob": natürlich war er es, vgl. den Stammbaum unten auf S. 187.

Amalasintha, Andregoto und Ingunde: die drei Namen sind nicht erfunden. Amalasintha war die Tochter Theoderichs des Großen, eine hochgebildete Frau, die sich freilich in der Männergesellschaft der Ostgoten des 6. Jahrhunderts letztlich nicht behaupten konnte; ihre Namensvetterin hier wird ihr noch alle Ehre machen. Andregoto war eine Gräfin von Barcelona. Ingunde war die Tochter des Merowingischen Königs Sigibert. Sie heiratete Hermenegild, den Sohn des spanischen (westgotischen) Königs Leowigild und durfte, obwohl die westgotische Königsfamilie der arianischen Konfession angehörte, ihren katholischen Glauben beibehalten. Sie begann sofort mit penetranten Bekehrungsversuchen und stachelte ihren Mann zum Aufstand gegen seinen Vater an, in dessen Verlauf er schließlich ums Leben kam. Als Trotzmaßnahme gegen den Vater nahm Hermenegild die Konfession Ingundes an; deshalb gilt er als Märtyrer des Katholizismus.

"nachts fleißig übte": Karl der Große läßt grüßen.

Aufgabe der Königin: in der Tat war dies im Mittelalter die subtile Rollenverteilung zwischen König und Königin.

unbekanntes Schicksal des Leibarztes: warten wir's ab, es gibt ja noch mehr Märchen! Und wenn nicht in diesem, dann in einem späteren Band.

3. Märchen:

Friedrich Wilhelm: gemeint sind natürlich Friedrich Wilhelm II. und III. von Preußen.

Am Abend ist Winter: eigentlich sagte er noch etwas anderes, aber diese Variante war für den Text zu unanständig.

auswärtiges Mitglied, Berichterstatterin: vgl. das Bayerische Hochschulgesetz.

Salonwagen: ich stelle ihn mir vor wie den Luxuswagen Honneckers.

4. Märchen:

klug regiert: so wie die bayerischen Minister unter Ludwig II., während dieser Schlösser baute.

kein Wein: der Abstieg erfolgte also durch das nördliche Königreich, aber die Dramaturgie des Märchens hätte auch einen Abstieg durch das südliche Reich zugelassen.

5. Märchen:

sächsische Kanzlei: in Wirklichkeit nannte Luther auch noch die Kanzlei Kaiser Maximilians, aber wer weiß das schon?

der König lächelte: warum, erfährt der geneigte Leser im 7. Märchen.

Zielvereinbarung: eine Verpflichtung, Ergebnisse zu erreichen, ohne daß man die geringste Ahnung hat, wie das gehen soll. Wird von den Politikern häufig mit dem Ergebnis selbst verwechselt.

Staumeldungen für die Hauptstadt: also wie in Bayern, wo die Verkehrsmeldungen sämtliche Staus in München erwähnen (und in der Regel nur diese).

Ötzi: so ganz stimmt das nicht. Aber beiläufig darf man schon fragen, ob nicht auch Ötzi ein Recht auf Totenruhe hat?

Plumpsklo: das entstammt nicht der Phantasie des Märchenerzählers. Solche "Kloakenfunde" gibt es wirklich, etwa aus der Lübecker Ratsschule.

6. Märchen:

siebte Söhne, übernatürliche Kräfte: keine Erfindung, sondern Praxis der französischen (und deshalb natürlich auch der englischen) Könige bis ins 19. Jahrhundert. Die "rois thaumaturges" heilten durch Handauflegung die Skrofeln, und dieselbe Kraft schrieb man auch den siebten Söhnen zu.

Bedeutung der Münzen und Scheine: man sagt, daß auch die englische Königin einen solchen Unterricht nötig hätte.

Wildspezialitätenrestaurant: vgl. dazu das 10. Märchen (Der König auf der Jagd). gegen die neue Rechtschreibung demonstrierten: Bravo!

KRONENBILD: für die Leser aus Österreich: die BILD-Zeitung ist das deutsche Pendant der "Kronenzeitung"; für die Leser aus Kleindeutschland: umgekehrt.

der "Schrille Reichstag": warum nicht? Es gibt ja auch einen "geharnischten Reichstag" und in England ein "langes Parlament", ein "unbarmherziges Parlament" usw. und neuerdings wohl ein "Parlament der Affen".

des Königreichs Verweserin: vgl. den Prinzregenten Luitpold als "des Königreichs Bayern Verweser".

mehr Rechte: der (alte) Prinzregent war klug genug, genau das nicht zu tun.

gläserne Kuppel: nicht der einzige Fall einer Kuppel über einem Sitzungssaal, deren Notwendigkeit sich beim besten Willen nicht erklären läßt.

7. Märchen:

modularisieren: es sollten also die Ausbildung zum Diplomastronomen durch einen Studiengang "B. A. Astronomy and Galaxy Science" ersetzt werden.

Blähbauch und Rostlaube: nicht eben höflich, aber in der Sache richtig. Insbesondere der Mars erweist sich, seit wir ihn direkt betrachten haben, als noch viel öder und langweiliger und bräunlicher als zuvor (von wegen "roter Planet!").

Nebra: auf der Mondscheibe von Nebra sind ja angeblich die Plejaden abgebildet. Tatsächlich handelt es sich viel eher um eine schematische Darstellung des Himmelspols.

8. Märchen:

Fähigkeiten eines Ritters: die Liste umfaßt die *septem probitates*, die der Knappe analog den *septem artes liberales* erlernen soll.

Observatorium im Nachbarreich: vgl. das 7. Märchen.

Topflappen häkeln: was bekanntlich sogar Männer zustande bringen!

9. Märchen:

Zu diesem Märchen gäbe es keine Anmerkungen.

10. Märchen:

Hier endet ... : Plagiat bei Kaiser Hadrian.

12. Märchen:

Gematrie: die Technik, Namen dadurch in Zahlen umzusetzen, daß man das a als 1, das b als 2 usw., das k als 10, das l als 20 usw. interpretiert. Die berühmteste (und bis heute nicht gelöste) gematrische Gleichung ist die ominöse 666. Für den Namen des Märchenerzählers ergibt sich 665.

in Ohnmacht gefallen: im 1. Märchen.

acht Staatsspiegel: warum es nur noch acht waren, erfahren wir sogleich. Manchmal geht auch im Märchen die Reihenfolge drunter und drüber.

wie lange: nun ja, bekanntlich kommt etwas, das einmal ins Internet geraten ist, dort nie wieder heraus ...

13. Märchen:

rosa Elefanten: die gab es wirklich, allerdings für 99 DM, und man konnte dafür so weit fahren, wie man wollte.

der Fluch der 318 Väter: keine Erfindung; sondern das Konzil von Nizäa, das den Ketzer Arius verfluchte, hatte der Legende nach 318 Teilnehmer. Deshalb wird später in der Sanctio negativa der frühmittelalterlichen Bischofsurkunden gerne der "Fluch der 318 Väter" angedroht.

14. Märchen:

Bullshit-Bingo: das ultimative Spiel für Sitzungen mit aufgeblasenen Teilnehmern.

neunschwänzige Katze: eine etwas platte Anspielung auf die SUDOKU-Neun.

SUDOKU 666666: dieses Super-SUDOKU scheitert natürlich schon allein daran, daß 666666 keine Quadratzahl ist. Die nächst benachbarten Varianten wären $817^2 = 667489$ und $818^2 = 669124$. Als "Ewigkeitsvariante" wäre ein 888er-SUDOKU zu empfehlen, mit Kantenlänge 788544, aber das sieht nicht so schön teuflisch aus. Übrigens ist es unklar, ob die "Teufelszahl" 666 oder 616 beträgt.

neunschwänzige Katze (zum zweiten Mal): er ist etwas gewalttätig, unser König.

16. Märchen:

wer dazugehört: das soll es bei anderen nachgespielten Hochzeiten ja auch geben.

18. Märchen:

Familie der Könige: wie in Byzanz, dessen Herrscher sich als Vater der anderen Könige definierte, die auf diese Weise ein Existenzrecht erhielten, ohne daß der Anspruch des Kaisers, der eigentliche und einzige Weltmonarch zu sein, gestört wurde.

nicht bellender Hund: wie in Lateinamerika vor Kolumbus.

Handkuß: daß ein Handkuß für eine Politikerin keineswegs Galanterie bedeuten muß, habe ich an anderer Stelle erläutert; er bedeutet nämlich in Wirklichkeit, daß Frauen eine Sonderbehandlung erfahren, weil sie in der Politik eigentlich nicht zu suchen hätten.

Hoftheaterintendant: es soll vorkommen, daß freiherrliche Intendanten selbst etwas hektisch sind.

19. Märchen:

Wappen schraffiert: das ist tatsächlich möglich. Das Rot im Wappen wäre mit waagerechten Strichen darzustellen, das Gold durch Punkte.
verfluchte Zweiheit – verruchte Dreiheit: oh je! Was hat das Konzil von Pisa hier zu suchen?

21. Märchen:

die Tanten: also die älteren Amalasintha und Andregoto.

Shakespear: vgl. das 2. Märchen.

Euroword: es gibt bzw. gab noch andere Währungseinheiten als den Euro.

22. Märchen:

ingeheizt: eigentlich sollte hier "ingeheizert" stehen, aber diese lokale Anspielung wäre zu schwer zu verstehen.

logisch hergeleitet: hört! hört!

25. Märchen:

Vinantis: vgl. Vineta und Atlantis.

1054: in diesem Jahr entstand bekanntlich der Crabb-Nebel.

27. Märchen:

Dudley: für die, die es wirklich nicht wissen: vgl. Harry Potter.

Sinnierer-Medien: "sinnieren" ist ein Synonym für "denken" (nur lokal verständliche Anspielung).

Vigilius: das ist die lateinische Namensform des griechischen Gregor.

28. Märchen:

Leutnant en suite: ein überzähliger Leutnant, da er als Prinz ja keinen richtigen Dienst tun konnte; er war ja auch noch viel zu jung dafür.

Pisawebchen: wer kennt sie nicht, die gackernden jungen Frauen, die die Ergebnisse der PISA-Studie ins Bodenlose ziehen?

letztes Märchen:

Autor, der selbst Einhorn hieß: dieses Buch und diesen Autor gibt es wirklich.

andere Geschichte: "Enemy mine".